



Sammlung  
der besten deutschen  
profaischen Schriftsteller  
und  
Dichter

Acht und achtzigster Theil.



Dusch moralische Briefe.

---

Mit allerhöchst-gnädigst Kaiserlichem Privilegio.

---

Carlsruhe  
bey Christian Gottlieb Schmieder  
1778.



Moralische  
B r i e f e

zur  
Bildung, des Herzens.

---

*The Libertine, who, lost in guilty joys,  
Scorns heav'n's just love, and shuns the preacher's voice,  
Won by the artfull tales of gen'rous deeds,  
Shall feel the wish to copy what he reads.*

ROWE.



Zweiter Theil.

---

Mit allerhöchst-gnädigst Kaiserlichem Privilegio.

---

---

Carlsruhe  
bey Christian Gottlieb Schmieder  
1778.

Switzerland

1778

Switzerland

Switzerland

1778

Switzerland

Switzerland

Switzerland

Switzerland

1778



Schreiben  
an  
Ihro Hochwohlgebohrnen,  
den  
Herrn  
Benedict Goldemar  
von Ahlesfeld,  
Königl. Dänischen Hoffunker.

Erstlich  
von  
Ihre Durchlaucht  
dem  
Fürsten  
Christian August  
von Sachsen  
Königliche Bibliothek



Mein theuerster Herr  
Hofjunker!

**I**ch darf mich bei Ihnen nicht  
lange entschuldigen, daß ich  
dem zweiten Theile meiner Briefe  
die Ehre mache, ihm Ihren Na-  
men vorzusetzen. Sie wissen, in  
welcher Verbindung ich mit Ihnen  
zu stehen das Vergnügen habe;  
was meine Pflicht gegen Sie von  
mir fodert: wie sehr ich wünsche,  
sie ganz zu erfüllen: wie hoch ich  
Sie schätze — mit einem Worte,

Zuschrift.

Sie wissen alles, was mich veranlassen konnte, diese Bogen Ihnen zuzuschreiben.

Welche unter den vielen Absichten, die ich haben konnte, Sie sich auch besonders denken möchten: so bin ich doch von jeder versichert, daß Sie sie billigen werden; denn die Eine, die man oft bei Zuschriften zu haben pflegt, wird Ihnen bei dieser gewiß nicht einfallen.

Der Inhalt dieser Briefe ist mit den ersten von gleichem Stoffe; nur in einigen ist der Ton verändert. Da der erste Theil fast durchaus ernsthaft redet; so habe ich in einigen Briefen dieses zweiten einer sittsamen Satyre, wenn mir dieses sonst etwas stolz klingende Wort erlaubet ist,

### Zuschrift.

ist, Raum gelassen. Die Hauptabsicht aber ist in beiden dieselbe; die Bildung des Herzens. Ich hoffe daher, nicht nur, daß Sie Ihren Namen gern vor einer Schrift sehen, worinn Sie Züge der Tugend, und eines edlen Herzens, wahre Grundsätze und Sittenlehre finden werden, die Sie selbst lieben, besitzen und ausüben; ich hoffe auch, daß Ihnen dieses an sich sehr geringe Geschenk, wenn ich es ein Geschenk nennen darf, von einigem Werthe seyn wird: so bald Sie es für ein aufrichtiges Zeugniß ansehen wollen, wie sehr ich Ihren Bestand, Ihr glückliches Genie, und insbesondere Ihr Herz schätze.

Noch eine andere Absicht, mein theurester Herr Hofjunker, war

Zuschrift.

keine der geringsten. Da ich Sie bald verlieren werde; so wünschete ich, nicht von Ihnen vergessen zu werden. Kann dieses kleine Geschenk wichtig genug seyn, mich bei Ihnen im Andenken zu erhalten, so hat es seinen Zweck völlig erreicht.

Ich werde nie aufhören, von ganzem Herzen zu seyn,

**Erw. Hochwohlgebohrnen**

ganz ergebenster Diener,

**J. J. Dusch.**

**Bors**



## Vorbericht.

**S**ich habe bei dieser zweiten Ausgabe dieses andern Theiles meiner Arbeit, den Lesern nur sagen wollen, daß der Beifall, womit sie meine moralische Briefe aufgenommen haben, mir sehr angenehm ist, ohne mich eitel zu machen. Ich weiß es, auch aus eigener Erfahrung, wie geneigt man in der Hitze des Lesens ist, wenn man nicht eben mit kritischen Augen liest, um einer guten Stelle willen, eine mittelmäßige zu übersehen.

Ich

## Vorbericht.

Ich habe mich in der Ausbesserung dieses Theiles nach eben der Vorschrift richten müssen, die ich mir bei dem ersten machen mußte. Die Veränderungen betreffen daher nicht ganze Briefe, sondern nur einzelne Stellen: Das Buch ist also das erste geblieben; und es wird niemand gezwungen seyn, Ein Werk zweimal zu kaufen.

Ich werde übrigens aufgesodert, meine Briefe fortzusetzen; und da ich die gute Aufnahme der ersten Theile ganz wohl für einen Wink des Publici ansehen kann, daß es mehr von solchen Briefen zu lesen verlangt; so bin ich darauf bedacht gewesen, sie fortzusetzen; und ich kann auf die nächste Ostermesse einen dritten Theil versprechen.



Inhalt.



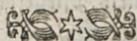
## Inhalt.

---

1. Zerim an den Charites.	S. 3
2. Zerim an eben denselben.	23
3. Zarine an den Jaquer.	46
4. Zarine an denselben.	52
5. Zerim an den Charites.	61
6. Zerim an seinen Vater.	79
7. Silia an den Parmenides.	100
8. Silia an eben denselben.	106
9. Silia an eben denselben.	109
10. Criton an seinen Sohn.	122
11. Syphon an den Criton.	134
12. Strato an seinen Sohn.	163
13. Sophron an seinen Pflegesohn.	175
14. Sophron an eben denselben.	191
	15.

## Inhalt.

15. Sophron an eben denselben.	S. 203
16. An denselben.	224
17. An denselben.	245
18. An denselben.	258
19. Strephon an den Eterontes.	274
20. Sperchon an den Syrmes.	287
21. Zarem an den Sperchon.	301
22. Zarem an seine Stella.	309
23. Stella an den Zarem.	321
24. Kleomenes an den Hortensius.	334
25. Serena an den Smirnon.	342
26. Smirnon an Serenen.	349
27. Sorem an den Aretes.	357
28. Sorem, der Vater, an seinen Sohn.	367
29. Terses an Sorem, den Vater.	375
30. Sorem an seinen Vater.	386
31. Phädon an seinen Sohn.	393
32. An denselben.	416



Mora

# Moralische Briefe

zur

Bildung des Herzens.

Zweiter Theil.

II







## I. Brief.

### Zerim an den Charites.

**W**enn das Glück deine Tugend, die Redlichkeit deines Herzens, die Freundschaft, die du meinem bekümmerten Vater bezeugest, und die Liebe, die du für seinen nichtswürdigen Sohn trugest, belohnet hat; so muß jede Stunde deines Lebens so ruhig, so glücklich gewesen seyn, als das Leben deines verlohrnen Freundes unglücklich und elend ist.

An mir hat der Himmel seine Gerechtigkeit bewiesen: ich bin unter denen, die unglücklich sind, der Allerunglücklichste; und um das Maas meiner Leiden voll zu machen, sagt mir mein eigenes Gewissen, daß ich kein besseres Schicksal verdiene.

W a

Wenn

Wenn ich, dein Beleidiger, noch wagen darf, die heilige Ruhe deiner Seele durch meinen Kummer zu stören: wenn ich von dem, den ich zu Thränen über das Schicksal seiner geliebten Schwester zwang, nach der grausamsten Wunde, die ich dir beibrachte, noch eine Thräne des Mitleids fordern darf, Redlichster! so höre, wie der Himmel dich und deine Schwester an mir rächet. —

Oder hast du mich aus deinem Gedächtnisse verstoßen, und darf meine Reue keine Vergebung mehr hoffen? — Ach! nein; mache das Maas deiner Freundschaft voll, und versage dem, den du im Leben nicht glücklich machen konntest, den Trost nicht, daß er zum wenigsten ruhiger sterben könne. Erlaube, daß ich dir alles schreibe; daß ich mein ganzes Herz vor dir ausgieße, und wenigstens als ein Unglücklicher die Vergebung hoffe, die du dem Lasterhaften versagen mußt. Oder wenn ein muthwillig gesuchtes Unglück kein Mitleiden fordern darf: so verzeihe dem nichtswürdigen Sohne um des besten Vaters willen.

Doch was sage ich? Ich Unglücklicher! wenn ich auch alles von deiner Freundschaft hoffen dürfte,

Jerim an den Charites.

dürfte, weiß ich, ob dieses Blatt, was ich mit meinen Schmerzen beschreibe, jemals in deine Hände kommen wird? — Ich bin fortgestossen aus der Welt; an die äußerste Gränze hingeworfen, wo die Menschlichkeit aufzuhören scheint; unter Barbaren, die sich eine Freude machen, Menschen zu quälen. Die übrigen Menschen eines bessern Erdtheils sind für uns, als wenn sie gar nicht wären. — Kaum saget uns dann und wann, wenn die Begierde, reich zu werden, oder der Sturm ein Schiff an unsere Küsten treibt, eine Nachricht, daß auffer diesem Welttheile noch Menschen leben, Gebirge, Erdstriche und Meere verzaunten uns von der Gemeinschaft mit ihnen: und kann ich mir schmeicheln, daß das Schicksal, welches mich von ihnen ausgestossen hat, meine Seufzer zu ihnen hinüber bringen werde?

Dennoch will ich schreiben, weil ich eine Erleichterung meiner nagenden Sorgen im Schreiben finde. Ich will mich mit meinem Geliebten unterreden, als wenn er gegenwärtig wäre: und wenigstens mein Blatt zum Zeugen meiner Reue machen, wenn mein Verhängniß mir nicht erlau-

bet, den Menschen Klagen zu können. O! welche eine angenehme, welche eine süsse Erleichterung, wenn ich weinen und schreiben kann? Die Empfindungen strömen so stark, wie meine Thränen, in Klagen aus, und jede scheint mein gedrängtes Herz zu entlasten.

Das ist also meine beständige, meine liebste Beschäftigung; die einzige Zuflucht in meinem Unglücke. Wenn der heisse Mittag mir, von der Arbeit Ermüdetem, auf den am Meere gelegenen Felsen die Ruhe einer Stunde erlaubet; wenn meine Gefährten hingestreckt liegen, um sich durch einen kurzen Schlaf zur neuen Arbeit zu erquickten: so suche ich am Gestade, unter traurigen Felsen eine Einöde, und beschreibe jedes Blatt, was der Zufall mir in die Hände wirft, mit meinen Empfindungen. Die traurigen Fichten, die über mir rauschen; die wild zusammengebirgten Felsen, die über einander hängen, hin und wieder mit einem verdorrtten Gesträuche bekleidet; die tiefen Höhlen der Felsen, die meine Seufzer wiederhallen, bilden eine wilde Scene um mich, die so schwermüthig und bde ist, als mein Herz.

Hier

Hier sitze ich, sinne, empfinde, seufze, weine und schreibe: denn Seufzen, Weinen und Schreien — ach! traurige Beschäftigung! — ist izt das Angenehmste, was ich thun kann. Glaube nicht, mein liebster Charites, daß dieser der erste Brief ist, den ich an dich absende. Er wiederhohlet nur meine täglichen Seufzer, und saget dir das noch einmal, was ich tausendmal vielleicht umsonst gefaget habe. Wie hat sich nicht meine Hoffnung, aus deiner Welt eine Nachricht zu hören, von einem Tage zu dem andern verträstet? Ich segnete jeden Wind, der von euren Ufern blies; und glaubte mit jedem Schiffe, dem mein Auge in weiter Ferne sehnsüchtig entgegen sah, einen Brief zu empfangen. Was hoffet nicht der Unglückliche! Aber welche Hoffnung wird ihm erfüllet! Niemand kennet mich mehr, ausser Barbaren, deren Gesellschaft ich gern mit der schrecklichsten Einsamkeit vertauschen wollte. Kein Bothe fraget nach mir, keiner hat mir einen Brief zu geben, keiner ein Wort zu sagen. Was hat auch die bessere Welt mit Nichtswürdigen zu schaffen, welche der Zorn des Schicksals aus ihrer Gesells-

schaft verstoßen hat? Was hat die Freundschaft mit einem Undankbaren für Gemeinschaft, der alle ihre Rechte mit Füßen trat?

Aber doch will ich, nach tausend vergeblichen Briefen, nicht aufhören zu schreiben, so lange noch mein Herz schlagen und empfinden, und meine Hand schreiben kann.

Ich will nicht deine Wunden wieder eröfnen. Wenn ich dich nur von meiner innigsten Reue überzeugen könnte, ohne das schwarze Register meiner Beleidigungen zu durchlaufen, und für jede mit Thränen zu bezahlen: so möchten sie alle in der tiefsten Vergessenheit begraben liegen. Aber an den Tag, wo ich dich zum letztenmale sah, an diesen unglücklichen Tag muß ich dich erinnern.

Der letzte Schritt zu meinem Elende war gesehen: mein Vater war arm; die letzte Summe, die ich durch eine unselige Lüge aus seiner Hand gewunden hatte, um eine Schuld zu tilgen, dieser letztere Ueberrest von seinem ganzen Vermögen, der sein Haus vor den grausamen Händen der Gläubiger schützen sollte, war schon in den raubbegierigen Klauen der Spieler. — Welche Quaal  
ist

ist der Erinnerung zu vergleichen, wenn ich die Worte bedenke, die er sprach, als er sie mir übergab! Thränen standen in seinen Augen: doch zwang er sich, mir seine Betrübniß zu verbergen. Ich sah, wie er mühsam sein Gesicht erheitern wollte, um mir einen Vorwurf zu ersparen, der mich hätte tödten müssen, wenn mein Herz damals nicht fühlloser gewesen wäre, als igt. — Dennoch entfiel dem unglücklichen Greise eine Thräne, die er nicht halten konnte. „Nimm dieses Geld, sagte er, befriedige meinen Gläubiger. „Es ist das letzte Vermögen, was ich habe: diese Summe, und das Haus, worinn ich geboren bin, und worinn ich gern meine Augen schließen möchte, ist alles, was ich übrig habe. Aber nimm das Geld: ein ehrlicher Namen kann nie zu theuer bezahlt werden.“

Ich gieng mit einem gerührten Herzen, seinen Befehl auszurichten: aber vielleicht war mein Schicksal schon bestimmt! Der Gläubiger war nicht zugegen: ich kehrte wieder zurück. In der allerunglücklichsten Stunde fiel es mir ein, diesen Augenblick, wo mein Herz noch gerührt war, zu

gebrauchen, und Zarinen bittere Vorwürfe zu machen, und ihrer verderblichen Liebe auf ewig zu entsagen. —

Sie hatte mich treulos gegen deine unschuldige Schwester gemacht: sie hatte angefangen, mich zu verderben: sie vielleicht sollte mein Unglück vollenden, und an mir zugleich die Laster rächen, wozu sie mich verführet hatte. — O! verwünschtes Andenken! o! unseligste Stunde meines Lebens! — Ich Thor glaubte, daß die Entrüstung, worin sich doch meine Liebe nur verkleidet hatte, um meine Vernunft zu hintergehen, wo nicht ein standhafter Haß, dennoch eine unüberwindliche Kalt sinnigkeit gegen diese Verrätherinn war!

Zarine sah mich, und empfing mich mit Gleichgültigkeit. Kannst du glauben, daß mir, der ich ihre schwarze Falschheit kannte, der ich in dem festen Entschlusse zu ihr gieng, um wenigstens mein Unglück mit bitterm Vorwürfen zu rächen, der ich durch diese Gleichgültigkeit nur noch mehr berechtigt war, meinen Entschluß auszuführen; kannst du glauben: daß mir eben diese Gleichgültigkeit unerträglich wurde? — Meine unselige  
Liebe

Liebe warf igt die Larve ab, worunter sie sich bisher verstecket hatte. Anstatt diese neue Ungerechtigkeith mit einer verdienten Verachtung zu bezahlen, rührte mich in diesem Augenblicke kein anderes Unglück, als die Furcht, Zarine zu verlieren. Ich war wieder ihr Klay: ich hatte keinen Entschluß mehr: mir fehlte sogar die Standhaftigkeit, ihr mit dem geringsten Vorwurfe zu erkennen zu geben, daß ich ihr meinen Untergang zuschrieb.

Zarine wußte schon, daß meine väterlichen Güter so gut, als in den Händen der Gläubiger waren. Sie hatte erfahren, daß er auf seine Länder die letzte Summe aufgenommen hatte, um eine Schuld zu bezahlen, welche sie genossen hatte. Kurz, sie wußte, daß ich nichts mehr besaß. Wenn meine unglückliche Leidenschaft noch den geringsten Gebrauch der Vernunft in meiner Gewalt gelassen hätte: wenn ich nicht ganz blind, ganz fühllos gegen alles andere, ausser meiner Liebe, gewesen wäre; so müßte ich gesehen haben, daß ihre Gleichgültigkeit aus den allerniederträchtigsten Bewegungsgründen floß; daß sie mich nur geliebt hatte, um sich meines Vermögens zu bemächtigen.

gen, und mich nun austieß, nachdem ich ausgezogen war. — Aber was sieht ein leichtsinniger Jüngling, der sich von dem Strom einer unsinnigen Liebe gänzlich hat hinreißen lassen!

Zwar vor einigen Augenblicken hatte ich diese Betrachtung bei mir selbst gemacht; hatte allen ihren hühlerischen Verräthereien nachgedacht; hatte mich überzeugt, daß Zarine eine Nichtswürdige war: aber wie lange ist der, der liebet, von der Bosheit seiner Geliebten überzeugt? Wie lange sieht er, wie lange hat er Vernunft, wie lange kann er gute Entschlüsse haben? — Ein Wort, eine Miene, ein Wink, ein Blick, so sind sie hin!

Wo war der Triumph, womit ich wenigstens noch meinen Ehrgeiz gegen meine Verderberinn zu sättigen mich entschlossen hatte! Ich zitterte vor meiner Beleidigerinn. Ein Blick warf mich zu ihren Füßen. Sie war die Beleidigte, sie war die Unglückliche: ich, ich war izt der Verbrecher. Kaum konnte ich in meiner Betäubung mich nach der Ursache einer so ungewöhnlichen Kalt Sinnigkeit erkundigen; kaum konnte ich ihr sagen, daß ich einen solchen Empfang nicht verdiente. Ich bin  
zwar

zwar unglücklich, sagte ich ihr, und sehe meine Güter in den Händen anderer, und dieses ist die letzte Summe — (ich zog den Wechsel hervor, und hielt ihn in der Hand) — die ich hin zu geben im Begriffe stehe — Du weißt für wen! aber wenn ich, nach dem Verluste alles Vermögens, auch noch den Verlust deiner Liebe auszustehen habe — Ach! Zarine hast du mich je geliebet; so gieb mir nicht Ursache, mich mit dem marternden Argwohn zu quälen, daß du izt gleichgültig wirst, da ich meiner Liebe nichts mehr aufzuopfern habe!

Zarine sah das Papier; sie schwieg einige Augenblicke, und schien nachzudenken. Darauf sah ich sie in einer heftigen Bewegung. Verschiedene mächtige Leidenschaften schienen in ihrem Herzen zu kämpfen; ihre Brust arbeitete; Blässe und Röthe wechselten auf ihren Wangen. Sie warf ihren Kopf in ihre Hand; sie schlug die Augen zur Erde; Thränen standen auf ihren Wangen. Ich sah ungewöhnliche Reizungen: ich erstarrte, wandte kein Auge von ihr; mein Herz flog wie das ihrige. Endlich stand sie ungestümm mit einem Seufzer auf, gieng eilend, mit brennenden Augen, schwachtenden

tenden Blicken, gedehneten Armen auf mich zu wandte sich wieder um, schlug die Hände zusammen, und seufzete: „Uimöglich! nein: ich kann nicht! — Aber er nennt es Kaltsinn: er nennt es Kaltsinn!“

O! verfluchte Kunstgriffe einer Buhlerin, wer kann euch widerstehen! Welche Laster verabscheuen wir, die wir zu begehen durch eine falsche, meineidige, grausame Thräne uns nicht hinreißen lassen! Ich stand, wie eingewurzelt: ohne die Worte Zarinens zu verstehen, erschütterten sie mein Innerstes. Sie schienen das Geheimniß eines tiefen Kummers, sie schienen Zärtlichkeit gegen mich auszubrüden: Das war genug für mich. Ich hatte kein Recht mehr: ich glaubete es, bei mir zu fühlen, daß ich kein Recht hatte: mein eigenes Herz schien es mir zu sagen; mein Gewissen so gar bestrafte mich. Worüber? — Was weiß ich! Obne daß eine andere Veränderung vorgegangen war, sah ich alles ganz anders. Zarine war unschuldig; Zarine war redlich und treu! denn sie weinte. Ihre grausame Gleichgültigkeit war nicht mehr die schwärzeste Falschheit; sie war Liebe, sie war Betrübnis

trübniß um mich, sie war Verzweiflung. Zarine triumphirte völig.

Saum konnte ich reden: doch meine Bewegung erlaubete mir noch, daß ich sie um Vergebung bat, daß ich ihr meinen Irrthum bekannte, daß ich nach der Ursache ihrer Unruhe fragte. Izt wandte sie sich wieder zu mir; ihre Thränen strömten: „Was suchst du? sagte sie. Bist du denn „der einzige, dem mein Unglück unbekannt ist? Ich „weiß, was du verlohren hast! Aber weißt du, was „ich verlohren werde? — Sie schloß mich fest in ihre Arme, und weinte an meiner Brust. Ich redete nicht; ich konnte nicht reden: ich war erstaunt, ich war betäubt, ich war auffer mir. Ich dachte nicht mehr an meinen Verlust; ich dachte nur an den ihrigen. —

„Ach! fuhr sie fort: konntest du mich so lange verlassen! — Welche Veränderungen sind unter dieser Zeit vorgegangen! — Izt, da ich mich „am Rande des Verderbens sehe, igt, da ich „mir nicht mehr zu rathen weiß, da wir scheiden „müssen, igt kömmt du! — Warum ersparest „du mir nicht wenigstens die Quaal, dich in „dem

„dem Augenblicke zu sehen, wo ich dich verlassen  
soll?“

Welch ein Dolch in meiner Brust! Was achtete ich igt den Verlust aller meiner ansehnlichen Reichthümer. Ich war zwar arm, und sah kein einziges vernünftiges Mittel, wie ich mir mehr, als einen dürftigen Unterhalt, verschaffen könnte: meine hohen Absichten, meine stolzen Entwürfe waren alle dahin: ich hatte meinen Credit und mein Ansehen mit meinem Vermögen sinken gesehen, und war der Verachtung so nahe, als der Armuth: aber ich hatte noch nichts verlohren, da ich hörte, daß ich Jarinen verlieren sollte. Wenn ich noch alles gehabt hätte, so hätte ich alles hingegeben, um sie zu behalten. Wie konnte ein so leichtsinniger, ein so gedankenloser, ein so unsinnig Verliebter Bedenken tragen, die letzte Summe, die er in Händen hatte, durch eine verzweifelte Freigebigkeit aufs Spiel zu setzen!

Izt stand mein völliger Untergang, meine Ehre, der gute Namen, der Ruin, das Leben eines unglücklichen Vaters in der Willkühr der raubfüchtigsten

figsten Buhlerin, welche jemals die Erde betreten hatte.

„Nichts, sagte ich, soll vermdgend seyn, dich mir zu entreißen. Ich werde mein Leben für nichts achten, wenn ich dich verlieren soll. Oder kann das Leben nichts beitragen, dich aus der Gefahr zu retten: so will ich das hingeben, was ich noch weit höher schätze, als jenes. Nimm diese Handschrift: sie ist die letzte, die ich verlieren, die letzte, die mein Vater schreiben kann. — Außerdem, was du hier verschrieben liest, bleibt uns nichts mehr — Baarschaft, Landgut, Gärten, Häuser — Alles ist hin. Eine Hütte hat er noch, der arme Greis, wo er sein Haupt hinlegen kann, wenn je die Sorgen und die Ausschweifungen seines unglücklichen Sohnes ihm die Ruhe erlauben. — Aber nimm sie; laß mich alle Gewissensquaalen empfinden, nur die Pein nicht, dich zu verlieren!“

Ich überreichte ihr die Handschrift auf zwei tausend Thaler: sie schlug meine Hand zurück, riß sich aus meinen Armen, verhüllerte ihr Gesicht, und verließ mich. Ohne mich anzusehen, rief sie

Mor. Br. 2. Th.

B

nur

nur mit einem tiefen Seufzer: „Laß mich unglücklich seyn, laß mich allein unglücklich seyn, aber nicht niederträchtig!“ Ohne sonst ein Wort zu sagen, floh sie in ein Nebenzimmer.

Diese scheinbare Probe der uneigennützigsten Liebe, der größten Verläugnung ihres eigenen Interesses, der edelsten Schaam, würde den Sieg der Zarine vollendet haben, wenn alle meine Entschlüsse nicht schon unter ihrem Befehle gestanden hätten. Wäre sie mehr, als Verstellung, wäre sie das gewesen, wofür ich sie hielt; so würde Zarine aller Regungen der Liebe und Ehrfurcht würdig gewesen seyn, die ein menschliches Herz für jede Tugend empfindet: so würdest du selbst die Liebe deines Freundes edel gefunden, und seine Untreue gegen deine geliebte Schwester vielleicht entschuldigt haben. So gewaltig, so hinreißend ist die Macht der Tugend auch über ein Herz, das sich selbst keiner Tugend rühmen kann. Aber welch ein Unglück, daß oft kein sichtbarer Unterschied die aller schwärzeste Bosheit und die edelste Tugend bezeichnet! daß der Schein die Stelle der Wahrheit vertritt: daß unsere besten Empfindungen uns oft

der Bosheit, dem Laster, dem Verderben in die Hände liefern! Unglückliche Jugend! Sie ist zu sehr Sklavinn ihrer ersten, ungeprüften Empfindungen, besitzt zu wenig Erfahrung, zu wenig Kenntniß der Winkel des menschlichen Herzens, um richtig von ihren Handlungen zu urtheilen. Jeder Schein ist bei ihr überwiegend: jeder unerwartete Vorfall, der sie rühret, ist stark genug, ihre Entschlüsse zu bestimmen. Ihr Herz überläßt sich mit wankelmüthiger Ungewißheit allen Leidenschaften nach der Reihe. Es zürnet, ergiebt sich, haßset, liebet, verabscheuet, verehret in einem Augenblicke.

Wenn die Unbedachtsamkeit der Jugend, wenn eine an sich edle aber voreilige Empfindung und Liebe zum Guten noch ein Laster, wozu sie verleiteten, entschuldigen können; so hätte vielleicht auch ich — Nein! das Verbrechen, einen Vater unglücklich zu machen, ist zu groß! Weg! mit allen Gedanken, die mir noch mit dem geringsten Scheine schmeicheln könnten, daß ich nicht ganz lasterhaft handelte. Ach! izzt kenne ich den Betrug, den unser eigenes Herz uns spielet! Jede Leidenschaft

chaft will die Vernunft auf ihrer Seite haben. Wir bereuen nur darum, weil wir die Folgen dieser Sünde fühlen; und möchten wir dann nur unsere Neigung zum Bösen überwinden; denn das ist der Augenblick, der uns, der der Vernunft gehdret. Wehe dem, der ihn verstreichen läßt! Seine Strafe und Reue wird für ihn eine vergebliche Lehre seyn. Seine erste Regung wird wieder erwachen; er wird zum zweitemmale fehlen, wird anfangen, sich selbst zu entschuldigen, und nicht mehr aufhören zu sündigen.

Wußte ich nicht, daß Zarine das nichtswürdigste Herz hatte? — Was sage ich! vielleicht wußte ichs nicht: dann was weiß der, den die blindeste Liebe hingerissen hat? Er weiß nichts, und glaubet alles, was er wünschet! — Aber hatte mich nicht die traurigste Erfahrung genug belehret? Hatte ich nicht gefühlt? Hatte ich nicht Freunde, die mich warneten, nicht einen Vater, der mich mit Thränen ermahnete, nicht eine Braut, die mich flehte! War ich nicht arm? Hatte ich nicht ihr und ihrem nichtswürdigsten Gefährten alles aufgeopfert? Hatte ich nicht eben die  
 Thränen

Thränen meines Vaters gesehen? Sah ich nicht das unvermeidlichste Verderben? —

Bedaure mich, theurer Freund, wenn du den Unglücklichen noch bedauern kannst, den keine Ermahnungen, keine Vorwürfe, keine Bitten, keine Thränen, keine eigene Erfahrung dem Verderben entreißen konnten, dem er sich unsinnig überlassen hatte! — Ach! und wenn nur ich allein die Folgen meines Unsinnes fühlen möchte! Wenn nur die Gerechtigkeit des Himmels das ganze Maas der Leiden auf mein strafbares Haupt ausgegossen hätte! Wenn nur nicht der Unschuldige mit dem Schuldigen weinte! — Aber vielleicht gehdret es zu meiner Verdammniß, daß ich zu Ketten und zur Knechtschaft verstoßen, von niemand bedauert, von allen verachtet, und von denen, die meine Wohlthäter waren, verflucht seyn sollte. —

Hier muß ich aufhören; mein Herz ist zu voll; meine Hand zittert, indem sie schreiben will, und meine Thränen löschen alles aus, was sie niederschreibt. Die kurze Stunde der Ruhe, welche der Geiz eines unbarmherzigen Herrn seinen Sklaven erlaubt, ist verflossen. Bald wird er mich auf

die Felder zurück rufen, um die Erde zu bearbeiten, und die Dienste eines Stieres zu verrichten. So wechseln hier Sklavenarbeiten mit Thränen ab!

O! mein theuerster Charites, den ich nur in Gedanken anreden, mit dessen werthem Schatten ich mich nur unterhalten kann; ob ich gleich nicht hoffen darf, daß das Schicksal von diesen Blättern, die ich mit meinen Zähren beneze, und mit meinem Elende beschreibe, jemals eine Zeile in deine Hände bringen wird: ob du gleich nicht hörst, wenn ich dich rufe, nicht empfindest, wenn ich dich segne; so will ich mich doch oft mit dir besprechen, und mein Herz vor dir ausschütten. Werther, theurer Schatten, lebe igt wohl! Morgen suche ich dich hier wieder, zwischen diesen öden Felsen, unter dieser traurigen Fichte, hier am Ufer des murmelnden Meeres.





## II. Brief.

### Zerim an den Charites.

**D**ie traurige Nacht ist überstanden. Die mit-  
tägliche Sonne senget die heißen Felder,  
und die Sklaven, die sie bearbeiten. Der Geiz er-  
laubet mir abermal eine freie Stunde; und ich  
komme zu meinem Felsen zurück, um die unglück-  
liche Erzählung fortzusetzen, die ich angefangen  
habe.

Wenn ich von Menschen ausgeschlossen, kei-  
nen Freund habe, der meinen Klagen ein mitleidi-  
ges Ohr leihet, und meinen Seufzern Eine Thrä-  
ne gewähret, werther Schatten meines Charites!  
so sei du gegenwärtig, und vertritt mir die Stelle  
einer Welt. Oder vernehmet ihr meine Seufzer,  
ihr Felsen! hier will ich die traurige Geschichte mei-  
nes Lebens aufzeichnen: und wenn kein günstiges  
Schicksal Einen von den Seufzern des Zerim sei-  
nem Charites hinübertragen will; so soll diese

Höhle, deren felsigten Fuß das Meer mit melancholischem Gemurmel schlägt, eine Abschrift meiner unglücklichen Geschichte bewahren. Vielleicht suchet einst ein verirrter Schiffer, den, wie mich, der Sturm an dieses menschenlose Ufer trägt, nach überstandener Gefahr zur See, in dieser Höhle eine kurze Zuflucht. Dann finde er hier die Blätter, beweine mit Einer Thräne den Todten, der sie schrieb, über den vielleicht sonst kein Seufzer geseufzet, sonst keine Thräne geweinet wird; verlasse, durch mein Beispiel gewarnt, das unglückliche Ufer, und nehme diese Blätter, als Zeugnisse meiner Zähren und Reue mit zu seinem bessern Welttheile. Ein günstiger Wind entreisse ihn den Händen dieser Barbaren, und führe ihn — o! dürste ich dieses hoffen! — dahin, wohin meine Seufzer gehen: daß, wenn noch von allen meinen Freunden Einer lebet, er lese, wie sehr ich wenigstens mit Reue starb, wenn ich schon lasterhaft lebte.

Ich rede dich abermal an, du, dessen Armen mich in diesem Leben mein Schicksal nicht wieder geben kann! Meine erste Erzählung hat dich schon vorbereitet, unter dem größten Schei-

ne der Jugend die schwärzeste Bosheit zu erwarten. —

Zarinens scheinbare Großmuth, ihre Verläugnung, ihre unerwartete Uneigennützigkeit war nur ein Mittel, sich ihres Sieges desto mehr zu versichern, und meinen gänzlichen Untergang gewisser zu vollenden. Die Entwicklung dieser grausamen Bosheit war die Ursache meines vollendeten Elendes.

Ich hatte nicht ohne Kampf, nicht ohne Gewissensunruhe, nicht ohne Empfindung des Unrechts, was ich an meinem Vater zu begehen im Begriffe stand, Zarinin die unglückliche Verschreibung angebothen. Aber nach dieser Großmuth, womit sie mein Erbiethen ausschlug, waren auf einmal alle diese Empfindungen erstickt. Ich war ganz und allein von dem Gefühle eingenommen, was diese verrätherische Großmuth in mir erregte. Ich bewunderte sie eben so sehr, als ich sie liebte. Ich machte mir die grausamsten Vorwürfe, daß ich jemals mit dem mindesten Zweifel ihre Jugend beleidiget hätte. Ich war entschlossen, mich zu ihren Füßen zu werfen, und ihr dieses Papier aufzudringen. — Ich eilte nach der Thüre, um ihr

zu folgen: aber die Thüre war verschlossen, und ich bath umsonst, eingelassen zu werden. Alles, was ich gehört hatte, alles, was ich sah, überzeugte mich immer mehr von ihrem vortrefflichen Herzen, und vermehrte die Größe meiner Bewunderung und die Heftigkeit meiner unumgränzten Liebe. Mein Herz konnte nicht ruhen, ich mußte erst eine so außerordentliche Tugend so gut belohnen, als ich konnte: und Himmel! was hätte ich nicht hingegeben, um ihr die übersießende Dankbarkeit meines Herzens zu beweisen! Was wäre mir zu kostbar gewesen, ihr eine einzige Thräne zu ersparen! Wenn die Welt mir gehdret hätte, ihr hätte ich sie gegeben, zufrieden, in einer Welt, die sie beherrschte, ein Sklav zu seyn! Ich sah, daß mein Ungestüm nichts half; und obgleich eine so heftige Bewegung, ein solcher Kampf von Leidenschaften, worinn ich mich izt befand, nicht der Zustand ist, der Nachsinnen und Verstellung erlaubet; so zwang ich mich doch, eine Mäßigung zu zeigen, die weit von meinem Herzen entfernt war. Ich bar sie, nur einige Worte von der äußersten Wichtigkeit zu hören. Mein Zustand, sagte ich, ist nicht

nicht so unglücklich, als du denkst. Ich bin noch im Stande, ohne den Verlust zu fühlen, einer Person beizustehen, die ich höher, als mein Leben, achte: vergieb mir die Sorge, Zarine, die ich dir gemacht habe. Ich werde weniger dir, als mir, dienen, ich werde nur mein eignes Leben erhalten, wenn du erlaubest, daß ich dich erhalte.

Alle diese Bewegungsgründe halfen nichts: und ich war entschlossen, — wie unsinnig! — die Verschreibung auf ihrem Tische liegen zu lassen, und mich zu entfernen; als eine andere Thüre geöffnet wurde. Zarinens Aufwärterin kam mit Thränen in den Augen, die sie abtrocknete, indem sie aus der Thüre trat, und bath mich im Namen Zarinens, mich zu beruhigen, und nur noch einige Augenblicke zu warten. Zarine, sagte sie, welche vielleicht Ursache gehabt hat, dich wankelmüthig zu glauben, hatte in diesem Augenblicke, wo sie von dem größten Unglücke benachrichtiget worden, was ihr nur widerfahren konnte, deine Ankunft nicht erwartet. Wer weiß, welche Entschlüsse sie gefaßt hatte, setzte sie hinzu, mit welchen deine unerwartete Gegenwart sie auf einmal in einen Kampf

setzte.

setzte. Sie hat Ruhe nöthig; störe sie nicht darinn; sie wird sich fassen, und hernach mit dir reden.

Ich bath sie, mein Herz wenigstens zu beruhigen, und mich etwas von dem traurigen Geheimnisse wissen zu lassen: allein sie weinte, und entfernte sich. Von tausend Gedanken gequält, unentschlossen, verzweifelnnd warf ich mich auf einen Stuhl, und erwartete, in der grausamsten Ungeduld, den wichtigen Augenblick der Entwicklung. Zehnmal stand ich auf, und gieng das Zimmer auf und nieder, denn ich konnte keine Ruhe finden; zehnmal warf ich mich wieder hin. Eine Stunde war verflossen, jeder Augenblick einen Tag lang, als ich jemand kommen hörte. Ich vermuthete Zarinen, und riß mich schnell aus meinem Tiefsinne auf, um ihr entgegen zu fliegen. Aber es war nicht Zarine, es war ihre Vertraute. Sie sagte mir, wie sehr Zarine wünschte, mich sehen zu können: allein ihre Kräfte verstatteten es nicht. Bis auf den Abend, setzte sie hinzu, mußt du ihrer Schwachheit nachsehen; dann aber erwartet sie dich.

Ich

Ich bath zwar, aber umsonst, ihr nur vorher noch ein Wort zu sagen, sie nur zu sehen: der Zutritt wurde mir izt unter den wahrscheinlichsten Vorwänden versaget. Der Tag, den ich izt unter den härtesten Arbeiten, auf dem Felde, in dem sengenden Strahle der Sonne zubringe, und die noch grausamere Nacht, wo ich jede Minute wegseufze, sind kaum so lang, so unerträglich, als mir diese wenigen Stunden waren. Ich suchte Beschäftigungen, um meine Gedanken zu zerstreuen, und mir die wenigen Stunden, diese unerträgliche Last, zu erleichtern. Ich gieng, mehr um mir Geschäfte zu machen, als aus Begierde, den Befehl meines Vaters zu vollziehen, zu dem Kaufmanne, um auf die Verschreibung die Summe aufzunehmen. Zu meinem Verderben war ich izt glücklicher, als vorher; ich fand ihn, und empfieng das unglückliche Geld.

Andere Geschäfte des Kaufmanns hatten mich aufgehalten: der Abend brach ein, da ich ihn verließ. Izst war ich unentschlossen: mein Gewissen gab mir einige ernsthafte Warnungen, und erinnerte mich an meinen Vater. Meine Ungebuld,

Zarinen zu sehen, und der Gehorsam, den ich meinem Vater schuldig war, geriethen in einen Streit. Mein Herz wurde ein Kampfplatz der heftigsten Leidenschaften; doch glaube ich, es würde in diesem Kampfe meine kindliche Liebe über meine Zärtlichkeit gesieget haben. Ich war in der That auf dem Wege nach meinem väterlichen Hause, als mir der Nichtswürdige, den Zarine ihren Better nannte, in grosser Eile entgegen kam. Er schien in äufferster Zerstreuung, in einer bedeutenden Eile mich nicht zu sehen, und die wichtigsten Geschäfte zu haben. Aber der Nichtswürdige, was hatte er sonst für Geschäfte, als die er sich selbst machte, um mich zu betriegen!

Mein Herz erinnerte mich an die Verzweiflung Zarinens. Ich behte für sie, ohne ihr Unglück zu wissen. Ich eilte ihm nach. Was ist geschehen, sprach ich, wo ist Zarine? — „Fort!“ antwortete er: wir sind verlohren! — Lebe wohl; „laß mich gehen, ich habe keinen Augenblick in „meiner Gewalt!“, Dieser Streich schlug mich zu Boden. — Welch ein Unglück nöthigt sie, so plötzlich zu reisen? — Vielleicht hätte mein Erbiethe  
 sie

sie retten können. Sie wollte es nicht annehmen: warum wollte sie nicht? — Sie war nicht eigennützig genug: sie liebte mich zu sehr; sie wollte mich nicht zu Grunde richten. Um mir alle Gelegenheit zu nehmen, daß ich ihr nicht wieder ihren Willen diene, um allen meinen Bitten auszuweichen, und sich selbst vor mir, vor der Beredsamkeit, und vor dem Flehen der Liebe in Sicherheit zu setzen; um diese großmüthige Handlung, die sie sich vorgenommen hatte, ohne alle Einschränkung auszuüben, versaget sie mir, was sie vielleicht ebenso sehr wünschte, als ich, eine Unterredung: bedient sich der großmüthigen List: überwindet ihre eigene Liebe: überläßt sich ihrem Schicksale: meidet meine Gegenwart; sieht — So urtheilte ich von einer Handlung, welche mir die unglückliche Entwicklung für die gottloseste Erfindung erklärte, die jemals die arglistigste Betrügerei erfonnen hat?

Indeß war dieser Betrüger fortgegangen, ohne sich aufzuhalten. Er wußte, daß er mich in die äußerste Verzweiflung gesetzt, und die gewaltsamste Ungeduld und Neubegierde bei mir erregt hatte. Das war ihm genug; mehr wollte er nicht; mehr  
brauchte

brauchte er nicht. Er, der meine unsinnige Liebe kannte, konnte versichert genug seyn, daß er mir mit diesem Wink die stärkste Kette um den Hals geworfen hatte, um mich im Triumph hinter sich zu schleppen.

Ich konnte meiner Ungeduld und Furcht unmöglich länger widerstehen. Ich eilte ihm nach, und holte ihn vor dem Hause Zarinens ein. Ich stürzte mich in brennender Ungeduld in das Haus; aber alles war da; Zarine war wirklich entfernt. Alles sah einer übereilten Flucht gleich; alles, was sie hatte zurück lassen müssen, lag in der größten Unordnung durch einander. Saquer, ihr vorgegebener Better, sagte mir, er wäre nur in der Absicht zurück gekommen, um einige Kostbarkeiten, welche sie in der Eile vergessen hätte, nachzuholen. Wir suchten in der Dämmerung unter dem unordentlichen Haufen von Sachen, die keinen Behrt hatten: Saquer hatte, um das, was er noch erhalten wollte, zu sich zu stecken, seine Taschen ausgeleert, und viele Papiere weggeworfen. Ich fand zwei Briefe, und die bekannte Hand und der un-  
 terzeichnete Namen Zarine, den ich in der Dunkel-

heit

heit nur eben lesen konnte, waren für mich Bewe-  
gungsgründe genug, sie zu verwahren. Ich hoffte, in  
diesen Briefen wenigstens etwas von ihrem Schick-  
sale zu erfahren; wenn auch gleich Saquer so un-  
erbittlich seyn sollte, als sie gewesen war.

Aber so unerbittlich war er nicht. Ich hatte  
ihn ohn Unterlaß inständig gebeten, meine Un-  
schuld nicht länger auf der Folter zu lassen, und  
mir wenigstens dieses unglückliche Geheimniß nur  
halb aufzudecken: aber er hielt mich immer mit  
Hoffnungen auf, bis wir uns aus dem Hause ent-  
fernten. Ich beschwor ihn von neuem, sein Ver-  
sprechen zu erfüllen. Endlich sagte er mir: Zari-  
ne hat mich gebeten, keinem Menschen, und am  
wenigsten dir, ihr Unglück zu offenbaren: aber ich  
sehe, daß ich dich nicht anders beruhigen kann.  
Alles kann ich dir izt nicht sagen. Laß es dir ge-  
nug seyn, zu wissen, daß vornehmlich die Liebe,  
die sie zu dir trug, die Ursache ihres Unglücks ist;  
und eben deswegen will sie, daß es dir verborgen  
bleibe. Der eigennützig: Freund deines Vaters,  
der ihr den Schimpf beimist, daß du seine Schwes-  
ter nicht so schön findest, als sie, und der in ih-

rer Entfernung dein Herz seiner Schwester vielleicht versichern will, steht im Begriffe, Jarine auf das grausamste zu beschimpfen. Diese Nacht sollte sie, aus ihrem Bette, in die ungerechteste Gefangenschaft gezogen werden. Diesen Morgen erhielt sie eine Warnung von der Hand eines Liebhabers, den sie dir aufgeopfert hat, und dem sie nichts will zu verdanken haben, so sehr er sie bitet, sich auf seinen Schutz zu verlassen. Doch würde sie bloß auf den Schutz ihrer Unschuld sich nicht entfernet haben; wenn nicht ein anderes Unglück, das ihr nur zu dieser Zeit empfindlich ist, sie ausser Stande setzte, durch eine Bürgschaft ihre Person in Freiheit zu erhalten, und gegen den Reichthum ihres Feindes sich auf den Ausspruch der Gerechtigkeit zu verlassen. —

Welch ein anderes Unglück! rief ich! Ach! sie ist arm! ich verstehe dich. Aber wenn ich die Ursache ihres Unglücks bin, so ist es meine Pflicht, sie zu schützen. Ich habe ihr diesen Schutz angethan; warum weigert sie sich, ihn anzunehmen? Ach! Saquer, laß sie uns wider ihren Willen erhalten. Die Summe, die ich ihr anboth, ist noch  
in

in meiner Gewalt: ich kann sie nicht besser anwenden, als wenn ich der die Ehre rette, die um mich leiden soll.

Saquer sagte mir, ich würde sie nie bereden, da sie meine Umstände wüßte, mein Anerbieten anzunehmen — Nein, nimmer — setzte er hinzu — es sei denn — doch auch das ist höchst ungewis! — Es kann fehl schlagen, und dann — Ich weiß nicht, was ich dir rathen soll! — Ich muß indeß noch Ein Mittel versuchen: ich habe noch aus einigen verkauften Sachen etwas Geld gesetzt. Das Glück des Spieles hat mich noch nimmer betrogen. Zwar es ist ungewis — allein zu einem müssen wir uns entschließen. Die Summe, die ich besitze, ist zu klein, Zarinen hier zu erhalten, und also ist nicht viel dabei gewagt: vielleicht aber, wenn ich glücklich bin, kann ich so viel gewinnen, daß wir uns erhalten. Er stellte sich, als wenn er noch einmal Abschied von mir nehmen wollte. Allein wie hätte ich ihn in dieser Ungewisheit verlassen können? Ich bath ihn, mich nur zu Zarinen zu führen, und er willigte endlich darein; doch rieth er mir, ihr mein Anerbie-

then nicht zu wiederholen, noch von seinem Entschlusse das geringste zu entdecken. Er führte mich ans äußerste Ende der Stadt bis ans Haus, und blieb zurück.

Ich eilte voll Ungeduld, meine Jarine zu sehen, und wurde in ein abgelegenes Zimmer geführt. Jarine kam mir in Reisefleibern entgegen. Ich erstarrte. Sie faßte mich bei der Hand. „Wer hat mich dir verrathen? sagte sie! Habe ich mir denn wenigstens den Schmerz nicht ersparen sollen, dich vor meinem Abschiede nicht wieder zu sehen? — So will ich dich denn noch einmal umarmen, und meine letzten Thränen an deiner Brust vergießen.“ Sie sank in meine Arme. Ihren Augen standen die Thränen so sehr zu Gebothe, als einer ihrer Thränen mein Herz und meine Entschlüsse. Ich überließ mich der Gewalt meiner Empfindungen, und nahm mir unbestraft Freiheiten, welche mir nur die Unachtsamkeit ihrer Zerstreuung, und eine Liebe, die sich in dem Augenblicke, wo sie getrennet werden soll, in ihrer ganzen Gewalt entdeckt, zu erlauben schienen.

Ich

Ich bath sie, mir das Unglück zu offenbaren, weswegen sie so plözlich den Ort verlassen wollte: sie seufzte. „Ist denn dein Zerim nicht mehr „fähig, dir zu helfen, und sich selbst das Leben „zu erhalten?“ Sie vergoß Thränen. „Ich kann, „ich will dich nicht verlieren, fuhr ich fort; ver- „sage mir die einzige Bitte nicht, edelmüthige „Zarine, theile mein ganzes Vermögen mit mir.“ Ich riß meine Goldbörse heraus, und reichte sie ihr; sie bedeckte mit der einen Hand ihre Augen, und hielt mit der andern meine Hand zurück. Ich warf mich zu ihren Füßen, und wiederholte mit den feurigsten Ausdrücken meine Bitte: aber umsonst. Diese Betrügerinn hatte sich entschlossen, mir das, was ich ihr aufdrang, auf eine andere Art abzunehmen, dafür sie mir nicht danken dürfte. Ich mußte mich entschließen, mein Geschenk zurück zu nehmen.

Izt wußte ich mir nicht zu rathen. Alle meine fruchtlosen Versuche vermehrten meine brennende Begierde, Zarininen zu erhalten. Ich war fest von ihrer Großmuth überzeugt; und ihr Schweigen schien mir davon noch ein weit stärkerer Be-

weiß zu seyn, als die uneigennützigte Art, womit sie mir abschlug, eine nicht kleine Summe anzunehmen. — Wozu zwingt nicht oft Mangel und Noth, so gar den Uneigennützigsten! Kann man mehr von der menschlichen Großmuth erwarten, als daß sie diesen beiden mächtigen Gegnern mit unerschütterter Standhaftigkeit und Verläugnung widersteht? Kann man mehr erwarten, als daß sie alle eigene Betrachtungen, Gefahr und Unruhe dem Vortheile eines andern nachsetzet, und sich gelassen der Großmuth aufopfert?

So dachte ich; und dieser hohe Begriff, den ich izt von der Großmuth Zarinens gefaßt hatte, machte, wenn es möglich war, meine Liebe durch eine Ehrfurcht, die ich für sie empfand, noch gewaltsamer; und da diese gewaltsame Liebe sich sonst nicht auslassen konnte, so brach sie in einen tödtlichen Haß gegen dich, mein Charites, aus. Ich hatte gehört, daß du der Urheber ihres Unglücks und meiner Verzweiflung warest. Ich haßte dich, o redlichster, unschuldigster Freund! verzeih mir auch diese Beleidignug, die nicht meine geringste war; ja, ich haßte dich. Ich fieng an,  
 gran

graufame Entschlüsse der Rache zu fassen — Der Himmel erzeigte mir noch die Gnade, daß er mich davon abhielt — Wie zittre ich noch izt, wenn ich daran denke, wie nah ich der ärgsten Bosheit war, der Bosheit, ein Mörder meines Freundes zu werden!

Diesen Gedanken überließ ich mich, und von solchen rachsüchtigen Leidenschaften flog mein Herz, als an die Thüre geklopft wurde. Zarine flog beängstigt auf. „Wir sind verrathen, rief sie, ich bin unglücklich! Man findet dich bei mir!“, Ich verstand diese Worte, die zufällig eben das Geheimniß zu entdecken schienen, was Saquer mir geoffenbaret hatte. Es wurde nach mir gefragt; ich gieng nicht ohne Bestärzung und Muth aus dem Zimmer: aber ich hatte nur Ursache zu der ersten. Saquer ließ mir sagen, wenn ich ihm helfen wollte, so hätte er izt meiner Hülfe nöthig. Ich eilte zu Zarinen, und sagte ihr, daß ich sie auf einige Augenblicke verlassen müßte, und ließ mich von dem Borhen zu dem Saquer führen.

Saquer saß mit einem andern Spieler am Tische. Seine wilden Gebärden, sein funkelndes

Auge, der Fluch, den er ausstieß, als ich eben ins  
 Zimmer trat, verkündigten mir sein Unglück. Er  
 sprang mir entgegen, und umarmte mich. „Ich  
 „bin unglücklich,“ sagte er; Zarine hat nichts  
 mehr, als den elenden Nest, den du dort siehst!  
 ich trat an den Tisch, und sah den Haufen Geld,  
 der vor dem andern Spieler lag. So groß meine  
 Neigung zum Spiele war, so sehr wurde sie izt  
 von andern Betrachtungen im Zaume gehalten.  
 Inzwischen fieng ich behutsam an, und wagte we-  
 nig. Saquer verlor beständig; mir glückte jedes  
 Blatt, mein Haufen nahm zu, und mit demsel-  
 ben meine Hize. Ich wagte mehr, und mein  
 Glück verführte mich. Saquer schien mich auf-  
 zumuntern, ob er gleich verlor. Unser Gegner hatz-  
 te die Karte falsch geschlagen; ich bemerkte es, und  
 Saquer gab mir ein Zeichen, indem er mich mit  
 dem Fusse anrührte. Ich wollte einen so glückli-  
 chen Augenblick nicht versäumen, auf einmal das  
 ganze Glück des Spiels zu entscheiden. Ich hielt  
 die ganze Bank auf einen falschen Umschlag.  
 Mein Gegner schien zu erschrecken; er wurde blaß,  
 er stammelte; verdamnte Künste eines Betrü-  
 gers!

gers! — Er schlug mit zitternder Hand um; meine Augen waren auf den Tisch geheset, mein Herz flog: doch erwartete ich den Ausschlag gewiß für mich; denn das Zeichen, das Saquer mir gegeben, schien mich zu versichern, daß ich selbst richtig gesehen hatte.

Warum halte ich deine Neubegierde auf! Die Betrügerei hintergieng meine Augen: meine Sicherheit betrog mich: die Karten fielen gerade, und ich war arm. Laß mich vielmehr, so viel ich kann, den Zustand meines Herzens beschreiben; so sehr es der Sprache an Worten fehlet, meine Verzweiflung auszudrücken. Kaltes Entsetzen lähmte meine Glieder: mein Herz schlug nicht mehr; mein Blut stand; mir vergiengen Sprache und Gehör; alles schwamm vor meinen Augen. Aber diese Pause, dieses zweifelhafte Dasein zwischen Leben und Tod, dauerte nicht lange. Hundert verschiedene Regungen, die bisher geschlummert hatten, Schrecken, Gewissensbisse, Reue, Scham, Beängstigung, Abscheu vor mir selbst, brennendes Mitleiden mit meinem Vater, Furcht vor Schimpf und Armuth, ängstende Sorgen für Jarinen, erwachten, stürm-

ten auf einmal in meinem Herzen. Ich gieng in äusserster Bewegung ungestümm in dem unglücklichen Zimmer auf und nieder; tausend Gedanken entstanden und vergiengen. Ich dachte, ich beschloß, ich verwarf. Izt verfluchte ich das Spiel, dann verfluchte ich mich selbst, dann den Saquer, der mich dazu verleitet hatte, dann dich, Unschuldigen, den ich für die erste Ursache alles meines Unglücks hielt. Dann erinnerte ich mich an meinen Vater, und wie kann ich dir die Quaalen beschreiben, welche diese Erinnerung begleiteten? Ich war von Sinnen, ich verzweifelte, ich rasete, ich verfluchte mich, das Leben, die Welt und das Schicksal. Hundertmal war ich entschlossen, meinem elenden, izt aller Hofnung entblößten Leben ein Ende zu machen. Dann fiel mir das Schicksal Zarinens ein, und nur die Begierde, sie noch einmal zu sehen, verzögerte meine blutigen Entschlüsse.

Ich will sie sehen, sprach ich zu mir selbst: ich will ihr mein Unglück erzählen. Sie flieht; und ich? — Ich fliehe mit ihr: aber nicht ungezogen. Dieser unglückliche Abend hat drei Unschuld-

schuldige arm, unglücklich, elend gemacht, sie, meinen Vater, mich: wenn das dem grausamen Schicksale noch nicht genug ist, so soll es auch Blut fließen sehen; das Blut dessen, der uns alle unglücklich gemacht hat!

In diesem blutdürstigen Entschlusse verließ ich das Zimmer, ohne bemerkt zu haben, daß sich so wohl Saquer, als der andere, entfernt hatten. Ist sah ich erst, daß ich allein war: doch fiel mir nicht der mindeste Gedanken ein, daß sie Betrüger waren. Ich glaubte, daß Saquer eben so zersireut wäre, daß er eben so wenig wüßte, was er thäte, als ich; und eilte, Jarinen zu sehen.

Ich kam zu dem Hause, und fand einen Kesswagen vor der Thüre. Ich erschrock, aber ohne Verdacht. Meine ganze Besorgniß betraf ihren Verlust. Sie hat mich nur erwartet, um mir den letzten Abschied zu geben, dachte ich, und eilte in das Haus. Aber, o Himmel! welche Bestürzung! Sie begegnete mir, indem ich mich ihrem Zimmer näherte, an der Hand des Spielers, der sich durch mein Geld bereichert hatte. Ich erstarrte, und redete sie stammelnd an; sie warf mir  
von

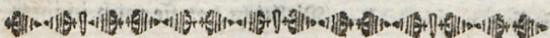
von der Seite einen spottenden Blick zu, wandte ihr Angesicht mit einem verächtlichen Lächeln nach ihrem Begleiter, und gieng vorüber, ohne mir ein Wort zu sagen. Ich war durch diesen unerwarteten Anblick unfähig, mich in der Geschwindigkeit zu entschließen. Unterdeß stiegen sie in den Wagen, und fuhren eilig davon.

Meine ganze Hoffnung war, noch den Saquer zu sehen: ich suchte ihn; aber umsonst. Ist fieng ich an, den grausamsten Betrug zu argwohnen: doch war es mir unmöglich, alles, was vorgegangen war, in einen Zusammenhang zu bringen. Wenn Zarine, dachte ich, mich hätte betrogen wollen, wozu war es nöthig, solche Umschweife zu nehmen? Mein Geld war in ihrer Hand. Würde sie mich mit demselben von sich gelassen haben? Saquer begegnete mir von ungefähr, er sah mich nicht, er wußte nicht, daß ich Geld hatte. Wenn ich ihn nicht selbst angeredet hätte, so würden wir uns nicht wieder gesehen haben. Das sind Zufälle, und Zufälle lassen keine Absichten zu. — Aber warum ist der Spieler in ihrer Gesellschaft so wohl aufgenommen? — Ich bin auf einmal bei Seite gestossen,

stossen, verspottet! — Vielleicht hat sie mich in ihrer äussersten Zerstreuung nicht gekannt; vielleicht hat Saquer ihn zu ihr geführt; vielleicht hat sie in der äussersten Noth, da alle andere Zuflucht ihr abgeschnitten war, ihm eine Höflichkeit bezeugen müssen, um seine Hülfe nicht von sich zu stossen. — Ich konnte auf keine Art weder diese widrigen Umstände vergleichen, noch das Geheimniß entwickeln. Doch war mein Argwohn stärker, als die Gründe, womit ich sie entschuldigen konnte.

In dieser folternden Ungewisheit und Unruhe erinnerte ich mich an die Papiere, welche Saquer aus Unachtsamkeit verworfen hatte. Ich zog sie eilig hervor, und las die Entwicklung der feinsten und abscheulichsten Bosheit. Ach! Freund, hätte ich sie zwei Stunden früher gelesen! Ich stürzte mich in das alleräusserste Unglück, und hatte die sicherste Warnung in Händen! So sehr hängt oft das Elend und selbst das Leben der unglücklichen Menschen von einer einzigen Kleinigkeit ab, die sie unachtsam vorbeilassen! — Hier hast du die Abschrift der Briefe.





## III. Brief.

Zarine an den Saquer.

Wenn mancher Raub der Spinne ein Gewerbe zerrissen hat, so geht sie weiter, und spinnt ein neues. Ich muß über mich selbst spotten, daß eine Spinne klüger seyn soll, als ich. — Hier ist nichts mehr für uns, mein lieber Saquer. Die Börsen der jungen Gecke sind rein; was noch von ihnen zu erndten ist, ist Bettelei: eine Dose, ein Ring, eine Uhr, einige Ellen Stoff — man sieht es diesen Kleinigkeiten an, daß sie für das letzte zusammengeraste Geld gekauft, und sehr genau bedungen sind. Das meiste, was sie bringen, sind Seufzer. Entweder die Börsen sind ganz ledig, oder die Väter haben ein Siegel darauf gedrückt. Beides ist schlimm: aber das letzte könnte am schlimmsten werden, und das haben wir in der That zu befürchten.

Solltest

Solltest du glauben, daß ich so sehr herunter gebracht bin! Sonst mußte man mich bitten, zu nehmen; igt muß ich fodern, und erhalte doch nichts. Sage mir im Ernst, bin ich denn häßlicher geworden? Ich werde doch wohl nicht älter! das würde mich erschrecken. Alter! und noch kein Geld in Händen, so im Alter zu leben, wie ich jung gelebet habe! — Lache nicht, Abfewicht! Das Beutelchen, was du neulich aufhobest, enthält nicht mehr, als sechs tausend Thaler. Wenn ich nun häßlicher werde, so wird das so eben zu reichen, auf fünf Jahre, die Schönpflästerchen, die Poniaden und den Carmin zu bezahlen, die ich nöthig habe, um mir die Jugend wieder zu geben. Das Gesicht einer alten Coquette trägt immer weniger ein, und wird immer kostbarer. Was habe ich aufferdem? Einiges Geschmeide. Der größte Theil meines Geräthes, was ist er werth? Denn was kann ich aus den Gemälden der albernen Gesichter meiner Ambether machen, wenn ich das Bißchen Silber einschmelzen lasse? — Zwei Duzend schlage ich dir für einige Dukaten zu. — Sie haben sich sauber maien lassen;  
und

und ihre Portraite finden leicht eher Liebhaberinnen, als ihre Personen. — Hier hängt gleichwohl einer, mit dem ein Glück zu machen ist, wenn du ein wenig listig bist! Er hat ein Mägdchen, das mehr für sein Portrait geben wird, als er mir für einen Fuß bezahlet hat; und du weißt, wie gut er bezahlte; so gut, daß er izzt auf hundert Schritte von dem Kirchturme, nicht mehr sagen kann, was die Uhr ist. izzt, wenn sie will, kann sie beide haben, den Liebhaber und sein Bildnis.

Oder meinst du, daß wir lieber eine Lotterrie machen! Ich will sterben, wenn mir der Einfall nicht noch besser gefällt! Komm zu mir, mache ein Verzeichnis, geh zu allen meinen Liebhabern, laß sie unterschreiben, aber borge keinem. Die Person giebt — laß sehen, wie viel! — Vier Uhren, sieben goldene, etliche zwanzig silberne Etuis, ein Schock Ringe, drei und ein halber Auffaz Dreedner Porcellain, etliche Duzend silberne Büchsen auf den Nächsttisch, Perlen, Armbänder, ein Kasten voll englischer Handschuhe, anderthalb Duzend Portraite — Zehn Dukaten  
der

der Einsatz! Morgen mögen sie würfeln; ich müßte wahrhaftig wenig Reizungen besitzen, wenn du nicht leicht sechzig Personen zusammen brächtest! — und sechzigmal zehn Dukaten; rechne nach, Kerl! Und sechzig Nebenbuhler bei einander! Stelle dir die Gesichter vor! — Der Vorrath wird ausgekramet; jeder kennt das seinige, jeder sieht ein Contersei, das ihm so ähnlich ist, als wenn er sich im Spiegel sieht. — Wahrhaftig, Saquer, die Freude mußt du mir noch machen; aber morgen früh, das sage ich dir! denn morgen Abend reise ich.

Du wunderst dich wohl, daß ich dir ein so langes Billet schreibe! — Was habe ich denn zu thun? Nichts in der Welt! Meinst du etwan, daß ich dich igt lieber hätte, als sonst! — Ehrlicher Saquer! schmeichle dir nicht; ich schreibe bloß aus langer Weile. Um neun Uhr fange ich an, Thee zu trinken, und trinke bis an den Mittag; ich nehme mein Stickszeug, drei Stiche, da liegt es; ich trete ans Fenster: keine Visite! Ich werfe mich wieder in meinen Stuhl, fange noch einmal an zu sticken; ich gähne, ich plaudere mit

Mor. Br. 2. Th.                      D                      der

der Aufwärterinn — Nun wundere dich noch, daß ich an dich ein so langes Billet schreibe!

Doch zu deinem Troste muß ich dir sagen, daß ich lieber an dich schreibe, als mich mit einem seufzenden Liebhaber unterhalte. Wenn ihrer zehen nach einander da gewesen sind, so bin ich nichts reicher. Es ist eine allgemeine Lhenrung unter ihnen. Sie kommen, um wieder zu gehen. Du kannst leicht denken, daß sie von mir mit keinem bessern Troste zurück gehen, als den sie mir mitbringen. Du müßtest sehr närrisch seyn, wenn du izt eifersüchtig seyn wolltest: mein Herz ist so leicht, als ihre Börsen. Wenn aber einmal ein güldner Regen fallen sollte, so erinnere dich an die Danae — Doch nein, Danae war ein einfältiges Ding; ich finde, daß Hofnungen, die ein Mägdchen giebt, gute Zahlung sind, und mehr eintragen, als — verstehst du mich? — Et! es klopft jemand — „Ein Liebhaber? Mägdchen! — „Ja, ich will verdammt seyn, ein Liebhaber! Ge- „schwind den Brief weg! Her das Strickzeug!“ —

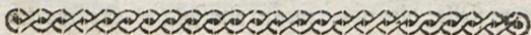
Wahrhaftig, Saquer, wir reisen! Nun keinen Tag mehr, als morgen! Er ist wieder fort:  
und

und weist du, was er mir zurück ließ? — einen langen Seufzer. Wäre er weggeblieben, so hättest du wenigstens mein Billet schon.

O die verzweifelten Liebhaber! Sie stehen alle am Rande des Lebens, und kein einziger stirbt! Ihre Gesichter sehen so verfürzt aus, als ihre Güter. Man sieht es ihren Kleidern an, woran es ihrer Liebe fehlet. Ist eben hatte ich das Vergnügen, ein langes, blaßes, hageres Gesicht zu sehen, die Sorge im Auge, den Hunger auf beiden Wangen: stelle dir vor, wenn ein solches Gesicht lächeln will! — Ich hätte ihm gern ein Schälchen Thee angebothen: aber ich hatte Mitleiden mit ihm: der Thee zehret. Ein verschoffenes Kleid, eine faserichte Weste mit blinden Treppen, seidene Strümpfe, die ich freilich noch weiß gekannt habe, das war sein Aufzug. Der weiße Kopf und das Degenband war das neueste an der ganzen Maschine. Aber ich traue den Taschen derer Liebhaber nicht viel, die ihren größten Aufwand auf den Kopf machen, und ihre ganze Verschwendung auf den Puder einschränken. — Das neue weiße Degenband nicht zu vergessen! Es war so künstlich,

so breit, so stolz um das Gefäß gewunden, daß der Messing nirgend durchschien. Ha! ha! ha!

Solche Liebhaber habe ich igt! Wahrhaftig, Saquer, du hast hier wenig Hofnung, aus deinem alten Kleide zu steigen und verjüngt zu werden! Ich fürchte, das Endchen angelaufenen Goldes wird so bald von der Weste wegschmelzen, wenn wir länger hier leben. Mache demnach deine Anstalten auf Morgen.



#### IV. Brief.

##### Zarine an den Saquer.

**I**st es dein Ernst? Wir hätten gar keine Wahl mehr zu bleiben! — Freilich wohl; denn unsere Lehenträger sind banquerot. Aber ihre Vorgesetzten sind mein geringster Kummer, und wenn sie auch Stiefväter oder Vormünder wären. Ich glaube, du hast auf deine gestrige Abendvisite bei mir nicht gut geschlafen. Du hast dich zu spät  
zur

zur Ruhe gelegt; alle meine Uhren wiesen auf zwei, als du von mir giengst. Der arme Saquer! es war natürlich, er mußte melancholische Träume haben! Da kamen die Väter, die Verwandten, die Mütter, die Vormünder, die von ihren verliebten Söhnen zu Grunde gerichtet sind, alle diese Gespenster kamen vor sein Bette: und nun mußten die Advokaten, die Richter, die Häfcher, und der Himmel weiß wer mehr, bald nachfolgen! — Nicht doch, du hast nichts gehört; du hast geträumet!

Indeß will ich dir einmal glauben; ein gewisser, oder wie du sehr nachdrücklich schreibst, gewisse Leute sollen uns anklagen, und mich heute einziehen lassen wollen: was weiter? Du würdest doch wohl nicht so albern verliebt und so dumm getreu seyn, hier zu bleiben? Ich traue dir so viel Klugheit zu, daß du giengest, und meine Sachen mitnahmest. Meine Person ist sicher genug hinter meinem Gesichte. Setze nun, ich würde eingezogen. So sittsam, wie eine Braut von siebenzehn Jahren, wenn sie vor dem Priester auf den Schemel kniet, mit niedergeschlagenen Augen, eine

Thräne auf den Wangen, demüthig, geduldig, fromm wie ein Lamm, stünde ich vor Gerichte. Dort steht der Advokat, hier steht Zarine, vor uns sitzen die Richter! Jener plaudert, und spricht ein ganzes Corpus Juris; ich sage kein Wort, ich seufze nur; aber verdammt will ich seyn, wenn unter zwölf Richtern eilfe hören, was jener saget. Sind diese unter vierzig Jahren, so magst du zehn Advokaten wider mich auftreten lassen. Meine ganze Cassette will ich verloren haben, wenn ich nicht losgesprochen werde. Ein Blick, ein Seufzer, eine Thräne, so ist mein Proceß gewonnen.

Doch fürchte nichts, wir wollen reisen. Du magst die Aeser nicht mehr sehen, sagest du, die vor unserm Zelte liegen. Es mag also dabei bleiben; diesen Abend reisen wir. Inzwischen läßt sich dieser Tag zimlich gut an. Der Kaufmann hat sein Wort endlich gehalten: mein Stoff ist angekommen. Du solltest nur gesehen haben, wie verliebt, wie vergnügt er war! Wahrhaftig, es war ein gefährlicher Augenblick für dich, als ich den Stoff auf meinem Tische ausgebreitet sah! Zu deinem Glücke hatte er diesen Morgen nicht mehr  
Zeit,

Zeit, als mir zu sagen, wie schön ich sei. Ich gab ihm eine Tasse Chokolade dafür; er trank sie aus, und lief fort, so heiß er auch war. Aber nimm dich in Acht! diesen Abend um zehen denkt er wieder zu kommen. —

Die Glocke schlägt eins! Ich trete ans Fenster, und sehe den Jerim. Er kommt mit starken Schritten gerades Weges auf meine Wohnung. Seitdem sein Vater sein letztes Ackerland verkauft hat, habe ich ihn nicht gesehen, und mich um ihn auch nicht bekümmert. Was will er? Ob ich ihn annehme? Er hat nichts zu bringen, das weiß ich! — Es wird frostige Gesichter unter uns geben! — Ich will mein Billet noch nicht schließen: er soll es nicht lange machen, dann schreibe ich weiter. —

Ein merkwürdiger Tag! mein lieber Saquet, ich werde ihn in meinem Kalender zeichnen! Jerim ist noch da; und denke nur, er hat Geld! Bald hätte ich einen sehr groben Fehler begangen! Er tritt mit einer zweideutigen Mine in mein Zimmer: ich sehe ihn nicht, sitze still auf meinem Stuhle. Er nennet es Kaltsinnigkeit, beklaget sich über sei-

nen Empfang, wirft mir vor, daß er seine Güter in fremden Händen sieht: ich bin stumm. Izt zieht er eine Handschrift hervor, um mich von seinen verfallnen Umständen zu überzeugen. Du kannst denken, daß ich aufmerksam wurde! Eine Handschrift in der Hand des Jerim war so gut aufgehoben, als in der meinigen. Ich hielt sie für einen Wechsel. An wen ist er gestellt, wenn kann er gehoben werden, und wie viel? Lauter Fragen von äusserster Wichtigkeit, die ich gern vorher wissen wollte. Ich sehe nach dem Papiere, aber ich kann in der Ferne nicht lesen. Meine Neubegierde wird unüberwindlich; ich muß sie sehen. Ich gerathe also in die heftigste Bewegung: ich werfe meinen Kopf aus einer Hand in die andere, meine Wange wird blaß und roth, ich seufze, schlage in einer geschickten Bewegung mein Mäntelchen zurück: er sieht einen arbeitenden Busen; er wird starr, sein Gesicht glühet, er ist außer sich. Izt springe ich auf, gehe mit einem Seufzer von zehn Minuten lang, mit offenen Armen ihm entgegen, wende mich kurz wieder um, und schlage meine Hände zusammen. —

Nun

Nun war er von meiner Treue überzeugt: nun barm er mich um Vergebung. Ich wende mich also wieder zu ihm, schliesse ihn in meine Arme, weine, und suche in dieser Stellung eine Gelegenheit, das Papier zu lesen: ich sehe eine Reihe von Nullen, und lese seines Vaters Namen; das war alles, was mir die Zeit erlaubte.

Es fällt mir dein Billet ein: den Augenblick klage ich ihm, daß man mich verfolgt, daß ich ihn verlassen muß. Ist war das Papier gewonnen: er überreichet es mir, um mir aus meiner Verlegenheit zu helfen. Meine Hand hält sanft die seinige zurück, indem mein Auge seitwärts den Inhalt verschlingt; ich reiße mich aus seinen Armen, verhülle mein Gesicht, um ihn nicht sehen zu lassen, daß ich nicht weine. Laß mich allein unglücklich seyn! seufze ich, und eile in mein Schlafzimmer.

Eine solche Großmuth! was dünkt dich, Saquer! zweitausend Thaler auszuschlagen? Nicht wahr, du hättest sie genommen? — Narr! was wolltest du mit einer Verschreibung, was wolltest du mit dem Papiere, das schwerlich in einer andern

vern Hand gültig ist, als in der seinigen? Er selbst muß das Geld heben, und es mir bringen: um das zu überlegen, suchte ich, Zeit zu bekommen. — Ach! daß du izt nicht bei mir bist, mir zu rathen! Laß mich nachdenken! — Er ist noch da, ich höre ihn im Nebenzimmer auf und nieder gehen. Wenn er nur gienge, und nur Geld holte! — Nein, er muß nicht gehen. Wahrhaftig er muß nicht! — Ich will ihm Hofnung machen lassen, daß er mich wieder sehen soll: izt bin ich krank, verzweifelnd, ohnmächtig — ach! wie ohnmächtig bin ich! —

Der Einfall war gut: ich habe ihm sagen lassen, daß er mich sehen soll, und noch sitzt er gefangen. Geschwind geschrieben! Hier hast du deine Rolle, spiele sie gut.

Die Verschreibung ist auf heute eingerichtet: ich habe das Datum nicht übersehen. Also empfängt er heute zweitausend Thaler. Wache du über jeden seiner Schritte, und laß ihn nicht aus den Augen; denn ich besorge, daß er den klugen Einfall bekommen möchte, nach Empfange des Geldes gerades Weges nach Hause zu gehen. Da  
mußt

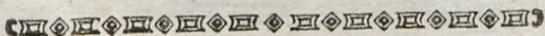
mußt du Schildwache stehen, das sage ich dir! Ich werde mich, so bald er fort ist, mit meinen besten Sachen nach dem bestimmten Hause begeben; denn wir reisen gewiß. — Er kömmt also. Du begegnest ihm so, daß er dich sehen muß, aber du siehst ihn nicht, bist eilfertig, und siehst aus, als wenn du einen Mord begangen hättest. Er redet dich an; du hast keine Zeit: er fraget nach Zarinen: sie ist fort, sie ist unglücklich. — Wohin? wer hat sie unglücklich gemacht? — Wer sonst, als sein Freund, als seine Braut! — Du weißt ja, was dir geträumet hat, und du mußt nicht umsonst geträumet haben! Ich müßte ihn nicht kennen, wenn er dir nicht nachlief. Du gehst in meine Wohnung; du wirst da noch etwas nachzuholen finden. Er folget dir; da ist keine Zarine: und wie wüßt, wie unordentlich sieht es nicht aus! Er fraget dich; du machest ihn immer ungeduldiger. Endlich sagest du ihm, daß ich flüchten müßte, daß sein Freund mich habe wollen einziehen lassen, daß ichainerwegen leide, daß ich so arm, so arm, als — unschuldig sei. Aber ja kein Wort von seinem Wechsel! Er wird dir sagen, was

was er mir angebothen hat. Aber du versicherst ihn, daß ich es nimmer annehmen werde. Du hast einige Sachen verkaufen müssen, um uns zu rathen; du willst mich gern hier behalten; du bist entschlossen, einen verzweifelten Streich, ein Spiel zu wagen. Es hat dich jemand zum Spiele eingeladen; du rühmest dein Glück im Spiele; du willst es versuchen, aber ich darf nichts davon wissen. Er biethet dir vielleicht seinen Beistand an: du schlägest ihn aus: er bittet dich, ihn zu mir zu führen: du weigerst dich, aber du thust es doch. Du bringst ihn bis vor das Haus, und gehst zurück. Hier geht meine Rolle an. Indes hast du deinen Freund schon bestellt: du spielst unglücklich, lässest ihn rufen; er kömmt, du hast wenig Geld übrig: er fängt an, er gewinnt — das übrige verliest du schon: am Ende verliert er alles! Dein Freund bringt mir das Geld, und du schleichst fort. Ich habe indes einen Wagen bestellt, wir reisen ab, und finden dich vor der Stadt wieder. —

Wenn du nur erst diesen Brief haben möchtest! — Ob ich unterdessen zu ihm gehe! — Nein, ich will ihn warten lassen, bis ich Antwort von dir habe.

habe. Cyane geht indeß zu ihm, sie weinet — O! sie kann vortreflich weinen! — entschuldiget mich mit einer Unpäßlichkeit, und bestellet ihn auf den Abend. Gehe ich zu ihm, so werde ich seiner nicht los, kann keine Anstalten machen, nicht einpacken, nicht wegfahren. —

Mache, Saquer, sey wachsam! Wisse, daß er die gestrige Nacht für dich bezahlen muß? —



## V. Brief.

### Zerim an den Charites.

**D**u weißt den unseligen Zustand, worinn ich mich izzt befand; aber keine Worte können dir meine Verzweiflung ausdrücken. Welche gewaltige Schläge des Gewissens erschütterten mein trostloses Herz! Je mehr ich meinem Schicksale nachdachte, desto größser wurde meine Verzweiflung. Kein Rath, kein Anschlag, kein Entschluß, keine Zuflucht! Nach einer gänzlichen Aufopferung  
mei:

meines Glückes noch so schändlich verspottet zu seyn: sich freiwillig in Armuth und Elend zu stürzen, ohne Gutes zu thun, ohne Dank zu verdienen, und mit seiner Güte zum Gelächter zu werden: Welch eine grausame Demüthigung unserer Eigenliebe, Welch eine empfindliche Strafe für unsere Thorheit! Ich konnte nicht an meine unsinnige Handlung denken, ohne vor Scham vor mir selbst zu vergehen.

Und wohin sollte ich mich izt wenden? Wem meine Schande offenbaren? Zu wem meine Zuflucht nehmen? Ich konnte nicht an den Entschluß denken, eine so grobe, ausschweifende Thorheit jemanden zu bekennen. Jeder müßte mich verlächen, mich für einen Einfältigen, für einen Unsinnigen halten. Ein Vernünftiger hat nie die gränzenlose Gewalt der Liebe empfunden: er weiß nicht, zu welchen Ausschweifungen, zu welchen Verbrechen sie hinweisen kann. Er urtheilet mit kaltem Blute; er muß den nothwendig für einen Unsinnigen halten, der sich von ihr hat ins Verderben reiffen lassen. Sollte ich mich dem heimlichen

lichen Spotte solcher Richter aussetzen? Lieber hätte ich mir das Leben genommen.

Oder sollte ich zu meinem Vater zurück gehen? zu meinem unglücklichen, gütigen, armen Vater? In diesem Zustande? ohne Geld? ohne Handschrift? Mit welchem Troste? mit welcher Nachricht? Ach! sollte ich diese Thränen, die er in Strömen vergossen haben muß, fließen sehen? Sollte ich diese Seufzer hören? Sollte ich ansehen, wie der unglückliche, trostlose Greis von seinen Gläubigern aus der einzigen Hütte, die meine gottlose Verschwendung ihm noch gelassen hatte, vertrieben wurde, und von allem seinem Vermögen nicht den Winkel behielt, wo sein graues Haupt schlafen konnte? — Es würde ihm zwar noch eine Erleichterung in seinen äuffersten Schmerzen gewesen seyn, seinen Sohn zu behalten, obgleich dieser Sohn ihn so unglücklich gemacht hatte; und seine Verräbniß mußte weit empfindlicher seyn, wenn er auch mich verlor; das alles wußte ich; aber so gern ich ihm wenigstens den Einen Gram ersparet hätte, so ganz unmdglich war es mir, in der brennenden Scham, in der fressenden

Neue

Neue, die ich igt empfand, vor ihm zu erscheinen; so unndglich war es mir, ein Zeuge des Jammers zu seyn, den ich angerichtet hatte.

Ach! Freund, dreimal wollte ich den Tod leiden, um mir diese Quaalen zu ersparen, die ich damals empfand, und die jede Erinnerung noch igt bei mir erneuert. Ja, ich würde mir den Degen ins Herz gestossen haben, wenn mich nicht allein die Vorstellung abgehalten hätte, daß ich ihn zugleich durchbohren würde. Aber war denn der Anschlag, den ich faßte, trostreicher für ihn? Ach! sein Sohn ist igt für ihn eben so sehr todt, als wenn er gar nicht mehr wäre!

Ich entschloß mich, mich von einem Orte zu verbannen, wo Schimpf, Spott, Armuth und Elend meiner warteten. Schaam und Neue, diese sonst löblichen Regungen, welche von uns ein Zeugniß ablegen, daß wir noch nicht ganz lasterhaft und verstockt sind, dieses eigene Gefühl unserer Thorheiten und Laster, trat igt auf die Seite meiner Verzweiflung, und bestimmte meinen unglücklichen Entschluß. O! elender Zustand, wenn so gar der kleine Ueberrest unserer Tugend, wenn die guten

Ne-

Regungen so sehr, als die bösen, uns nöthigen, unser Unglück zu vollenden!

Doch was sage ich? Eine unzeitige Scham ist nicht mehr eine tugendhafte Regung. Sie ist vielmehr die Wirkung eines unbiegsamen Hochmuthes, der sich wider die Erniedrigung empöret, die wir uns nothwendig gemacht haben, und der wir uns wenigstens mit Geduld, als einer natürlichen und gerechten Strafe, unterwerfen sollten. Es war die Stimme eines solchen Hochmuthes, was ich für Scham hielt. Ein Laster führet das andere an der Hand; man kann kaum aufhören, wenn man einmal angefangen hat. Das natürliche gute Herz selbst tritt gleichsam mit seinen besten Regungen auf die Seite des Lasters, und stößt uns fort in unser Verderben; wenn uns nicht eine feste Entschlossenheit, eine gewisse gute Art von Troze, durch die Vernunft unterstützt, still stehen, und alle Folgen unserer Ausschweifungen mit Geduld und Muth ertragen heißt.

Der ganze Sieg, den ich noch über meinen Stolz gewinnen konnte, war, daß ich wenigstens erst dich sehen wollte; und wie schwer machte er

Mor. Br. 2. Th.                      E                      mir

mir diesen Sieg! Einem Freunde, dessen Güte man mit Undankbarkeit belohnet, dessen Rath und Bitten man verworfen, den man beleidiget hat, vor Augen treten, ist eine Ueberwindung, welche schmerzet! Aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß mein Vater nichts von dem Schicksale seines Sohnes wissen sollte. Da ich mich ihm entriß; so wollte ich ihm wenigstens die Hoffnung lassen, daß er mich wieder sehen sollte: diesen einzigen Trost in seinem so unglücklichen Alter!

Ach! kannst du dich noch an diese Stunde erinnern! Großmüthiger Freund, du freutest dich, deinen Zerim, den Abtrünnigen, der sich dir so lange entzogen hatte, wieder zu sehen. Du schöpftest Hoffnung, daß er igt gerettet sei; du glaubtest, daß bloß die Freundschaft und ein wahrer Abscheu vor seinen vorigen Ausschweifungen ihn in deine Arme wieder zurück brächten. Ich sah, wie Freude und Zärtlichkeit dein Gesicht erheiterten. Du flohst ihm entgegen, du umarmtest ihn. Aber er kam nur, um dir zu sagen, daß er sich auf ewig von dir und Julien trennen wollte. Er würde alle deine Zärtlichkeiten erwidert haben, wenn er nicht  
so

so ganz zerstreuet, so ganz auffer sich gewesen wäre. Welche Angst, welche grausame Schmerzen empfand er nicht in deinen Armen! Er konnte nicht reden, und mußte mit aller seiner Stärke den Strom von Thränen zurück halten, der bereit stand, sich wider seinen Willen zu ergießen. Sein klopfendes Herz konnte die Fülle seiner Schmerzen kaum fassen: sein Geheimniß wollte ausbrechen; seine Lippen konnten sich kaum mehr verschließen. Zehnmal wollte ich dir mein Unglück klagen; aber meine Zunge erstarrte. Ich suchte nur Gelegenheit, eine so traurige Unterredung zu endigen, und sagte dir, daß ich käme, um auf einige Zeit Abschied von dir zu nehmen. Was ich vorbrachte, um meine Reise dir wahrscheinlich zu machen, was ich von meinem Vater sagte, das alles ist mir wie ein Traum, dessen man sich nicht mehr erinnert.

Siz floh ich, wie ein Mörder; Angst im Busen, Unruhe an der Ferse. Ich entwich der Scham und der Schande; aber nicht meiner Verzweiflung. Ich wollte meinen Vater nicht sehen: aber sein Bild kam nicht aus meinen Gedanken. Es verfolgte mich, wie mein eigener Schatten. Umsonst

E 2

durch=

durchstrich ich Erdstriche und Meere, umsonst trennten uns Länder und Gebirge; in einem andern Welttheile fand ich ihn wieder.

O! schreib mir, was der Greis empfand, als du ihm die unerwartete Nachricht brachtest, daß ich von dir Abschied genommen hatte. Was sagte er, wie viel Thränen strömten aus seinen Augen, wie rang er die Hände, wie seufzte er zum Himmel! Laß mich alles, alles wissen: verbirg mir keinen von den Schmerzen, die er empfand! — Mit welchen Worten klagte er dir die Treulosigkeit seines Sohnes! Wie verfluchtest du diesen nichtswürdigen Sohn, als du hörtest, daß ich ihn um sein letztes Vermögen betrogen hatte! Sank er nicht ohnmächtig hin, als er die grausame Nachricht hörte? War nicht dieses der letzte Augenblick seines Lebens? — Aber das war noch vielleicht nicht der härteste Schlag. Verschonten seine Gläubiger den redlichen Greis! griffen sie nicht mit geizigen Fäusten zu! — Ja, ja! er fühlte sein ganzes Unglück. Wie kann ein Sohn, der seinen Vater ins Elend stürzte, wie kann der glauben, daß es noch gute Menschen giebt? Wie kann der hoffen, daß ande-

re Menschenliebe empfinden! Sie zogen ihn aus, sie spotteten seiner Thränen, sie stießen ihn aus seiner Hütte, sie überliefen ihn seinem Schicksale. — Das alles laß mich wissen; verschone mich nicht, gieb mir jede Pein zurück, die ich ihm machte; laß mich das ganze Maaß der Quaalen fühlen, und für das Unglück büßen, das ich angerichtet hatte!

Zwar ich fieng schon an, sie zu empfinden, als ich mich zu Schiffe begeben hatte. Ich wollte in einer andern Welt die Ruhe wieder suchen, die ich in jener verloren hatte; aber ich nahm eben den Feind in meinem Busen mit, dem ich entfliehen wollte. Das Schiff stieß vom Ufer: in diesem Augenblicke erwachte ich aus meinem Traume. — „Rasender, was hast du gethan? Wen verlässest du? Wohin fliehst du? Also überlässest du den bedauernswürdigen Greis seinem ganzen Unglücke, und raubest ihm auch den kleinen letzten Trost, den er noch in dir finden würde!„ —

Das Schiff flog. Mein Herz schlug. Die Wände, die mich einschlossen, wurden mir zu enge, presseten, erstickten mich. Ich eilte in die freie Luft, und rang mit meinem Schmerze! ich wollte

mich zerstreuen; ich konnte nicht. Izt stand ich auf dem Hintertheile: wie erschrack ich, als ich die Strecke des Gewässers übersah, welche mich schon von dem Ufer trennete! Ich stand, gleich einem Entseelten, wandte kein Auge von meiner väterlichen Stadt; ein kalter Schweiß lief von meiner Stirne. Die Breite des Meeres nahm zu, die Ufer wichen zurück; ich sah die Hügel verschwinden, die Thürme versinken, die Gegend immer unerkennlicher werden: meine Augen standen voll Thränen, mein Herz wurde von Neue zerrissen. Wie gern hätte ich mich in die Wellen geworfen, um zurück zu schwimmen! Ich wagte es anfangs nicht, meine Augen von der Stelle wegzuwenden, wo ich meine Vaterstadt gesehen hatte. Ich sandte tausend Seufzer dahin; ich nahm tausendmal Abschied von der werthen Küste, die nur noch, wie ein dunkler Streifen, über dem Gewässer hervorsah. Nun schlug ich meine Augen vor mir hin; und sah Himmel und Wasser, uferlos, unumgränzt, so weit der Horizont sich um die Erde zog. Welch ein Anblick! welche Angst — „Izt kannst du nicht mehr zurück, Unglücklicher! Der Himmel fängt an, dich  
 .. durch

„durch dich selbst zu strafen, dich durch dich selbst  
„zu verbannen. Du hast das Ufer deines Vater-  
„landes, deine Freunde, deinen Vater verlassen,  
„und wirst sie niemals, niemals wieder sehen.  
„Sie senden dir indeß ihren Fluch nach; und ihre  
„Seufzer werden dich so weit begleiten, als die  
„Winde dich führen.“ Wie wünschte ich izz, Land  
zu sehen; wie gieng ich bei Seite, und weinte!  
Umsonst, die Winde blieben günstig; das zerschnittene  
Gewässer schäumte, und rauschte an den Sei-  
ten des Schiffs: eine Woge rollte nach der andern  
vorüber; wir flogen. Doch wenn ich rings umher  
den Himmel betrachtete, der auf dem Gewässer  
ruhete; so glaubte ich, daß wir uns weder zur  
Rechten noch zur Linken bewegten. Ich sah an  
allen Seiten einen gleichen unveränderten Abstand;  
wir schwebten immer in der Mitte, und schienen  
auf einem Flecke fest zu hangen.

Dreimal war die Sonne untergegangen; ich  
hatte die Tage ohne Speisen, und die Nächte ohne  
Ruhe zugebracht. Der vierte Tag wurde der  
schrecklichste. Die Winde fiengen an, heftiger zu  
wehen, die Wellen giengen höher. Bald darauf

stiegen über den südlichen Horizont dunkle Gewölke auf, und überzogen den halben Himmel. Heulende Wirbelwinde stürzten in die Segel; die Masten seufzten; das Schiff schwankete. Die Wolken liefen, die Wogen schlugen Himmel an, der Himmel donnerte: alles war Schrecken, um mich und in mir; über mir der feurige Himmel, unter mir das wüthende Meer, in mir meine Angst.

Jeder Augenblick verdoppelte die Schrecken: der ganze Himmel war in tiefe Dunkelheit gehüllt. Ich sah mich rings um mitten in Wasserbergen vergraben; der tausende Sturm, der das Meer von Grunde aus auführte, und eine Woge nach der andern an das Schiff wälzte; das fürchterliche Geprassel der Wellen, die sich schäumend gegen Himmel richteten, und sich an einander zerschlugen; die nächtliche Dunkelheit, die sich um uns ausbreitete; die Blize, die auf einmal das ganze Meer erleuchteten, die Donnerschläge, die vermischten Töne der Angst und der Verwirrung; welch eine Scene für denjenigen, der sein Gewissen wider sich hat! Wasser Schrecken saß auf den Gesichtern der frechten Schiffer; der Verhärtete

härtete rung seine Hände; der Böfewicht konnte bethen.

Wie kann ich dir den beklemmten, geängsteten Zustand meines Herzens ausdrücken! Der Verurtheilte mag etwan das empfinden, was ich empfand, wenn er igt auf dem Richtplaze steht; wenn er von den Tausenden, die um ihn stehen, das wüste Gemurmel höret, noch einmal mit sterbenden Augen umher schauet, und nicht weiß, was er sieht; wenn igt das Schwert gezogen wird; wenn er in einem Augenblicke, ungewis zwischen Leben und Tode, igt, igt den Strich fürchtet, der entscheiden soll. Ich warf mich zitternd auf den Boden, lag auf meinen Knien, hub meine bebenden Hände auf, bethete, weinte: aber Gott hatte sein Angesicht von dem hinweggewandt, der sich gegen die Thränen eines Vaters verhärtet hatte. Ein Blitz, dem der Donnerschlag unmittelbar folgte, warf alle sinnlos und betäubt zu Boden, und schlug den Mast nieder. Wir erwachten endlich aus unserer Betäubung, nur um unsern hilflosen Zustand zu sehen. Wir mußten uns igt der Gnade der Wunde und der Wellen überlassen, und irreten

auf Zufall. Inzwischen zog sich der schwarze Vorhang von dem südlichen Horizonte weg; ein enger Streifen des hellen Himmels glänzte rings um über dem aufgebrachten Meere; der Sturm legte sich, das Gewitter verzog, die Wasserberge sanken, und die abendliche Sonne warf noch die letzten ihrer Stralen auf uns, ehe sie untergieng.

Obgleich der Schiffer nicht wußte, wohin der Sturm uns verschlagen hatte; so segelten wir doch die Nacht durch, und hoffeten irgend eine gastfreie Küste zu erreichen. Das erste Licht der Morgenröthe schien uns das zu entdecken, was wir gehofft hatten. Man sah Land, dieser Augenblick belebte die ganze Gesellschaft. Die Gefahr war vergessen; die Freude brach mit desto gewaltsamern Ungestüm aus, je größer die Verzweiflung gewesen war; ein lautes Geschrei ertönte durch die Luft.

Der übermüthige, kurzfristige Sterbliche! Weiß er auch, wenn er weinen, oder sich freuen soll! Ach! sie dauerte kurz, diese letzte Freude! Sie war eine Aufwallung, das Auffahren eines Träumenden, der von einer entzückenden Erscheinung erwaucht, und sich wieder in einem unglücklichen Leben

Leben befindet; ein Ausruf, der in einer Entzückung anfieng, und sich plözlich in einen Seufzer endigte.

Wir hatten uns dem Sturme, dem Donner, dem wüthenden Meere entzogen, um es unter weit grausamern Schicksalen zuzubringen. Wir fielen aus den verschonenden Händen Gottes in die unbarmherzigen Hände afrikanischer Barbaren. Welch ein Wechsel! — Sie lieffen ihn uns bald empfinden. Diese Unmenschen! Wir hatten ihr Ufer von ferne gesegnet; wir hatten gehoft, daß die Menschenliebe uns hier nach unsern Gefahren aufrichten, trösten, erquicken, daß sie unserm Mangel abhelfen würde; und sie streckten ihre ungerechten Fäuste nach unserer Armuth aus, plünderten das Schif, raubten das, was wir dem Sturme entzogen hatten, zogen uns aus, warfen Fesseln an unsere Hände, und rissen uns in die grausamste Knechtschaft fort.

So ist das Ende meines so herrlichen Lebens! Ach! Charites, in welche Hände bin ich gefallen! Von welcher Höhe! Welch ein schrecklicher Wechsel! — Wenn ich zurück denke — Ueberfluß, Ansehen, Freuden — Wohlüste so gar — ja Wohlüste!  
das

das sind die Vorbothen. — Wollüste! sie führen den geraden Weg zu diesem Elende! — Ich kann nicht mehr an mich denken — ich zerfließe in Thränen, ich vergehe vor Reue und Gram! —

Zwar ist es ein empfindlicher Schmerz für den, der zu grossen Hoffnungen geboren war, der ein sehr glückseliges Leben in seiner Wahl hatte, Ketten an den Händen zu tragen, unter einen niederträchtigen Haufen von Verruchten gemischt zu seyn, das Feld zu bearbeiten, von dem Brodte zu leben, das die Gnade eines fühllosen Herrn ihm zuwirft: es ist stechender Schmerz, mit denen Händen, die der Musse gewohnt waren, die Arbeiten der Sklaven zu verrichten, und seinen Stolz unter das Joch eines Herrn zu biegen: aber unter allen diesen Leiden ist es ein mächtiger Trost, der dem verfloßenen Sklaven die Kette erleichtert, und ihn unter seinen Mühseligkeiten stärket, wenn er in sich selbst die Beruhigung findet, die mir fehlet; wenn er fühlet, daß er ein besseres Schicksal verdienet hat. Er überzählet die wenigen Augenblicke, die er noch zu leiden hat, und findet eine göttliche Beruhigung in einer Betrachtung, die der Schuldige nicht,  
ohne

ohne zu zittern, anstellen kann. Die Unschuld ist eine ewig rinnende Quelle von Trost und Beruhigung. Ungerechtigkeit kann uns unser Vermögen nehmen, Verläumdung unsere äußerliche Ehre verdächtigt machen, Bosheit, Arglist und Feindschaft können uns jeden Genuß der wohl erworbenen Güter verbittern; Gewalt kann so gar unsere freien Hände in drückende Ketten zwingen: aber Ungerechtigkeit, Verläumdung, Bosheit, Arglist, Feindschaft und Gewalt, sind nicht vermdgend, uns die Empfindung unserer Unsträflichkeit zu nehmen, noch die sanften Eindrücke auszulschen, die jedwede gute Handlung in unsere Seele gegraben hat. Die Leiden der Unschuldigen haben etwas Heiliges, etwas Ehrwürdiges, selbst für den Lasterhaften; ihr Unglück locket Thränen aus den Augen derer, die Gefühl haben; es giebt ihren Ketten eine Würde, und löscht alle Schande von ihrer Gefangenschaft aus: aber der Schuldige, der Lasterhafte, sinkt, ohne unterstützt, liegt, ohne geachtet, weinet, ohne bedauert, klaget, ohne gehört zu werden. Die Ketten, die er trägt, sind die schimpflichen. Er war auf dem Gipfel des Glückes der Fluch,

• und

und ist im Elende die Verachtung der Welt. Die Menschenliebe wendet von ihm die Augen weg, und überläßt ihn der Gerechtigkeit; und was die Vollendung seiner Pein ist, sein eigenes Herz saget ihm, daß er es so verdienet.

Ich darf nicht mehr hoffen! Mein, ich leide, und habe es verdient zu leiden: aber laß mich dennoch von dir Vergebung hoffen! — Ach! mein Freund, mein Charites, wenn diese Zeilen jemals in deine Hände fallen, so wisse, daß sie nicht geschrieben sind, dich zum Mitleiden zu bewegen. Ich verlange kein Mitleiden, ich kann kein Mitleiden verlangen. Die Kene allein gab mir das ein, was ich schrieb: wenn sie mir Verzeihung verdienen könnte! — Ja, du wirst mir verzeihen; du wirst dich deiner Freundschaft erinnern; dein gütiges Herz wird Antheil an meinem Unglücke nehmen; dein Auge wird deinem Freunde Eine Thräne nicht versagen! — Das ist alles, was ich hoffe, alles, was mein Zustand und mein Herz zu hoffen mir erlaubt.





## VI. Brief.

Zerim an seinen Vater.

Wenn wahrhafte Reue in den letzten Augenblicken des Lebens ihre Thränen nicht umsonst vergießt, die Grösse alter Verbrechen zu vermindern: so kann ich, dein nichtswürdiger Sohn, vielleicht hoffen, nicht ohne Vergebung zu sterben. Meine Tage sind dahin: ich fühle, daß ich mein Elend nicht lange mehr überleben werde. Gewissensangst und Reue vollenden, was meine Ausschweifungen angefangen hatten. Ich verzehre in Thränen meine Kräfte, und von dem, der ich war, ist kaum der Schatten mehr übrig. Von der Welt hab ich nichts mehr zu hoffen; und ich kann nichts bessers wünschen, als den Tod. Der Tod allein kann mich aus der härtesten Knechtschaft befreien; und ich hoffe, er wird meine täglichen Wünsche erhören. Nur noch dein Andenken, mein Vater, verweilet vielleicht meine Seele,  
die

die an der Gränze des Lebens nach deinem letzten Segen schmachtet. Willig verläßt sie alsdenn eine Welt, die mich auswirft, und keine Freude mehr für mich haben kann.

Freude? — Was sage ich? Wie stolz ist nicht das Wort, Freude, in dem Munde eines Elenden, der einen einzigen Trost schon für Glückseligkeit halten würde! Freude ist das rechtmäßige Eigenthum des Tugendhaften, der Preis schöner Thaten, die Belohnung einer unschuldigen Seele. Wir Lasterhaften, was für Freude können wir fordern? Ach! hätten wir nach einem schändlichen Leben nur sterbend einige Ruhe, nur Erbarmen für Verachtung, nur Vergebung für Fluch! Schon das ist eine Glückseligkeit, die wir nicht verdienen.

Darf ich sie von dir hoffen, mein Vater? Meine gequälte Seele sieht müde ihres Elendes und des Lebens, an der Schwelle des Grabes, nach dir zurück, und sehnet sich nach deinem Segen. Sie entsaget gern aller Freude der Welt; wenn sie nur dahin, wo sie künftig länger seyn wird, keinen Fluch mitnimmt. O! Gedanke voll Trost! O! ein ruhiger, ein schreckenloser Tod, wenn wir

in der Versicherung entschlafen, daß wir von denen, die wir verlassen, Veröhnung, und von dem Richter, den wir antreffen sollen, Vergebung haben! Wie glücklich ist der, der so stirbt! Welch ein Entschlummern ist dem das Sterben, der sich erinnern darf, daß er lebte! Aber ich habe zu viel gethan, um meinen Tod mir schrecklich zu machen. Meine Freuden waren ein Unsinn, ein Rausch, dem Verzweiflung und Reue folgen, so bald die Vernunft zurück kömmt.

Und darf ich von dir noch etwas hoffen? Darf ich dich noch meinen Vater nennen? Entweißen nicht Lippen, die der Tugend spotteten, die für das Laster beredt waren, einen so heiligen Namen, wenn sie es wagen, ihn auszusprechen? Ist es nach unzähligen Verbrechen, womit ich dich beleidigte, nicht ein neues, daß ich, Verworfener, mich erkühne, deine Wunden wieder aufzuweisen, und dich durch den Namen, Vater, erinnere, welchen Sohn du hast? — Ach! der Abstand zwischen dir und mir, ist zu weit, zu unendlich! nicht die Länder, die uns trennen, nicht die Gebirge, noch die Meere, die zwischen uns liegen: ich meyne

die weit grössere Scheidewand, welche den Tugendhaften und den Bösewicht, ich meyne den Abstand, der Himmel und Hölle trennet!

Aber laß das Erbarmen mir das erlauben, was die Gerechtigkeit mir versagen muß, und die Liebe vielleicht nicht verstaten darf. Vergiß den Bösewicht, mein Vater, und vergieb dem Elenden. Wenn das Elend gewisse Rechte hat, Mitleid zu fodern; wer auf der Welt kann sie mehr haben, als ich? Ach! dein verlornen, dein unglücklicher Sohn ist nicht mehr der, der er war. Der Verstockte, der deine Ermahnungen mit Kaltsinn hörte, der nicht weinen konnte, wenn Thränen über deine Wangen strömten; der Rasende, der Liebe, Dankbarkeit, Ehre, Wohlstand, der Himmel und Hölle vergaß, ist nicht mehr rasend. Die göttliche Rache hat seine Wuth gedemüthiget. Er hat izt ein Herz, das fühlet, liegt izt demüthig im Straube, hat izt Thränen, faltet izt die bebenden Hände in Ketten zu dem Richter, dessen Schrecknisse ihn ergriffen haben, und bittet nur um den Trost, daß du ihm vergebst. Es ist kein zweites Leben hier zu hoffen. Der abgeflossene  
Strom

Strom kehret nicht wieder zu seiner Quelle zurück, die untergehende Sonne geht an einem Tage nicht wieder auf, und das Grab gebietet seine Todten nicht wieder für diese Welt. Aber könnte ich, schon halb Begrabener, aus diesem Grabe, meinem Kerker wieder aufstehen, um noch einmal zu leben; so sollte mein Vater einen Sohn haben! Das Unglück, der Gefährte der Laster, und die Grausamkeit der Barbarn, die der Himmel oft zu Befehlern der Gottlosen machet, haben mich erst gelehrt, empfinden, was es sei, einen Vater haben. Denn wir Thoren lernen den Werth von dem, was wir mit Gleichgültigkeit besaßen, erst dann erkennen, wenn wir es verloren haben; und werden erst weise, wenn unsere Weisheit uns zu einer Ruhe in diesem Leben nicht mehr nuzen kann.

Wie oft seufzte ich sonst: wenn der Himmel mir doch einmal die Gnade erzeigte, mein liebstes Vaterland, die werthe Stadt, worinn ich geboren wurde, mein väterliches Haus, meine Freunde zu sehen! — Aber gar zu viel gewünscht! Wenn er mir nur die Gnade erzeigte, dich, mein Vater, wieder zu sehen! Nur einmal zu sehen, mich hin

zu werfen zu deinen Füßen, zu weinen, Vergebung zu sehen, einen verfühlichen Blick zu genießen, und dann — zu sterben!

Aber dich wieder sehen! So viel Glückseligkeit hoffen! In den Augenblicken meines Lebens, wo die Rache des Himmels Vergeltung für die vorigen zu fordern scheint? — Ich Elender! womit habe ich verdienet, daß der Himmel mir einen Wunsch gewähre? Ach! nein, könnte ich nur ruhiger sterben; nur Einen Segen, nur Eine Zeile, nur Einen Wink der Vergebung von dir erhalten! Schon das wäre mehr Glückseligkeit für mich, als vormals mein Herz in dem Rausche seiner wollüstigsten Freuden zu empfinden glaubte. Mehr Glückseligkeit, als der Lasterhafte hoffen, als der Undankbare wünschen darf.

Ja, der Himmel ist gerecht: mein Gewissen giebt ihm Zeugniß. Ich überdenke mit Grauen die schwarze Geschichte meines Lebens, und lege die Quaalen, die ich leide, gegen meine Laster in die Waage. Fene sind unnennbar, meine Zunge kann sie nicht erzählen, meine Feder nicht beschreiben:

ben: nichts ist ihnen zu vergleichen, nichts übertrifft sie, als — meine Sünden.

Wie hast du nicht die Fülle einer väterlichen Liebe über mich ausgegossen, und ihren ganzen Reichthum gegen mich erschöpfte! Aber umsonst: ich hörte nicht, wenn du warntest, gehorchte nicht, wenn du gebotheft, sündigte mehr, wenn du vergabest, empfand nichts, wenn du mich weinend an dein klopfendes Herz drücktest. Hundertmal war ich gefallen; hundertmal hast du mich aufgehoben. Du fandest mich immer undankbar, und hörtest nicht auf, mich zu lieben. Ich durfte nur erröthen, so vergabest du mir; durfte nur wünschen, so war mein Wunsch erhört. Und doch undankbar, doch verstockt! —

Nein, izt nicht mehr. Mein eigenes Herz rächet die beleidigte Majestät der Tugend, die ich für ein leeres Gedicht müßiger Thoren, für erkünstelte Träume hielt, womit der Unglückliche sich nothdürftig den Mangel wirklicher Freuden zu ersetzen, und seine eigene Betrübniß zu hintergehen suchet. Aber izt begreife ich ihre Würde, ihre ganze Seligkeit aus den Foltern, womit mich das

Bewußtseyn meiner Laster quälet. Sonst wußte ich künstlich an Wahrheiten zu zweifeln, welche mir schrecklich seyn konnten, und hatte gelernt, mich solcher Gedanken zu entschlagen, die mich strafen wollten. Ich wurde ein Freigeist, weil ich ein Lasterhafter, und ein Thor war, der seine Empfindungen vor sich selbst verleugnen wollte, um seinen Vergnügen keine Dornen unterzustreuen. Gewissen und Reue nannte ich Geburten des Uberglaubens, einer dummen Erziehung und einer lächerlichen Furcht. Mein Herz war meine Verunft, und jeder Trieb war ihr Orakel. Ich glaubte, Begierden zu haben, um sie zu befriedigen; und zu leben, um mir nicht Eine Freude des Lebens zu veragen. Freude, Freude war mein Wunsch. Gesättigt von einer, dürstete ich nach der andern, und der Genuß kostete mich nimmer zu theuer. Getödtete Stunden, verschwendete Summen, Ungerechtigkeiten, falsche Versprechungen, Eide, die ich nicht halten wollte, nichts war mir kostbar, nicht heilig, was ich nicht der Befriedigung einer Leidenschaft aufopferte. Ich verlachte den Fluch von denen, die durch meine Raserei litten,

litten, und war unempfindlich gegen die Thränen derer, denen mein Vergnügen Ehre, Ruhe, oder Unschuld kostete. Aus den Nebenlauben des Baschus taumelte ich in die Arme der Phrynen. Nicht Erinnerungen weiser Freunde, nicht Ermahnungen eines zärtlichen Vaters, nicht Wohlstand, nicht Furcht vor Schande, nicht Schrecken vor der bürgerlichen Gerechtigkeit, war verbindend, meine Unbändigkeit zu zügeln. In dieser Unruhe, in diesem Kampfe von Leidenschaften hin und her getrieben, suchte ich Thor meine Glückseligkeit; suchte die Ruhe mitten im Sturme; und — unselige Verblendung! — glaubte das zu finden, was ich suchte.

Aber sie sind hin, diese Träume von Vergnügen! Der Rausch ist entflohen: der Thor, der sich einen König dünkte, ist ein Sklav geworden. Die Vorsehung, um mich, wiewohl spät, weise zu machen, riß mich aus den Blumenfeldern in eine Wüste, zog mich von dem weichen Busen der Wollust in die Ketten, stürzte mich aus meinem Himmel in die Hölle. Ein so tiefer, ein so schreckli-

ther Fall weckte meine Vernunft und mein Gewissen aus dem festen Schlafe.

Was hast du igt, der du alles zu haben glaubtest; Unglücklicher, was hast du igt? Mangel für Ueberfluß, Arbeit für Muffe, Hunger für Leppigkeit, Verzweiflung für Vergnügen, Reue für Bollüste. — Welch eine Verwandlung meines Zustandes und meines Herzens! — Thoren, wie theuer machen wir uns den Preis für eine zu späte Weisheit!

Die Summe aller meiner unsinnigen Bestrebungen ist ein elender Tod. Ein Sklavensittel bedeckt meine Glieder, die sonst in Seide gekleidet waren. Meine Hände, die vordem in Specereien gebadet, um den Lilienbusen einer Phryne spielten, härten sich des Tages an dem Ruder, und an dem Grabscheide, und reiben sich des Nachts wund an der Kette. Brodt, und nicht Brodt genug, um meinen Hunger zu sättigen, ist die Speise, und Wasser löschet igt den Durst des Cybariten, dessen verwöhnte Zunge Leckeressen und Weine beeckelte. Ein weinendes Gewölbe, das die Sonne mit keinem frohen Strahle erleuch-

erleuchtet, ist mein voriger Pallast; die kalte Erde, mit einigen Keisern von Schilf und Stroh bestreuet, ist das Rosenlager für meine müde Glieder, und ein Stein ist der wollüstigste Pfahl für mein schlummerloses Haupt!

Aber auch so, in den schweren Ketten, die meine Hände drücken; in einem Kerker, den kein Tag erleuchtet; in diesem Aufenthalte des Jammers und der Bosheit; im Kittel, der am Mittag nicht vor der glühenden Sonne, und in der Nacht nicht vor der Kälte decket; bey Brodt und Wasser, welche der Geiz auch den Hunden nicht versagt, könnte ich noch glücklich seyn: könnte auf einem Lager von Dornen noch sanft schlafen, wenn mein Herz Ruhe hätte. Aber meine Empfindungen, meine Gedanken, meine Neue! — Diese sind meine grausamsten Henker. Meine unbarmherzigsten Feinde wohnen in meiner Brust! Sie verwehren mir den Genuß dessen, was die barmherzige Grausamkeit der Menschen mir zuwirft: sie verbiethen mir den Schlaf, den meine Barbaren mir erlauben. Ich schliesse umsonst mein weinendes Auge, wälze mich auf dem unglücklichen

Lager, und seufze vergebens nach dem Schlummer. Der Schlummer würdiget nicht, sich auf meine Augenlieder herab zu lassen. Mein Herz stürmet, mein Gedächtniß ruft ein Laster nach dem andern zurück. Umsonst suche ich sie zu zerstreuen; sie kommen immer wilder zurück; sie verfolgen den Sklaven unter seiner Arbeit, den Gefangenen im Kerker, den Müden auf seinem Lager.

Wenn meine Nebenflaven den frohen Abendstern segnen, der das Ende ihrer Arbeit ankündigt; wenn Grabscheid und Ruder aus der matten Hand sinkt, und der elende Haufen durch die Dämmerung nach dem Gefängnisse getrieben wird; wenn nach den härtesten Mühsamkeiten des Tages jeder sich der erquickenden Ruhe freuet, und gern die fessellose Hand der Kette darreichet; so fürchte ich die ängstliche Nacht, die noch grausamere Peiniger, als der Tag, wider mich aufstellt, und meine zerstreueten Gedanken in mich zurück sendet. Ich beneide das armselige Glück meiner Gefährten, die noch der Schlaf erquicket, und versuche umsonst, in seinen Armen mein Elend zu vergessen. Zuweß schlummern um mich herum  
meine

meine Nebenflaven, der Verruchte vielleicht so faust, als der Unschuldige; und der Mörder genießt einer Vergessenheit, die ich ihm mißgönne. Ich allein, ich allein, wache die grausame Nacht hin, die sich furchtbar um mich verbreitet, und beantworte jeden im Schlummer geseufzten Seufzer, der durch die langen wiederhallenden Gewölbe des Kerkers tönet, wo der Unschuldige unter Verruchten, und mancher Tugendhafte unter Mördern liegt. Das Geräffel der Ketten, wenn der Bösewicht, geänstigt von Träumen, sich auf seinem Lager wälzet; das Winseln des Kranken, der hilflos mit dem Tode ringt; das furchtbare Abscheln des Schlafenden, der tief aus dem Innersten den schweren Athem helet; das Grauen der Mitternacht, und die Abwechslung von Todesstille, und fürchterlichen Stimmen der Angst, oder des Elendes, erfüllen meine innerste Seele mit Schrecken. Kalte Schauer fahren durch meine Glieder; ich bebe, und schrecke mich selbst mit dem Geräusche meiner eigenen Fesseln. Meine Furcht wecket meine Phantasie; ich fange an, Gestalten zu erblicken, und dünke mir, mich in  
der

der Gesellschaft der Todten zu befinden. Hier, wo vielleicht die gedrückte Unschuld im Schlafe zu Gott seufzet, höre ich eine leise Stimme, die über mich Weh ruft. Dort, weit hin durch das finstere Gewölbe, wo etwa Ein Stral des Mondes durch die eisernen Gitter fällt, und das Lager eines Unglücklichen bescheint, sehe ich eine weiß gekleidete Gestalt, die sich mir zu nahen scheint. Ach! dann gehab dich wohl, du Trost der Elenden, du Freundin der Unschuld, sanfte, glückselige Ruhe, nach der ein Lasterhafter vergebens seufzet, dann gehab dich wohl! Du fliehst die Gemeinschaft des Bösen, und eilest nach dem Lager, wo dich der Tugendhafte erwartet!

Doch wenn ich auch entschlafe, wenn einmal die Vergessenheit meine Gedanken betäubet: wie kurz, ach! wie kurz dauret die unterbrochene Ruhe? Ich wache, um mit Gedanken, und schlafe, um mit Träumen gequält zu werden. Meine Phantasei rächet die, die ich beleidigt hatte; kleidet sich in ihre Gestalten, und machet den Schlummer, der mich erquickern sollte, zu einer neuen Quaal. Bald sehe ich meinen gekränk-

ten

den Freund, dessen Rath ich verachtete, und dem ich Treue mit Beschimpfung bezahlte. Seine Thränen, seine niedergeschlagenen Augen, seine mitleidige Gebärde, werden grausamere Vorwürfe, als ehemals seine ernsthaftesten Ermahnungen waren. Bald sehe ich seine unglückliche Schwester, die verführte, entheiligte, ermordete Unschuld, wie sie über ihren Schmerz die Hände ringt, und in Thränen zerfließt. Dort einen wüthenden Gemahl, der rasend vor Eifersucht und Zorn über eine entweihte Liebe, Rache schreyt, und den blitzenden Dolch in der Hand schwingt. Hier durchdringt ein Scufzer mein geängstigtes Herz, dort donnert ein Fluch mich nieder. Dann ruft eine Stimme, wie eines Todesengels, mir zu: „Un-  
„ dankbarer, Verführer, Ruchloser! steh hier, die-  
„ se Unglücklichen sind deine Geschöpfe. Das  
„ Schwerdt ist über dir aufgehoben; die Rache  
„ fodert dein Blut!“ Wilde Schrecken fassen mich, kalter Schweiß steht an meiner Stirn: ich be-  
be, fahre aus dem Schlummer auf, sehe dicke  
furchtbare Nacht um mich, höre das Mechzen mei-  
ner schlafenden Gefährten, weiß nicht, wo ich  
bin;

bin; will rufen, und meine Zunge starret; will fliehen, und meine bebenden Füße wollen mich nicht tragen, sinke hin auf meine Knie, falte meine gitternden Hände durch die Nacht hin, zu dem Gotte, der mich Elenden nicht mehr höret.

O! wie mißgönne ich jedem die Ruhe, wie beneide ich der Unschuld ihre Seligkeit, und der gewissenlosen Bosheit ihre Fühllosigkeit! Wenn neben mir der Verstockte über seine Laster entschlüft, wie mißgönne ich ihm selbst diese verfluchte Ruhe! O! daß ich — so wünsche ich Elender oft, — o! daß ich so hart, so fühllos, so eisern wäre, als dieser Mörder ist! Warum fieng ich an, lasterhaft zu seyn, oder warum hörte ich auf? Unschuld oder Verstockung wissen nichts von denen Quaalen, die der Halblasterhafte fühlet.

So sind meine Nächte, wenn Einsamkeit und Stille die zerstreuten Gedanken von andern Gegenständen zurückruft, und mich mir zur Marter übergiebt. Wie oft entschliesse ich mich, meinem Elende selbst ein Ende zu machen, und den gequälten Slaven auf einmal aus seiner Gefangenschaft zu befreyen!

„Was

„Was säumest du, Unglücklicher, denke ich, in einer Quaal, die du selbst endigen kannst? Deine Befreiung, deine Ruhe kommt nur auf dich an. Du kannst sterben, so bald du willst, und der Tod kann für dich keine Schrecken haben. Wenn der letzte Schlaf dein Auge schließt; wenn dein Herz nicht mehr schlägt; wenn deine Seele nicht mehr denkt; kein Nerve mehr empfindet; wenn du ein kalter, fühlloser Erdkloß daliegst: so, so, und nicht eher, hast du Ruhe. Wie sicher schläft der Todte? Er fühlet nicht die Foltern, die der Menschenhaß erfonnen hat, um die Lebendigen zu quälen; er höret nicht den Donner des Richters, der über dem bleichen Haufen der noch Sterblichen in Wettern kömmt; er fühlet nicht in sich Bisse des Gewissens, ihn quälen nicht Träume mehr. „ So denke ich, und entschliesse mich zu sterben: aber eine andere Stimme ruft mich zurück. „ Wohin? Steh endlich still in deiner Bosheit. Hoffest du Ruhe im Tode? Elender! die Todten schlafen nicht fest genug. Es ist eine Zeit, wenn sie erwachen. Es ist noch ein Leben, und  
über

Über beide strecket der, der dich igt strafet, seinen fürchtbaren Arm aus!,,

Wo ist denn mein Muth? Mein Haar richtet sich auf, meine Hand zittert, der Stahl fällt zu meinen Füßen, und ich lebe — Ach! ich lebe, hasse dieses quaalbelastete Leben, und fürchte dennoch, zu sterben.

Wenn ich an die Undankbarkeit gedenke, die ich dir, mein bester Vater, bewies: wenn ich bedenke, wie ich dir Liebe mit Kaltfinn, Güte mit Beleidigung, Ermahnungen mit Verachtung, zärtliche Thränen mit Verstockung vergalt; wenn ich bedenke, wie ich ein Leben, das dein Geschenk war, dazu brauchere, um dir das deinige verdrießlich zu machen: in welchen Betrachtungen kann ich einen Trost, eine Ruhe finden? Wie glücklich wüdest du geleet haben, wenn du keinen Sohn gehabt hättest! Deine Tugend sicherte die Ruhe deines Herzens, und das Glück hatte alles gethan, um sich bei dir von dem Vorwurfe zu rechtfertigen, daß es den Rechtschaffenen verlasse. Du besahest alles, was den Eiteln befriedigen, den Geizigen sättigen; alles, was die Begierden und Leidenschaften sich

sich wünschen, und was der Tugendhafte allein mit Vergnügen genießen kann. O! rechtschaffener, o unglücklicher Greis! Warum bathest du den Himmel denn um einen Sohn, den er dir aus Liebe so lange versagte? Dieser Sohn, in dem du den Erben deines Vermögens und deiner Tugenden erwartetest; der deine Freude in seiner Kindheit, dein Freund und Gehülfe in seinen Jünglingsjahren, dein Trost und deine Stütze in deinem Alter, und dein Nachbild nach deinem Tode seyn sollte; diese erwartete letzte Vollendung deiner Glückseligkeit, dieser erbethene geliebte Sohn wurde deine Sorge, der Feind deiner Ruhe, der Räuber deines Vermögens, der Schimpf deines Hauses.

Meine kostbaren Zeitvertreiber verschlangen die Güter, die du, und deine Väter, mit Mühe erworben hatten. Meine Verschwendung feste dich nach und nach in Mangel. Spieler, Betrüger, Wucherer und Buhlerinnen, theilten sich in dein Vermögen. Noch eine geringe Summe, dich eben nothdürftig zu erhalten, blieb dir von grossen Schätzen übrig. Du empfandest den Ver-

lust dessen nicht, was der Mäßige und Tugendhafte entbehren kann. Zufrieden, mich väterlich zu bestrafen, glaubtest du, der Verlust meines Erbes würde mich weiser machen. Du ermahntest mich zum Fleiße, und vergabest mir. Aber nur ich konnte diesen Mangel, konnte die stille Mäßigkeit nicht ertragen. Ich wünschte, mein Glück zu verbessern, und die Mittel des Fleißes und der Sparsamkeit waren mir zu langsam und mühselig. Ich hoffte von dem Eigensinne des Glückes, der mich so oft schon betrogen hatte, eine geschwindere Hilfe. Ich wußte deiner Güte zu mißbrauchen, und erschlich, als ein Heuchler, auch die letzte kleine Summe. Ach! wie verfluche ich meine blinde Verwegenheit! Möchte die unglückliche Stunde aus meinem Leben, und ihr Andenken aus meinem Gedächtnisse auf ewig verfilget seyn! Diese Summe, diese letzte Hoffnung deines schwachen Alters, wagte ich Nichtswürdiger auf ein verfluchtes Spiel —

Ach! laß mich hier schweigen: meine Seele verabscheuet den verhassten Gedanken, meine Hand will nicht mehr schreiben — Meine Verzweif-

zweiflung ist vollendet; du bist arm, bist unglücklich durch mich, durch deinen Geliebten, deinen Sohn — Sohn? Nein, nicht Sohn mehr! Was wage ich zu sagen! Du hast keinen Sohn mehr. Vergiß, hasse, verfluche ihn, deinen Mörder, überlaß ihn der Strafe des Himmels: laß ihn leiden, was er verdienet, laß ihn so elend sterben, als lasterhaft er gelebet hat!

Ach nein! Erbarme dich seiner, erbarme dich eines Unglücklichen, der verzweifelt, der in Thränen zerfließt, der sich, in der Blüthe seiner Jahre, lebendig aus der Zahl der Lebenden gerissen, in heiffer Reue verzehret; der gern sterben will, und nur noch deine Vergebung, nur noch Einen letzten Segen von dir erstehet — wenn du ihm vergeben, wenn du ihn noch segnen kannst!



\*\*\*\*\*

## VII. Brief.

Silia an den Parmenides.

**S**ich bin nicht standhaft genug gewesen, meinen so festen Vorsatz auszuführen. Das unglückliche Geheimniß meines Herzens entwichte meinem Munde; und meine Uebereilung gestand dir eine Schwachheit, welche meine Röthe, und mancher Seufzer vielleicht, schon vorher verrathen hatten. — Ach! Parmenides! konnte ich dir denn nicht unbekannt bleiben? Warum verfolgst du ein armes Mägdchen, welches in der Verborgenheit, und in einer unbeneideten Stille, ihre Zufriedenheit suchte, und das Geschlecht gern nicht kennen wollte, was dem meinigen so viel Unruhe erregt? Wie wenig hast du gewonnen, und wie viel habe ich verloren! — Die unbequeme, die quälende Liebe! Ich hatte recht, mich vor derselben zu hüten. Die Unruhe, worinn ich mich jetzt befinde, überzeuget mich davon —

Ich

Ich habe dir meine Schwachheit bekannt. Hast du daran noch nicht genug? Wie unersättlich seyd ihr Mannspersonen! — Ich hatte mich entschlossen, mein Geständniß niemals zu wiederholen. Aber lasset ihr uns auch Zeit, eine ruhige Minute zu gewinnen, und mit unserer Vernunft zu Rathe zu gehen? Ich entzog mich nicht uns sonst deiner Gegenwart; ich war entschlossen, dich, wenn ich das könnte, zu vergessen. Ich glaubte, daß ich schon anfienge, dich zu vergessen: aber die ungestümen Liebhaber! sie dringen sich auf; sie verfolgen uns bis in unsere tiefste Einsamkeit; wenn sie nicht reden können, so können sie schreiben: man muß sich ihrer erinnern —

Du willst dich also meinem Willen unterwerfen; du willst mir Zeit lassen, alles zu überlegen; du willst mich so gar nicht mehr sehen: nur soll ich dir erlauben, daß du an mich schreibest, und soll dich zuweilen versichern, daß ich dich nicht hasse. — Ach! du weißt das schon gar zu gewiß, was ich dir erst schreiben soll! Deine Eitelkeit will sich nur nicht an einem mündlichen Bekenntnisse begnügen lassen; sie will auch ein

schriftliches haben. — Wohlan, Parmenides! man muß sich einige Demüthigung gefallen lassen, wenn man einmal eine Schwachheit begangen hat. — Ich habe dir gesagt, daß ich dich liebe; und man sollte nichts versichern, was man nicht immer zu wiederholen sich getrauet: ich wiederrufe also nichts.

Allein was soll das Geschenk, welches du mir übersendest? — Wenn ich liebe, so will ich auch den geringsten Schein von mir entfernen, daß ich eigennützig liebe. Die Liebe ist zu edel, sich zu einer Unterhändlerinn des Buchers zu verstehen. Wenn sie noch etwas anders sucht, als bloß Gegenliebe; so ist sie nicht das, wofür sie sich ausgiebt. — Nimm es zurück, Parmenides: ich wollte um keine Glückseligkeit in der Welt das Ansehen haben, daß ich dich aus Eigennuz geliebet hätte.

Ich habe alles gethan, was du von mir verlangt hast: es ist Zeit, daß auch du mir Gerechtigkeit wiederfahren lasset. Ich will dir also meine Gedanken ohne Zurückhaltung schreiben;

ben; und diese machen den wichtigsten Theil meines Briefes aus.

Womit soll ich anfangen? — Ach! ich muß besorgen, daß du das, was ich zu sagen habe, einer Gleichgültigkeit zuschreiben wirst! — Und dann könntest du glauben — Was glauben nicht die Mannspersonen, wenn man sich gezwungen sieht, ihnen zu sagen, daß man nicht lieben darf! — Jedoch die Zeit mag mich rechtfertigen.

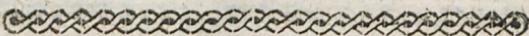
Ich habe alles überlegt, Parmenides; und ich finde, daß wir unsere Liebe überwinden müssen. Meine Freundinnen, meine Vernunft, und selbst mein Herz rathen es mir. Wir haben nichts, als was wir etwa durch unsern Fleiß verdienen. Man setzet sich, ohne Vermögen, gar zu vielen, und gar zu grossen Sorgen aus. Man steht allen Zufällen bloß. Die Bedürfnisse vermehren sich, und übersteigen endlich die Kräfte des Fleisses. Der Mangel ist ein schweres Uebel. Ich kann nicht daran gedenken, daß derjenige, den ich liebe, meinethwegen ein so mühsames Leben führen soll: ich würde mir die grausamsten Vorwürfe machen. Er hätte glücklich seyn können; aber er

ist unglücklich, bloß um mich. — Der geduldigste Fleiß wird zuletzt müde. Ach! wenn ich die Quaal erleben müßte, daß dein Schicksal dich reuete, daß du gleichgültig — Nein, ich darf einen so gefährlichen Schritt nicht wagen. Meine Liebe ist viel zu zärtlich; ich will mir die Quaa- len ersparen, die mich unglücklich machen, die mich tödten würden: Und wenn du gerecht bist, Parmenides, so bestärke dich und mich in diesem Entschlusse. Wenigstens wirst du mich durch nichts bereden, ihn zu ändern; du wirst mich aber überzeugen können, daß du mich ohne Eigennuz liebest. Begnüge dich daran, daß ich dich allen andern in der Welt vorziehe; daß ich nie zum zweitemale lieben kann; daß mein Entschluß mich eine Verläugnung kostet, die mir stille Zähren abndthiget. — Ach! begnüge dich daran, daß ich mich entschliesse, nicht glücklich zu seyn, damit wir nicht beide unglücklich werden.

Mein Herz wird immer dir gehö- ren; auch dann, wenn es nichts mehr, als Freundschaft, für dich empfinden darf. Ich bitte dich, Parmenides, wenn du jemals für mich eine wahre Zärt-

Zärtlichkeit empfunden hast, suche nicht, einen so nothwendigen Entschluß wankend zu machen. Laß mich deinen Verlust beweinen; und wende nicht die Gewalt, welche meine Zärtlichkeit dir über mein Herz giebt, dazu an, mich zu einer andern Entschliessung zu bereden. Vielleicht wäre ich schwach genug, mich bereden zu lassen: ich befürchte alles von meiner Liebe. Aber vielleicht machten auch deine Bemühungen mir andere, nicht so vortheilhafte Gedanken von dir, als ich bisher hatte; vielleicht sienge ich an, dich für ungerecht zu halten, und zu glauben, daß deine Liebe nicht so gewissenhaft sei, als die meinige; daß sie die Vernunft nicht auf ihrer Seite habe, und also mehr blind, als beständig, mehr heftig, als dauerhaft, mehr eigennützig, als zärtlich sei. Und dann, wie würde es mich kränken, dich nicht so ganz edel zu finden, als ich dich geglaubt hatte!





## VIII. Brief.

Silia an denselben.

Freilich, Parmenides, ich muß ungetreu seyn: den Vorwurf hatte ich voraus gesehen. Auf sieben Briefe nicht eine Antwort! — Aber sage mir, was soll ich antworten? Du hast noch keinen einzigen von meinen Zweifeln widerlegt. Wie kannst du so ungerecht seyn, das, was die Nothwendigkeit will, einer freien Wahl zuzuschreiben? — Du bist nicht großmüthig genug; und ich muß mich vor meiner eigenen Schwachheit fürchten. Vor dieser habe ich mich in Sicherheit setzen müssen: und dein Glück hat mich eine Aufopferung gekostet — die — die — aber du glaubest, daß ich dich nicht mehr liebe. Fahre fort, es zu glauben: es dienet zu deiner Beruhigung, und zu der meinigen.

Ich habe voraus gesehen, daß ich dein Glück nicht machen kann; wir mußten uns also tren-

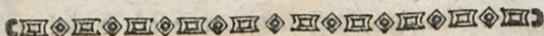
trennen. Ich verreisete, um zu versuchen, was die Abwesenheit über dich und mich für Wirkungen haben würde. Aber du bliebest immer Parmenides, und ich — ich mag es nicht wissen, wer ich noch bin. Ich erhielt einen Brief nach dem andern; ich durfte nicht antworten: aber ich hatte zu kämpfen. Du hörtest nicht auf, mir anzuliegen: ich fürchtete mich täglich mehr vor meinem eignen Herzen; und faßte endlich einen Entschluß, uns so zu trennen, daß es mir unmöglich würde, in dein selbst gewähltes Unglück zu willigen. Mit einem Worte, Parmenides, da ich dich nicht glücklich machen kann; so hast du mich dahin getrieben, einem andern meine Hand zu versprechen — ob ich den glücklich machen werde, wird die Zeit mich lehren!

Wir sind also getrennet, Parmenides, und meine Verbindung erlaubet mir nichts mehr, als über das Schicksal zu seufzen, das unsere Vereinigung nicht erlauben wollte. Man ist dem Glücke seines Geliebten etwas schuldig: und ich habe mich lieber aufopfern, als in Gefahr setzen wollen, dich unglücklich zu machen. Du kannst mich,  
ohne

ohne Ungerechtigkeit, keiner Untreue beschuldigen. Ich habe dir nichts versprochen; Ich habe dir nur gesagt, daß ich dich liebte: und damals wenigstens sagte ich nichts, was ich nicht empfand. Ist aber mußt du meinem Zustande die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mich um die izzigen Gefinnungen meines Herzens nicht mehr zu befragen.

Ich hoffe, ich werde — nicht unglücklich seyn: bin ich es, so werde ich doch die Freude haben, dir die Wahl des Glückes zu erleichtern, und mir den Vorwurf zu ersparen, daß ich nicht alles gethan hätte, was ich konnte. — Ist, Parmenides, habe ich nichts mehr übrig, als dich zu bitten, daß du dich deiner Freiheit in der Absicht bedienst, worinn ich sie dir zurück gebe. Vergiß eine Liebe, welche zu unserer beider Beruhigung nicht reichen konnte: ich muß sie auch vergessen. — Willst du meinen Entschluß eine Leichtsinngigkeit nennen, oder willst du ihn einem Eigennuze zuschreiben: so will ich auch diese Beschuldigung gern leiden, wenn sie dir nur behülflich ist, deine Liebe zu vergessen, dich einer glücklichern

lichern zu ergeben, und deine Silia das Leiden zu lassen, was sie der Tugend schuldig war, sie sei nun glücklich, oder nicht.



IX. Brief.

Silia an eben denselben.

**D**rei Monate sind vergangen, und du hast mich noch nicht vergessen: ich habe dir geschrieben, daß ich einem andern gehöre, und du hast nicht aufgehört, mich zu lieben: man hat dir eine der glücklichsten Parteien angetragen, und du hast sie ausgeschlagen. — Ist fange ich an, zu glauben, daß du so liebest, wie ich geliebet zu seyn wünsche!

Redet dein Herz in der Zeile, worinn du mir zu meiner Verbindung Glück wünschest? Ich glaube es: und dein Glückwunsch wird gewiß erfüllt werden.

Doch

Doch warum zwingt ich mich, mein Geheimniß, das sich nicht länger verbergen lassen will, zurück zu halten? Ja, ich bin noch Silvia, und zwar deine Silvia, wenn du willst. Verzeih mir eine unschuldige Verstellung, die mich so viel gekostet hat! — Ich liebte dich, ich wünschte, von dir so geliebt zu seyn, wie ich selbst liebe, und entschloß mich, dich auf die Probe zu setzen. — Wie mancher Kampf für mich! Ich quälte mich selbst, und beunruhigte mein eignes Herz, indem ich dich beunruhigte. — Reichthümer und Ehre sind lockend: desto größer wird deine Freude seyn, sagte ich zu mir, wenn er die stolze Tochter eines Reichthums, welche ihm alle Vortheile des Vergnügens und der Ehre anbietet, gegen ein armes Mägdchen ausschlägt. Ich war noch damit nicht zufrieden; ich suchte dich so gar durch mein Beispiel zu ermuntern. Ich erdichtete demnach eine Verbindung, die mir zwar oft angetragen war, woran ich aber nie gedacht habe. — Ach! wie unruhig war ich bei dieser kühnen Probe! Dennoch überwand ich mich, drei Monate keinen deiner Briefe zu beantworten. Ich war  
indes

indefß diejenige, die dir Gelegenheit gab, deine Silia gegen eine beglücktere zu vertauschen. Und meynest du, daß es wenig kostet, wenn man sich selbst eine Nebenbuhlerin giebt! — Ich weiß, wie lange ich mit meiner eigennützigen Liebe zu streiten hatte!

Man hatte mir von deinem Geschlechte Begriffe gemacht, die mich in Furcht und Zittern setzten. Ich selbst hatte Beispiele gesehen, die ich verabscheuen mußte; und ich war fest entschlossen, keiner Mannsperson zu glauben. — Sie können schwören, die Meineidigen! Sie haben kein Gewissen! — Sie nennen sich unsere Sklaven; sie haben gar keinen Hochmuth gegen uns — O! wie demüthig, wie sanft, wie klein sind sie! Aber wenn sie nur sehen, daß wir schwach genug sind, ihren Schmeicheleien zu glauben, welche Tyrannen werden sie dann! Wie misbrauchen sie einer Liebe, die sie erschmeichelt haben! — Dann werden sie unserer müde, wollen an keine Gesetze, an keine Versprechungen gebunden seyn; haben uns nichts geschworen, und lassen uns wei-

nen

nen — Sie nennen das galant seyn! — Die Gewissenlosen!

So dachte ich von deinem Geschlechte, ehe ich wußte, daß ein Parmenides lebte. Als ich diesen Mann sah; als ich ihn reden hörte; als ich jede seiner Handlungen, welche mir die nachlässigsten zu seyn schienen, aufmerksam untersuchte; so glaubte ich, eine ganz neue, ganz ungewöhnliche Erscheinung zu sehen. Mein Herz nahm sich seiner sogleich an; ich weiß nicht wie! Es wollte mich bereden, er sei keine von diesen Mannspersonen. — Aber können sie sich nicht alle verstellen? Ja, so, so scheinen sie; so fangen sie alle an! — Nein, ich wollte nicht lieben, das war gewiß!

Hatte ich mich etwa verrathen? — Hatte ich dich zärtlicher angesehen, als ich wollte? Hatte ich geseufzet? — welche Augen haben unsere Verfolger! Du mußttest es gemerket haben, daß ich nicht gleichgültig war; und ich hofte, es mir selbst zu verbergen. Du bathest mich um Liebe: ich wollte nicht lieben, und doch freuete mich dein Antrag. Welche seltsame Freude! — Du trugest

krugest mir eine Verbindung an. Ich verwunderte mich, daß wir schon so weit waren: ich meinte, wir hätten noch nicht angefangen! — Du sagetest mir so gar: ich hätte dir Hoffnung gemachet; ich hätte dir gesaget, daß ich dich liebe — Wie? Das sollte ich gesaget haben? — Ich kann nicht glauben, daß ich das habe sagen können. Hatte ich dir denn nicht gesaget, daß ich nicht lieben wollte? — Noch in diesem Augenblicke glaube ich, daß du mich ganz anders verstanden hast: aber deswegen kannst du doch recht haben.

Ja, ich liebte dich; und diese Liebe machte mir Sorgen genug! Ich hatte verschiedene Anträge ausgeschlagen, ohne sie weiter zu überlegen. Wie kam es, daß ich den deinigen so oft überlegte? Kaum konnte ich mich noch erinnern, daß ich nichts mit deinem Geschlechte hatte zu schaffen haben wollen!

Doch mein Herz hatte noch nicht alles für dich gewonnen. Die Sache wurde zwischen ihm und meiner Vernunft ernsthaft. Ich besorgte, daß du so lieben möchtest, wie alle Mannspersonen lieben: und so geliebt zu seyn, das konnte ich un-

möglich ausstehen. Ich mußte erst wissen, wie du lieben würdest; und mein Herz mußte sich ge-  
lassen, Bedingungen anzunehmen. Diese Bedin-  
gung war eine Probe, welche sein Liebling ausste-  
hen sollte. Es machte freilich Einwendungen ge-  
nug: doch ich verhärtete mich.

Der erste Entschluß, den ich faßte, war der,  
dir alle Hoffnung zu nehmen; und ich fand Ein-  
würfe wider unsere Verbindung, welche dir wich-  
tig vorkommen mußten. — Sollte ich mit dir  
reden? Ich kannte mich: ich sahe ein, daß das  
nicht ein Weg war, dich zu überreden, sondern  
mich in deine Gewalt zu geben. Ich mußte mich  
dir also entziehen; ich mußte dich gar nicht mehr  
sehen; ich mußte schreiben. Zehnmal fieng ich  
meinen Brief an: nach dreien Tagen war er end-  
lich fertig — Soll ich ihn wirklich absenden?  
Versiegelt war er wenigstens. — Warum will  
ich ihn so beunruhigen? — Er liebet mich —  
Er hat es nicht verdient — Er wird es für eine  
Leichtsinnigkeit halten — Wenn er gleichgültiger  
gegen mich wird — auch wohl kaltsinnig: — so  
habe ich die Schuld — Und so wird es kommen;

er

er muß alle Hoffnung aufgeben; er wird sie aufgeben, und mich bald bei einer andern vergessen lernen — Bei einer andern? Dieser Gedanke brachte meine Eitelkeit auf; das muß ich versuchen — Könnte er das, ach! könnte er das! so wird es mich kränken; es wird mir Thränen kosten: aber dann ist er nicht so standhaft, als er seyn muß, um mich glücklich zu machen. Ich würde ihn doch einmal verlieren: und wenn ich ihn verlieren soll, so ist diese Zeit die beste. Eine Ueberwindung für ewige Schmerzen! — Fort gieng der Brief! und ich war noch ziemlich gelassen. Aber ich merkte bald, daß ich anfangen wollte, nachzusinnen. Mein Herz fieng an, etwas geschwinder zu schlagen; ich befürchtete, daß es mir Unruhe machen würde, und begab mich geschwind in die Gesellschaft, welche meine Ruhme bei sich hatte, um nichts zu denken.

Wie hättest du dich rächen können, wenn du gewußt hättest, wie lange Weile ich hatte, und wie unruhig ich war, ehe ich deine Antwort erhielt? Aber du schriebest auf der Stelle zurück, Vorwürfe, Bitten, Tadel und Versicherungen ge-

nug; aber keine einzige gute Beantwortung auf meine Einwürfe: und in der That, die ersten waren mir auch das angenehmste. — Er kann die Probe aushalten! Aber er soll mir so leicht nicht davon kommen. — Ich gieng einen Schritt weiter, und antwortete nicht. Es kam noch ein Brief: ich wurde noch verstockter; ich schwieg, und verweilte. — Es war mir eingefallen, ob du mich vielleicht ein wenig aus Eigennuz lieben möchtest? Ich stellte mir vor, daß du leicht einige Nachricht von meinen Umständen hättest einziehen können, so sorgfältig ich sie auch geheim zu halten suchte: und diesen Zweifel wollte ich gern gehoben wissen. Er bestärkte sich bei mir, ich weiß nicht wie, eben dadurch, daß du mir sechs mal nach einander schriebest, ohne eine Antwort erhalten zu haben. Izt fiel ich auf die äußerste Probe, die ich hätte wählen können, und in dem Entschlusse, ihren Erfolg zu wissen, reisete ich zu meiner Ruhme zurück.

Meine erste Beschäftigung war, dir eine Geliebte, und mir eine Nebenbuhlerin, auszusuchen: ja, eine Nebenbuhlerin! — Meine Ruh-

me wollte widerrathen: „Er kann sich verleiten lassen, sagete sie, zumal wenn eine andere mehr, als die Liebe allein, wenn sie auch die Eitelkeit und den Eigennuz befriedigen könnte!„ — Könnte er das? So kann er ohne mich glücklich seyn: meine Liebe ist also eine ganz gleichgültige Sache. — War das zu eitel gedacht? Ich glaubte, man müßte nur Eine Person lieben können; man müßte nur bloß in ihrem Besitze glücklich seyn, wenn auch sie glücklich werden sollte. Ich denke nicht, daß dieses eine Meinung war, welche mir so sehr mein Stolz, als die Zärtlichkeit meiner Liebe, einbilden wollte. — Was wagte ich also dabei? Einen Geliebten zu verlieren, der meiner entbehren konnte; der sichs vielleicht mit der Zeit merken lassen würde, daß er meiner entbehren könnte! Aber was konnte ich gewinnen? D! ungleich mehr! eine völliige Beruhigung aller meiner Zweifel; eine Sicherheit, daß ich geliebt sei, und immer geliebt seyn würde; eine Gewißheit, daß ich allein deine Glückseligkeit machen würde. Man muß schon etwas wagen, um so viel zu gewinnen.

Ich hõrete, daß meine Bemühung nicht fehl geschlagen war; daß man dir wirklich eine reiche Partei angetragen hatte. Ich kann nicht sagen, daß es mich erfreuete. Ich hõrete aber auch, daß du sie ausgeschlagen hättest; und ich kann dir nicht ausdrücken, wie sehr mich dieses entzückte. Nur setzte ich mich erst nieder, um deinen siebenten Brief zu beantworten. Ich schrieb dir, daß ich einen andern Antrag angenommen hätte. Ich zitterte, als ich den Brief aus meiner Hand gab; ich bedachte mich zehnenmal, ich rief den Bothen wieder zurück; endlich erhielt ich den schweresten Sieg über mich selbst, und sandte ihn fort.

Der Bothe kam wieder: er hatte keine Zeile von dir. — Ja, ja, er ist auch eine Mannsperson! — Nicht eine Zeile! Sollte er wenigstens nicht eine Zeile geantwortet haben? Ich hatte es doch nicht undeutlich gesagt, daß ich ihn ungern verlore, wenn ich ihn ja verlieren mußte! — Einmal hätte er noch schreiben können. Man läßt die Hoffnung nicht so leicht fahren, das zu behalten, was man nicht gern verliert! — Es beunruhigte mich ungemein. Ich hätte mich gern bei

mei-

meiner Ruhme beklaget, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich in ihren Augen Unrecht haben würde. Ich fragte indes den Boten, was du gesagt, und wie du ausgesehen hättest? — „Ganz zerstreuet, sehr ungehalten!“ — Was sagte er denn? „Es ist gut!“ — Nichts mehr? Keine Empfehlung? Gar keine? — Nicht ein Wort mehr! — Ich verschloß mich in meinem Zimmer; ich warf mich beim Tische nieder, ich legte meinen Kopf auf meine Hand, ich wartete von einer Stunde zur andern: aber kein Brief. Die Nacht kam heran: aber kein Brief; und was für eine Nacht!

Ich glaubte, am folgenden Morgen früh aufgestanden zu seyn: aber du warest es noch früher! ich fand schon einen Brief von dir. Ich zerriß in der Eilfertigkeit, das Siegel zu lösen, das Papier, und mußte die Stücke mit vieler Mühe zusammenhalten, um ihn zu lesen. Ich las: „Ungetreue  
 „— wie hätte ich es gedacht! — So wankel-  
 „müthig, so leichtsinnig! — Ich werde mich  
 „trösten! — Ich trete gerne von meinen Rechten  
 „ab! — Ich werde es vergessen, daß ich geliebt  
 „habe! — „ Zwo Seiten voll von solchen Aus-  
 drücken

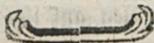
brücken las ich : ich sah von ungefähr das Datum an , und fand , daß sie am vorigen Abende geschrieben waren.

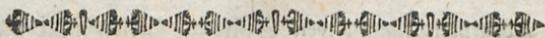
Eben fieng ich von vorn wieder an ; siehe da ein zweiter Brief ! Geschwind war er aufgerissen : was wird er igt sagen ! — Morgens um fünf Uhr. — ( So früh war ich auch aufgestanden ! ) — „ Verzeihe mir meine gestrige Uebereilung — „ theure , liebste Silvia — Welche Verleugnung , „ wenn man dich dem Glücke eines andern auf- „ opfern soll ! — Aber du glaubest , daß wir so , „ wie wir sind , nicht glücklich seyn können — Ich „ kann nicht so eigennützig lieben , dich unglücklich „ zu machen — Möchtest du doch glücklich seyn ! „ — Wie herzlich wünsche ich es ! — „ Das ist eine andere Sprache ! — Im Triumphe lief ich zu meiner Muhme. Sie war noch nicht aufgestanden : aber ich konnte mir nicht helfen , sie mußte den Brief im Bette hören. Ich las ihn , und vergaß nicht , meine Stimme bei einigen Ausdrücken zu erheben , welche mich besonders stolz auf meinen Liebhaber machten. — „ Man hat mir eine der „ reichsten Parteien angetragen : aber ich hatte „ den

„den Reichthum, weil Silia die Person nicht ist.  
 „— Ich werde niemals an eine Verbindung ge-  
 „denken. — „ Das waren Ausdrücke, welche man  
 sehr laut lesen muß! —

So hast du denn die arme Silia geliebt,  
 hast sie allen andern vorgezogen; verschmähest den  
 Reichthum, weil Silia nicht die Person ist? —  
 Wohlan, ich will die Einwürfe, welche ich wegen  
 unserer Armuth machte, an deiner Stelle beant-  
 worten. Reich bin ich nicht: aber ich besitze noch  
 so viel, daß wir keinen Mangel zu besorgen haben.  
 Meine Muhme hat mir überdem ihr nicht geringes  
 Vermögen vermacht. Ich habe mich nur deswegen  
 für arm ausgegeben, um wenigern Verfolgungen  
 deines Geschlechtes ausgesetzt zu seyn, um kein  
 Raub ihrer Geldsucht zu werden.

Komm demnach, liebster, bester Parmeni-  
 des, komm in meine Arme, theile mit mir die  
 kleinen Vortheile des Glückes, und die herzlichen  
 Glückseligkeiten der zärtlichsten Liebe!





## X. Brief.

## Eriton an seinen Sohn.

**S**ieh sehe dich mißvergüßt und niedergeschlagen. Ein trüber Gram bewölket dein Auge, welches sich umsonst bemühet, sich zu erheitern. Du gehst, seit einiger Zeit, in tiefen Gedanken; du hörest nicht, wenn ich dich rufe, und antwortest verkehrt, wenn ich dich anrede. Du meidest die Gesellschaft, und suchest die Einsamkeit. Ich habe dich neulich mitten in deinem einsamen Tieffinne überraschet. Du fassest, deinen Kopf in der Hand, die Augen zur Erde gewandt; ich sah deinen Schmerz auf deinem Gesichte gemalet; ich hörte dich ohne Unterlaß seufzen! —

Ach! mein Sohn, welch eine Veränderung!  
 — Hast du irgend ein Geheimniß, das dein Vater nicht wissen darf? Hat er es verdienet, daß du ein Mißtrauen auf ihn setzest? Kannst du glauben, daß er Einen Wunsch habe, der mit deiner

deiner Zufriedenheit im Widerspruche stehet? — Diese Niedergeschlagenheit fängt an, mich zu kränken. Ich mache mir Vorwürfe, daß mein Sohn etwas vor mir geheim halten kann; daß ich mir sein Vertrauen nicht besser habe zu erwerben gewußt: daß ich nicht die ganze Pflicht der Vaterliebe erfüllt haben muß. Ich habe dich mehr, als einmal, um die Ursache deiner Unzufriedenheit befragen wollen: allein, ich mußte besorgen, daß meine Fragen dich noch zurückhaltender und verschlossener machen möchten. Ich bildete mir ein, meine Gegenwart würde dir zu viel Zwang auflegen; sie würde die Freiheit einschränken, womit ich meine Frage beantwortet wünsche. Ich schwieg also, und entschloß mich, an dich zu schreiben. Der Buchstab erröthet nicht, mein Sohn! schreib das nieder, was du nicht sagen kannst, und trage kein Bedenken, dein ganzes Herz vor einem Vater auszuschütten.

Was ist eine Freundschaft, die Geheimnisse, eine Liebe, die Mißtrauen hat? Zum höchsten eine kalt sinnige Neigung; eine Hochachtung ohne Zärtlichkeit, ohne Ergebenheit. Ein wahrer Freund,  
ein

ein wahrer Vater kann mit so gleichgültigen Empfindungen nicht zufrieden seyn. Je zärtlicher sein eigenes Herz liebet; je eifriger er die Glückseligkeit seines Kindes wünschet, desto mehr muß es ihn schmerzen, ihn beleidigen, wenn man ihn verhindert, diese Glückseligkeit zu befördern, und ihm die süßen Bemühungen, wohl zu thun, zu einer beschwerlichen Arbeit machet.

Ja, mein Sohn, Mißtrauen und Heimlichkeit unter Vätern und Kindern, sind gefährlich; sie untergraben die Liebe von der einen, und den Gehorsam von der andern Seite; sie stören die Ruhe und Zufriedenheit der Familien; sie entzweien Blutsfreunde, und endigen sich endlich mit Zwiespalt und Haß. Wenn die Liebe dauerhaft seyn, wenn sie zu einer wechselseitigen Glückseligkeit mit ungeschwächtem Eifer fortarbeiten soll; so muß sie keinen Anstoß finden: jedes Hinderniß unterbricht ihren Lauf, und treibt sie über die Gränzen, wo sie wohlthätig war; gleich einem Bache, der dem Felde Fruchtbarkeit mittheilet, so lange er sich in seinen Ufern schlingt; er tritt, so bald ihm der Weg verleget wird, mit desto größerm Un-

Ungeſtüm über, je voller er ſich ergoß, und zerſtöret die Fruchtbarkeit, ſo bald er ſie nicht mehr geben kann. Die Natur der Liebe haſſet alle Kaltſinnigkeit. Sie muß eine gleich ſtarke Gegenliebe finden, oder ſie höret ganz auf.

Niemand kann ſich die ganze Stärke einer väterlichen Liebe vorſtellen, als der ſie empfindet, der ſelbſt ein Vater iſt. Mit welchen Sorgen wacht er über die Zufriedenheit derer, denen er das Leben gegeben hat? Sein Auge hängt unverwandt an dem kleinen Geſchöpfe, wenn es noch mit ungewiſſen Füßen die Erde betritt. Sein Herz ſchlägt bei jedem unſichern Schritte; ſeine Arme ſind gedſnet, es aufzufangen, ehe es noch fällt. Er kann es kaum wagen, den kleinen Liebling ſeines Herzens einer andern Sorge anzuvertrauen, als ſeiner eignen väterlichen. Eine kindiſche Thräne beunruhiget ſein Herz; eine Thräne, welche eine Kleinigkeit erregen, und eine Kleinigkeit ſtillen kann. Welch ein inniges Vergnügen, wenn er es die erſten Gedanken ſtammeln höret! Mit welcher Innbrunſt drückt er es an ſein Herz, wie oft küſſet er die unſchuldigen Lippen,

pen, die noch das Gefühl des Herzens nicht reden können, welches sein süßes Lächeln, seine unschuldigen Schmeicheleien ausdrücken!

Seine Zärtlichkeit wächst mit den Jahren, und mit den größern Sorgen. Er wachet mit überlegter Vorsorge über die junge Seele; forschet ihre Talente aus; locket jeden Funken des Verstandes hervor; pflanzet tugendhafte Gesinnungen in sein Herz; fürchtet und entfernt jeden unedlen Eindruck; lieblosset, ermahnet, strafet — und wie viel kostet ihn diese Ueberwindung! — Welche Freuden begleiten diese mühsamen Pflichten, wenn er sieht, daß er sie nicht umsonst ausübet! Er vergißt seine eigenen Leiden; er lebet in seinen Kindern; entzieht sich gern den Genuß eigener Vortheile, um sie in der Zufriedenheit seiner Kinder doppelt zu genießten. Entzückende Träume von Glückseligkeit schmeicheln ihm mit den Gedanken eines ruhigen, ruhmvollen, glücklichen Alters; wenn die ausgestreuten Wohlthaten zu einer reichen Erndte für seinen Herbst erwachsen werden; wenn die Dankbarkeit das ganze Maas der empfan-

empfangenen Liebe auf sein graues Haupt wieder zurück giesen wird. —

Ach! aber er schmeichelt sich oft umsonst, und hat das Herzeleid, seine unaussprechliche Liebe mit Kalt Sinnigkeit belohnet, und das Vertrauen seines Kindes denen zugewandt zu sehen, welche es noch durch nichts verdienet haben! Ein junger Mensch, der die Jahre erreicht, wo sich die Kräfte seiner Seele entwickeln, und sein Verstand anfängt, selbst zu arbeiten, glaubet, daß er keines Führers mehr bedürfe. Sein Herz fühlet heftige Regungen und Begierden nach Vergnügen, die seinem lebhaften Alter natürlich sind. Er wünschet, sich ihnen überlassen zu können: man warnet ihn. Er begreift es nicht, warum man sich seinem Verlangen widersetzet; er hält es für Unschuld; es fehlet ihm an Erfahrung; er übersteht die Folgen nicht; er bleibt bei dem sanften, schmeichelhaften Eindrücke stehen, den die Vorstellung des Vergnügens in seinem Herzen machet. Man dringt stärker in ihn; sein klopfendes Herz machet es unmdglich, seinen Verstand durch Bewegungsgründe zu überzeugen: man muß gebiethen. Der Befehl

Befehl dünkt ihn grausam. Sein Herz verschließt sich; er wird mißtrauisch; er überläßt sich andern, und bauet auf den Untergang seiner kindlichen Liebe auswärtige Freundschaften. Mit wem? Ach! mit wem sonst, als mit jungen Leuten von gleichem Alter, von gleich weniger Erfahrung, von gleich feurigem Blute! — Es ist das Unglück der Jugend, daß sie eine gewisse schädliche Furcht vor dem Alter hat, und sich denen ergiebt, bei welchen sie gleiche Schwachheiten vermüthet, und folglich eben so viel Ermunterung und Nachsicht erwartet, als sie bereit ist, zu geben. Diese Freundschaften werden Bündnisse, werden Verschwörungen wider die Väter. Sie hinterlassen von der Liebe nur die Furcht; man fängt an, ihrer müde zu werden, sie für harte Gesetzgeber zu halten, und sie zu betriegen.

Der bekümmerte Vater ließt das Mißtrauen in den Augen seines Sohnes. Er ist beunruhiget; er fraget ihn; er bemühet sich, durch Liebkosungen sein Vertrauen wieder zu gewinnen. Umsonst: jener hält die Versicherungen seiner Liebe für eine List; er verwahret sich dagegen, verschließt

schließt sein Herz immer mehr, und wird mißtrauischer und geheimer.

Unglücklicher Sohn! Noch unglücklicherer Vater! — Kann er vermüthen, daß die Geheimnisse, welche ein Sohn einem Vater verbergen will, unsäuldig sind? Muß er nicht glauben, daß er im Begriffe stehe, alle seine angewandten Bemühungen, die Sorgen so vieler schlaflosen Nächte, zu vernichten, und eine Glückseligkeit zu fördern, woran er so lange gearbeitet hatte? Was soll er thun? Schweigen? Soll er denn seinen Sohn seiner Unbesonnenheit überlassen, und sich selbst den Vorwurf machen, daß er ihn in ein Verderben habe gehen lassen, wovon er ihn hätte zurück halten können! — Doch kann er ihn retten? Ach! wie gern, wie gern wollte er! Sein väterliches Herz blutet; er sucht die Einsamkeit, um auf Mittel zu sinnen, um zu weinen. Sein grausamer Sohn will ihm nicht das Vergnügen lassen, daß Er ihn glücklich mache. Er fraget ihn, er bittet ihn um Berathen; aber er schweigt, oder verspottet seine

Mor. Br. 2. Th.                    I                    Frage

Frage durch Empfindungen, und beantwortet seine Zärtlichkeit mit kaltfinnigem Mißtrauen.

Ungerechte Kinder! ist das der Lohn, womit ihr unsere Sorgen bezahlet! Sollen wir nur Väter seyn, um unser Alter mit noch mehr Gram zu beladen? Nur Kinder gezeuget haben, um unglückliche Geschöpfe zu sehen? Sollen wir die Ruhe unserer besten Jahre aufgeopfert haben, um als Greise über undankbare und unglückliche Kinder zu weinen?

Das Mißtrauen des unbesonnenen Sohnes nöthiget den sorgsamem Vater, seine Wachsamkeit zu verdoppeln. Es streuet die Dornen des Verdachts in sein bekümmertes Herz. Er sieht sich gezwungen, zu kleinen Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen, und seine Wachsamkeit mit andern zu theilen. Seine Augen verfolgen izt jeden Schritt seines Sohnes; er bestellet Hüter; er höret ihre Nachrichten, seine Vorwürfe gegen seinen Sohn werden bitterer. Dieser glaubet, ein Recht zu haben, sich über Härte und Grausamkeit zu beklagen; seine letzte Liebe erlischt; er wird widerspänstig, und höret auf, einem Vater zu gehorchen,

hen, den er nicht mehr hochschätzt. Trauriger Erfolg einer so engen, so heiligen Verbindung, wenn der eine wünschet, keinen Vater mehr zu haben, und der andere die Stunde versuchet, wo er einen Sohn zeugte!

Die ersten Schritte, welche die Jugend in der Welt thut, haben gar zu wichtige Folgen in Ansehung ihrer Glückseligkeit. Ein einziger Fehltritt zieht Nachtheile nach sich, welche viele Jahre, welche oft das ganze Leben nicht wieder herstellt. Aber der Jüngling ist dann am verwegendsten, wenn er am wenigsten Weltkenntniß besitzt. Er dünket sich klüger, je weniger er weiß, und überläßt sich einer gefährlichen Freiheit, je sicherer er ist. O! wahrhaftig, ihn hier sich selbst lassen, heißt ihn Preis geben! Hier hat er einen Führer, einen Freund, einen Rathgeber nöthig, wenn er ihn zu aller andern Zeit entbehren könnte! Der Vater hat nichts für sein Kind gethan, der hier aufhört, zu sorgen!

Und doch ist es ein Unglück, welches mit diesen Jahren verbunden ist, daß der Jüngling eifersüchtig auf seine Freiheit, und der Aufsicht

seines Vaters müde wird. Er sieht nicht, wie oft er fallen kann, und er will allein gehen; er will. Seine Leidenschaften reißen ihn hin; sein Eigendünkel machet ihn sicher; seine Sicherheit vermessen. Er reißt sich aus den Armen seines Vaters, und sinnet auf tausend Erfindungen und Vorwände, um sich seinen Augen zu entziehen. Der bekümmerte Urheber seines Lebens verfolgt ihn mit sorgsamem Blicken; er sieht ihn vermessen die gefährliche Bahn durchlaufen: sieht ihn straucheln, zittert, ruft ihm nach, warnet, unterrichtet ihn: umsonst, er höret nicht, eilet fort, fällt, und wird ein Opfer seiner Thorheit.

Ach! mein Sohn, wie viele Beispiele könnte ich dir erzählen! Glaube nicht, daß die Geschichte des Phaeton eine bloße Erdichtung ist! Sie ist das Bild der vermessenen Jugend überhaupt: tausend Geschichte finden sich in dieser einzigen zusammen gefaßt!

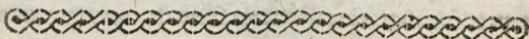
Hast du etwann deinen unglücklichen Freund vergessen? — Ich wähle dieses Beispiel nicht, um deine Wunden aufzureißen: ich wähle es nur, um dich zu rühren. Der Schlag, der an unserer Seite

ten

ten trifft, hat eine stärkere Gewalt, uns zu warnen. Er fiel durch seine Widerspänstigkeit; und diese Widerspänstigkeit war die erste Frucht seines Mißtrauens. Sein unglücklicher Vater starb vor Gram.

Du weißt, mein Sohn, Syphon war mein Freund. Ich vergoß mit ihm Thränen über das Unglück seines Sohnes. Ich suchete seinen Schmerz zu lindern, und tröstete ihn in einem Briefe. Er dankte mir für diese Freundschaft, und schrieb mir die ganze traurige Geschichte. Hier hast du seinen Brief. Lies ihn, mein liebster Sohn: es kann dir nicht unndthig seyn, das Herz eines Vaters kennen zu lernen.

Wenn du ihn gelesen hast, so beurtheile das meinige daraus, und untersuche dein eigenes. Was auch immer die Ursache deiner Niedergeschlagenheit sei; so mache deinem Vater kein Geheimniß daraus. Ein rechtschaffener Vater ist immer der beste Freund: er wünschet, dein Vertrauter zu seyn, und er muß es seyn. Du kannst dich keinen Schritt von ihm entfernen, ohne in eine gefährliche Irre zu gerathen.



## XI. Brief.

Epyhon an den Eriton.

**T**röste mich nur, denn ich selbst kann mich nicht trösten. Der sanfte Zuspruch eines Freundes ist ein Balsam für unsere Wunden. — Ach! mein Freund, die meinige ist tödtlich. — Ein unglücklicher Vater! — Was kann man mehr seyn? Ich habe meinen Sohn verloren; das Mißtrauen hat ihn mir entrisen. So viele Hoffnungen, die Früchte so vieler Sorgen, meine letzte Freude, alles ist dahin! Ich werde ihm folgen; ich werde den Verlust so vieler süßen Träume nicht lang überleben. Ach! was hat man für seine aufgeopferten bessern Jahre mehr zu hoffen, als ein unglückliches Alter! Wenn man die Nächte schlaflos mit Nachsinnen zugebracht hat, wie man alle Pflichten eines Vaters und Freundes erfüllen; wie man den Liebling seines Herzens, als einen rechtschaffenen Bürger für die Welt bilden,

wie

wie man ihn glücklich machen will; wenn man keinen Augenblick das wachsame Auge über ihm geschlossen, jede Regung seines Herzens ausgespähet, jeden glücklichen Trieb beseulet, seine Seele nach demjenigen Ideal der Vollkommenheit, dessen Entwurf uns so manchen Gedanken, so manchen Streit mit uns selbst, so manche aufgeopfertete Nacht kostete, gebildet zu haben glaubet, wenn er erwächst, und wenn wir nun hoffen, die Früchte unserer Mühe, diese erträumten Freuden, den Ruhm, die ganze Glückseligkeit eines Vaters, einzusammeln; so kommt ein Augenblick, ein unglücklicher Augenblick, und raubet uns alles, alles! Thränen sind unser letzter Lohn, und ein bekümmertes Alter.

Was konnte ich nicht hoffen! Mein Sohn wurde geliebet; man rühmte ihn, und wünschte mir Glück. Er liebte mich; hörte mit Aufmerksamkeit die Grundlehren der Tugend, die ich seiner jungen Seele einprägte; las meinen Willen in meinen Augen; gehorchete mit Vergnügen. Ich war sein Freund, sein Vertrauter. Aber die Jünglingsjahre! ach! diese gefährlichen Jahre der

Leidenschaften und der Thorheit, wie habe ich sie gefürchtet!

Die Liebe machte den ersten Eindruck auf sein zärtliches Herz. Er empfand ihre Gewalt, ehe er es selbst wußte; und bei seiner Offenherzigkeit in dieser ersten Leidenschaft durfte ich den Gegenstand derselben nicht lange rathen. Eine Wittwe, welche nach dem Tode ihres Mannes in Mangel gerathen war, suchete durch einen freien Umgang der jungen Leute mit ihrer Tochter ihre schlechten Umstände zu verbessern. Diese junge Buhlerin war schön: aber sie hatte einen schlechten Namen. Mein Sohn, der ihren Bruder kannte, hatte sie gesehen, und sich von ihr einnehmen lassen. Ich mußte seine Wahl verwerfen: doch bemühte ich mich, sie so zu verwerfen, daß ich sein Vertrauen behielt. Ich suchete ihn mit den sanftesten Worten, doch zugleich durch die stärksten Gründe, zu überzeugen, daß er entweder der Glückseligkeit, die er sich zu versprechen hätte, oder dieser Liebe entsagen mußte. Jedermann mußte meine Gründe wichtig finden, außer einem Jünglinge, der verliebt war. Ist sah er zum ersten-

stetmalle mit einer Unzufriedenheit, daß sein Vater ihm etwas versagen konnte. Er kämpfete mit seiner Leidenschaft, in dem Entschlusse, sie der kindlichen Liebe aufzuopfern. Ich sah ihn niedergeschlagen, und seine Unschuld konnte mir den geheimen Kummer seines Herzens nicht verbergen. Wie schmerzte mich seine Vertribniß! Wie gern hätte ich sie gehoben! — Ich that, was ein Vater mußte und konnte. Ich gab ihm tausend neue Proben von meiner Liebe; ich suchete ihn durch erlaubte Vergnügen zu zerstreuen, und seine Neigung einen andern Weg zu leiten. Ich beruhigte meine Sorgen mit der Vorstellung, daß er kämpfete. Aber man hatte ihn gefangen; er war zu schwach, seiner Leidenschaft zu widerstehen; er kämpfete ohne sie zu überwinden.

Ich suchete, ihn zu überzeugen, daß ich keine andere Ursachen haben könnte, seiner Liebe meinen Beifall zu versagen, als seine eigene Glückseligkeit. Aber er konnte nicht begreifen, wie etwas mit seiner Glückseligkeit streiten könnte, was sein Herz so sehr wünschete. — Hält nicht immer die kurzichtige Jugend die Befriedigung der Wünsche

ihres verrätherischen Herzens für die Glückseligkeit? Hat sie eine andere Vernunft, als den Befehl ihrer Leidenschaften? — Jeder Widerstand vermehrte die Heftigkeit seiner Liebe; er glaubete, daß der ihm alles versagte, der ihm eine so herzliche Bitte nicht erlauben wollte. Er fieng an, geheimer zu werden. Je weniger er seine Liebe, die er mit so überzeugenden Gründen bestritten sah, mit einem einzigen guten Grunde entschuldigen konnte: je mehr er sich schämte, desto mehr wurde er verschlossen: Die allgemeine Wirkung der besten Beweise, die sich an den Verstand wenden, um das Herz zu demüthigen! der kaltsinnige Verstand hat nichts dagegen zu erinnern, aber das Herz thut, was es will! —

O! unglückliche Väter, was hoffet ihr, wenn ihr alles den Beweisen überlasset; wenn ihr den Leidenschaften Vernunft entgegen sezet; wenn ihr ihren gewaltsamen Strom durch die Einschärfung der Pflichten zu hemmen glaubet? Ihr hoffet nichts geringers, als ein junges flüchtiges Roß, das des Zügels noch nicht gewohnt ist, mit einem Haare zu leiten;

leiten; nichts geringers, als den Sturm zurück zu treiben, wenn ihr ihm entgegen seufzet!

Ich hatte so gar sein Herz in meiner Gewalt — wenigstens glaubte ich, es in meiner Gewalt zu haben — Ich hatte alle Gründe auf meiner Seite, ihn zu überzeugen; er selbst mußte gestehen, daß seine Liebe eine schwindelichte Schwachheit war; er selbst mußte meine Liebe bekennen: und dennoch erhielt ich nichts. Er fieng an, sich seiner Schwachheit zu schämen, und das zu verbergen, dessen er sich zu schämen hatte. Diese Scham verschloß mir zuerst sein sonst so offenes Herz, und wurde bald Mißtrauen. Das Vertrauen seines Herzens fieng an, einen andern Lauf zu nehmen, und kam mit seinem Geheimnisse von dem Vater auf einen elenden Bedienten.

So undankbar ist das menschliche Herz, ohne seine Undankbarkeit zu erkennen! Man erlaubet ihm viel; man zeigt ihm den Eifer, den man hat, seine Wünsche zu erfüllen: und es scheint, sich zu ergeben. Aber es kommt eine unglückliche Gelegenheit, wo man sich gezwungen siehet, ihm Einen Wunsch zu versagen. Diese einzige ver-

sagte

sagte Witte vertilget auf einmal das Andenken aller Güte. Es zieht sich in sich zurück, und verliert sein Vertrauen!

Dieses war der erste Schritt, den mein Sohn that, sich von mir zu entfernen. Was für unglückliche Folgen hatte er nicht! Welche Sorgen hat er mir gemacht! — Aber alles, was ich, Unglücklicher, unternahm, sein Vertrauen wieder zu gewinnen, verdoppelte nur seine Wachsamkeit, und vermehrte seine Heimlichkeit. Ich vermuthete, daß er seine Geliebte heimlich besuchte; ich wollte mich davon überzeugen, und ihn durch irgend einen andern, der einiges Vertrauen bei ihm hätte, vor eben dem Schritte warnen lassen, dessen verderbliche Folgen ich ihm vorgestellt hatte. — Wozu muß sich nicht oft ein Vater, um des Sohnes willen, den er liebet, herab lassen! Aber diese Herablassung wird bald verschmerzet, wenn sie sich durch einen guten Erfolg vergütet! Die meinige war höchst unglücklich!

Ich darf das Schicksal nicht anklagen. Unordnungen und traurige Zufälle, die aus kleinen unbemerkten Fehlern entspringen, nennen wir Schick-

Schicksale, um unserer Eigenliebe das schimpfliche Bekenntniß zu ersparen, daß wir selbst fehlten. Ich will es gestehen, daß ich unvorsichtig verfuhr, da ich mich einem Bedienten anvertrauete, den ich nicht genugsam kannte. Ich glaubete zwar, daß er treu war: aber ich hätte von seiner Treue überzeuget seyn sollen, und zum Unglück war dieser Niederträchtige schon ein Vertrauter meines Sohnes. — Vielleicht war er bisher mehr verschwiegen, als der Liebe meines Sohnes behülftlich gewesen: igt aber wurde er beides: und also hatte diese Vertraulichkeit eine dreifache schädliche Folge; sie verrieth meinen Argwohn; sie machte einen Bedienten, der einmal angefangen hatte, Geheimnisse zu theilen, durch die Furcht von der Abwendung von seinem beleidigten Herrn, ödßlig untreu, und entwendete mir das Vertrauen meines Sohnes gänzlich.

Unglückliche Väter! Wie schwer machen es unsere Kinder, sie glücklich zu machen! Wie verstecken sie sich vor der wohlthätigen Güte, die sie aufsuchet! Sie glauben, daß wir das aus Eigensinn untersagen, was wir nothwendig verbiethen müssen.

müssen. Sie beschuldigen uns der Härte, und sehen die Thränen nicht, die wir dabei vergiessen; fühlen die Pein nicht, die unser Herz fühlet! Ihre Blindheit verwirret endlich unsere Klugheit; und zuletzt — o! traurige Erfahrung! — erhalten sie den Zweck, daß die trostlosen Väter endlich den Verlust des Sohnes beweinen müssen, den sie mit allen ihren ängstlichen Sorgen nicht erhalten konnten! Dann, dann — wenn nicht schon zu spät! — erkennen sie endlich, wer ihr Freund war, und der ganze überschwengliche Lohn für Jahre von Sorgen, Bekümmerniß und Angst, ist eine Thräne der Reue: eine unfruchtbare Thräne vielleicht! — Eine solche war mein ganzer Lohn: denn wer kann Todte erwecken?

Der Bediente versprach mir alle Wachsamkeit; er machte mich sicher, und betrog mich desto leichter. Ich bemerkte von dieser Zeit an mehr Munterkeit, und ein freimüthigeres Betragen an meinem Sohne. Ich freuete mich, und schrieb es der Vorstellung des Bedienten zu. Nach einiger Zeit fand ich ihn von neuem tiefsinnig und schwermüthig. Sein Auge schien mir ein Anliegen sei-

nes

nes Herzens zu verrathen, und etwas zu fodern, was er sich scheuete mit Worten auszudrücken. Ich ergriff diese Gelegenheit, mir sein Vertrauen wieder zu erwerben. Ich munterte ihn auf; ich fragte nach seinem Anliegen, und verwies ihm sein Mißtrauen. Er faßte Muth, und bath um eine Summe, die ich auf einige Zeit leihen sollte. Ich erklärte mich gefällig, und wollte nur den Namen der Person wissen. Es hielt schwer: endlich bekannte er, sein Freund hätte ihn geberthen, seiner Mutter in einer Verlegenheit beizustehen. „Eine Schuld, sagte er, die sie, um die Leiche seines Vaters zur Erde zu bestatten, hätte machen müssen, würde igt, nach dem Verlaufe ihrer Zeit, von dem Gläubiger mit harten Drohungen eingefodert.“

Ich lobete seine Menschenliebe und sein Vertrauen zu mir. Doch, setzte ich hinzu, dieses Lob, mein Sohn, würdest du nicht verdienen, wenn das, was ich für Menschenliebe ansehen muß, nichts anders wäre, als die Wirkung eines Antheils, den dein Herz an der Tochter dieser Witwe nimmt. Es würde eine der niederträchtigsten

tigsten Art von Eigennuz seyn, wenn du der Be-  
drängten nur mit der Vorbehaltung zu dienen  
entschlossen wärest, um dich mit dem Verluste der  
Ehre ihrer Tochter auf eine gottlose, auf die  
schändlichste Art bezahlt zu machen. — Doch in  
solchen Grundsätzen habe ich dich nicht erzogen.  
Mein Vertrauen auf dein tugendhaftes Herz giebt  
mir Sicherheit genug gegen solchen Verdacht. Ich  
erfülle deine Bitte mit Freuden. Du kannst deinem  
Freunde versprechen, daß seine Mutter nicht ohne  
Beistand seyn soll. Sie soll das Geld empfangen;  
und ich überlasse es deinem Belieben, ob als ein  
Darlehn, oder als ein Geschenk.

Ich sah, daß die Freude meines Sohnes sich  
in seinem Gesichte zeigte. Er dankete mir mit  
Zärtlichkeit; er wünschte, mir seine Dankbarkeit  
ausdrücken und zeigen zu können. Ich will dir  
die Gelegenheit geben, sagete ich: ich hoffe, sie  
wird dir nicht schwer werden. Wenn du vielleicht  
noch Liebe für die Tochter hättest: so überwinde  
sie. Es beruhet nicht meine, deine eigene Glück-  
seligkeit beruhet darauf. Vermeide den Umgang  
mit ihr, und setze dich nicht in eine Gefahr, die  
den

den Untergang so vieler hoffnungs-vollen Jünglinge entschieden hat. Es ist um Eine einzige Uebereilung zu thun. Ein Augenblick, mein Sohn, kann das Unglück eines ganzen Lebens bestimmen. Zugleich mußt du mir auch das nicht versagen, daß ich die Witwe selbst sehe, und ihr das Geld gebe.

Er schwieg, schlug die Augen zur Erden, und schien durch seine Verwirrung anzudeuten, daß sein Wunsch nicht ganz erhdret war. — Verschle mir nichts, sagete ich, ich bin bereit, alle deine Wünsche zu erfüllen, wenn ich darf: oder dich wenigstens zu überzeugen, daß nichts anders, als deine eigene Wohlfahrt, mir die Hände bindet, wenn ich nicht darf.

Er gestand mir, daß er wenigstens wünschte, sich die Freude zu machen, welche ein gutthätiges Herz empfindet, wenn es geben kann. — Ich faßte seine Hand, drückte sie mit wahrer inniger Freude, und sagte: eine solche Freude darf ich dir nicht versagen! O! laß mich lauter solche Wünsche hren, mein geliebter Sohn! Nimm das Geld, ich habe schon Vergeltung genug! —

Mor. Br. 2. Th.

R

Geh.

Geh, gieb, mache mit dem Gelde, was dir gefällt. Wer solche Freuden wünschen kann, der ist werth, sie zu genießen. Man kann das elende Geld auf keinen bessern Wucher aussetzen: der Reichthum hat keine andere wahre Glückseligkeit, als daß er uns das Vergnügen schaffet, wohlzuthun! —

Wie gern gab ich! Welch ein geringer Preis dünkete mich dieses Geld für das Vertrauen meines Sohnes, das es mir wieder erwarb! Zumal, da ich dadurch eine Gelegenheit fand, der Wittwe gewisse Warnungen zu geben, und ihr einige eitele Hoffnungen, die sie sich etwa, in Ansehung meines Sohnes, machen möchte, gänzlich abzuschneiden!

Ich rieth ihr, für die Ehre ihrer Tochter besorgt zu seyn, und sich nicht durch Versprechungen junger Leute verleiten zu lassen, die über ihr Schicksal noch nicht entscheiden könnten — Es schmerzet mich, wenn ich daran denke, daß mein Sohn der Verleumdung Gelegenheit geben sollte, die Ehre ihrer Tochter, das unersetzlichste Gut, was ihr Geschlecht nicht heilig genug bewahren kann,

kann, zu beslecken. Ich gestehe es Ihnen, Madame, es würde eine Quaal für mich seyn, die ich nicht genugsam ausdrücken kann. Ich würde mir selbst, in meinem sonst ruhigen Alter, die grausamsten Vorwürfe machen. Ich würde meinen Sohn, in dem ich sonst allen meinen Trost fand — ja Madame, ich würde ihn hassen: ich würde ein unglückseliger Greis seyn — Sie sind eine Mutter; sie kennen also aus dem ihrigen das Herz eines Vaters. Sie kennen die zärtlichen Sorgen unseres Standes — Sie werden die meinen billig finden; — Sie müssen sie billig finden; Sie müssen meinen Erinnerungen selbst beitreten. Ich kann nicht zugeben, daß Sie durch meinen Sohn leiden. Diese, und keine andere Ursache nöthiget mich, ihm den Umgang mit ihrer Tochter, deren Ehre mir so heilig ist, zu verbiethen: verzeihen Sie mir, daß ich ihm eine Ehre versagen muß, die Ihnen zum Nachtheile, und mir dereinst zum Kummer gereichen könnte. Ich werde mich freuen, wenn Sie mir zuvor kommen, und ihm das untersagen, was ich ihm verbiethen muß. Machen Sie einem bekümmerten Vater

dieses Vergnügens; beruhigen Sie sein Alter: es ist keine Erkenntlichkeit, die ich Ihnen dafür nicht schuldig seyn werde.

Ich glaubete, daß meine Vorstellung bei der Witve Eingang gefunden hätte; ich schmeichelte mir, daß die Sorge für die Ehre ihrer Tochter, und die kleine Dankbarkeit, die ich erwarten konnte, eine genugsame Sicherheit für die Erfüllung meiner gerechten Bitte seyn müßten. Allein, sie war entweder so einfältig, oder so eigennützig, meine Ermahnung ihrer Tochter wieder zu sagen. Vielleicht fand sich ihr Hochmuth beleidiget; vielleicht wollte sie auch die Hoffnung, die sie gefasset hatte, nicht so leicht aufgeben. Mit allen Künsten, wozu nur eine Buhlerin, die in Gefahr steht, ihren Geliebten zu verlieren, sich zu erniedrigen fähig ist, stellte sie meinem Sohne die Beschimpfung vor, welche sie von mir hätte erdulden müssen. Sie gab ihm die zärtlichsten Versicherungen von ihrer Liebe; sie mischte Thränen unter ihre Verheurungen und Liebkosungen; sie suchete seine Liebe zu allen Kühnheiten anzuseuren, damit sie ihm das nur erlauben möchte, was sie ihn

anzu

anzubiethen ſich ſcheuete, um alsdann über eine Beleidigung Klagen zu können, welche ihr einiges Recht gab, ſeine Hand zu fodern.

Was hat nicht die Jugend zu fürchten! Alles kann ihr gefährlich werden; ſo gar ihre Tugend, ihre Unſchuld ſelbſt. Ein weiches ſanftes Herz, das der edelſten Empfindungen der Güte und der Menſchenliebe fähig iſt, ſteht jedem Angriffe einer Böſhaften offen, die nur Eine Thräne in ihrer Gewalt hat: ſo lange Klugheit und Erfahrung es nicht gelehret haben, ſich ſeinen ſchönen Neigungen nur dann zu überlaſſen, wenn ein unverſchuldetes Unglück würdiger Perſonen ein Recht auf unſer Mitleiden hat. Die Jugend, welche zu wenig prüfet, iſt verloren, wenn ſie ſich den Augen ihrer Väter entzieht!

Und auch wir, ſo ſehr wir Väter ſind, finden uns oft außer Stande, ihr zu helfen. Unvermuthet haben ſie Freunde, die nur deswegen den Sieg über ihre Liebe gegen uns erhalten, weil ſie den Wünſchen ihres Herzens ſchmeicheln; weil ſie ihr wahrhaftes Unglück befördern. Jeder, der uns fürchtet, ſuchet ſeinen hungerigen Eigennuz

an dem unerfahrenen Jünglinge zu sättigen. Alles betriegt uns; alle Arzneien, die wir wider ihre gefährliche Thorheit anwenden wollen, verwandeln sich unter unsern Händen in Gift, welches ihr Verderben beschleuniget. Wir besorgen, warnen, wachen an allen Seiten, rathen, wollen allen Gefahren vorbeugen; und wenn wir alles, alles gethan haben, was nur die menschliche Klugheit ersinnen, was nur eine sorgsame Liebe thun, was nur eine Sicherheit versprechen kann, arme Väter! so finden wir unsere Kinder mitten in der Tiefe des Labyrinthes, wovon wir sie retten wollen, und sehen, daß eben unsere Sorge ihren Untergang beschleuniget hat. Sie sind verloren, ohne Hoffnung verloren: keine menschliche Hülfe kann sie retten, so bald sie ihr ganzes, ihr einziges Vertrauen nicht mehr auf uns setzen.

O! geliebter Freund, wer sollte unter solchen Bedingungen wünschen, ein Vater zu seyn! Wenn die Pflicht so schwer, die Freude so selten, der Erfolg so unglücklich ist! wenn die Sorgen der männlichen Jahre ein Alter von Thränen erwarten lassen! Ach! möchtest du niemals so unglücklich seyn, als ich

ich

Cyphon an den Criton. 151

ich gewesen bin! Möchtest du niemals den grausamen Schmerz empfinden, der mein Herz zerreißt!  
— Ein geliebter Sohn, blutend — todt zu meinen Füßen! — Du bist ein Vater, du kannst die Qualen eines Vaters nachempfinden — Laß mich nicht mehr schreiben; laß mich nur weinen!

Aber nein; ich will mein Herz ganz vor die ausschütten; ich will dir alles schreiben. — Ich wurde gewarnt, dem Bedienten nicht zu trauen, und ein wachsame Auge auf meinen Sohn zu haben. Zugleich wurde mir die Rechnung von einer Summe vorgelegt, welche auf meinen Namen aufgenommen war. Ich erstaunte! Ich ließ den Bedienten rufen; und foderte Rechenschaft wegen der Aufführung meines Sohnes von ihm. Er wurde verwirrt, und wollte leugnen; ich legte ihm die Rechnung vor: seine blasse Farbe überzeugte mich von seiner Untreue. Ich drohete; die Furcht zwingt oft den Bösen das Bekenntniß ihrer Unthaten ab: auch er bekamte mir alles, und ließ mich in Furcht, ob nicht schon mein Sohn den entscheidenden Schritt zu seinem Verderben gethan hätte. Ich gab dem Treulosen einen jä-

rigen Lohn, und hieß ihm, ohne mit meinem Sohne zu reden, mein Haus zu räumen. Mein Sohn war ausgegangen; mit was für einem Herzen erwartete ich seine Zurückkunft! Welch ein Kampf von Sorgen, Zweifel, Unruhe, Unwillen und Vaterliebe!

Ich überlegte, welche Mittel die sichersten seyn möchten, diesen Verirrten wieder auf seinen Weg zu bringen. Ich sann, beschloß und verzweif. — Er hat izt kein Vertrauen mehr auf mich. Alle Proben meiner Liebe haben ihn nicht gerühret. — Was habe ich ihm versaget, was habe ich um ihn gelitten; wie für ihn gesorget, gebethet, geweinet! — und Er — Ungerechter, undankbarer Sohn! — Aber Nichtswürdige haben sein unschuldiges Herz verführet; sie haben ihn mißtrauisch gemacht; sie sind an seinen Vergehungen und an meinen Thränen Schuld! — Ach! wenn er schon ein Raub seiner Leidenschaft wäre! Wenn er — unglücklicher Vater! alle deine Sorgen, alle deine Bestrebungen, ihn glücklich zu machen, sind nichts mehr! Er ist verloren, ach! er ist verloren! Wehe seinen Verführern! — Wenn er  
noch

noch zu erhalten wäre, und mit dem Herzen eines Sohnes zurück kehrete: so wollte ich alles vergessen, alles vergeben. Das Herz eines Vaters ist immer dasselbe: es liebet, wenn es Ursache zur Freude hat, und liebet, wenn es weinen muß! Ich fand in dieser Ungewißheit keine Ruhe. Ich weiß nicht, was für Ahnungen mich ängstigten. Ich gieng in den Garten, um mich zu zerstreuen; aber es war mir unmöglich, meine Ruhe wieder zu finden. Ich gieng zurück, um meine Geschäfte vorzunehmen; ich war unfähig zu Geschäften. Der Abend kam, es kam die Nacht: aber mein Sohn war noch nicht da.

Der treulose Diener hatte sich nicht damit begnügt, mir meinen Sohn zu entreißen; er glaubte auch, daß er durch seinen Abschied beleidiget sei, und wollte sich wegen dieses Schimpfes rächen. Er suchete ihn auf, und sezete ihn durch die Erzählung dessen, was vorgefallen war, in Schrecken. Er entschloß sich, vielleicht mehr aus Scham und Verzweiflung, als aus Bosheit, vor einem Vater nicht wieder zu erscheinen, den er so sehr beleidiget hatte. Er eilte von ihm zu seiner Ge-

liebten. Vielleicht war diese von eben dem Bedienten unterrichtet, sich dieser Augenblicke zu bedienen, um ihn fest zu machen. Sie rührte ihr durch falsche Thränen. Sie dürfen mich nicht wieder verlassen, sagete sie: sie müssen sich entschließen, mir ihre Hand zu geben; sie haben mich durch ihre Liebe unglücklich gemacht; sie müssen dem Schimpfe zuvor kommen, ehe er ausbricht. Ihr Bruder, der die Stelle eines Officiers bekleidete, ein Undankbarer, dem er durch eben die geborgte Summe diese Stelle gekauft hatte, trat dem ungestümen Begehren der Schwester mit Drohungen bei. Mein Sohn hatte seine Liebe anfangs zwar für ernstlich, hernach aber für nichts mehr, als einen Zeitvertreib gehalten. Er wußte, daß seine Geliebte mehr, als einen Liebhaber hatte; er war von ihrer Untreue völlig überzeuget. Er weigerte sich demnach, und berief sich auf mich. Er verlangete, daß man ihm Zeit lassen sollte, mir die Sache vorzustellen. Allein, jene wollten die Zeit nicht verlieren. Der Officier versprach ihm, ihm meine Einwilligung schriftlich zu bringen: und gieng, ohne seine Antwort zu erwarten, zu mir.

Nach

Nach der unruhigsten Nacht weckte man mich aus einem kurzen Schlafe. Meine Bestürzung war nicht geringe, als ich den Officier sah: aber wie viel größer wurde sie, als er mir sagte: „Ich muß Ihnen sagen, mein Herr, daß Ihr Sohn die Hand meiner Schwester annehmen wird, und ich komme, um Ihre Einwilligung zu holen.“ —

Mein Sohn! — wie, mein Herr! — Ihre Schwester! meine Einwilligung! — Ich müßte mich sehr geschwind entschliessen können! Die Väter haben sonst das Recht, sich einige Tage Bedenkzeit zu nehmen.

Das werden Sie nicht haben können, antwortete er: Ihr Sohn hat sein Wort längst für Sie gegeben. Er mag nun wahr oder falsch geredet haben, das kann mir gleichgültig seyn; genug, er hat meine Schwester, durch seine Versicherung zu einer Erniedrigung gebracht, die durch nichts, als eine geschwinde Heurath, gut gemacht werden kann. Ich bin ein Officier, mein Herr, und Sie wissen, was eine solche Beschimpfung bedeutet. — Zudem bilde ich mir ein,

ein, daß meine Schwester ihres Sohnes eben so würdig ist, als er ihrer.

Ich sagete diesem Ungefügigen, wie wenig ich von seiner Mutter erwartet hätte, daß sie meinem Sohne ihr Haus würde offen stehen lassen; da ich ein kleines Recht zu haben glaubete, einige Erkenntlichkeit von ihr zu erwarten. Ich werde indeß mit meinem Sohne reden, fuhr ich fort, und ich verspreche Ihnen, daß er keine Beleidigungen begangen haben soll, die er nicht gut mache. — Unterschreiben Sie also diese Versicherung, sagete er, und legte einen Zettel auf den Tisch. Ich las ihn; es war das Formal einer Einwilligung von mir. Diese gewaltthätige Unbilligkeit brachte mich auf: „Sie können mir zumuthen, das zu unterschreiben?“ — Er faste meine Hand: „um Ihrer Ruhe willen, mein Herr, unterschreiben Sie!“ — Um meiner Ruhe willen werde ich nicht unterschreiben! — „Mein Herr!“ — Bedenken Sie, was Sie thun! Ich rathe Ihnen! — Sie müssen, Sie müssen unterschreiben. — Ich wurde ungeduldig; ich zerriß das Papier, warf es zu seinen Füßen, und sagete ihm,

ihm, daß er mich verlassen möchte. Seine Wuth war außerordentlich. Sie wollen es; ich gehe, sagete er: aber ich weiß, an wem ich mich wegen dieses Schimpfes erholen soll. — Ihr Sohn — mein Leben, oder das seinige! Mit dieser Drohung entfernete er sich.

Ich fürchtete die Drohung eines aufgebrachtten Menschen nicht sehr; doch ließ ich meinen Sohn auffuchen, weil ich besorgete, daß er sich zu einer Handlung möchte bereden lassen, die ihn reuen, und unglücklich machen könnte. Aber stelle dir den Zustand eines Vaters vor, der entweder das Glück, oder gar das Leben seines Sohnes in Gefahr sah! Es war mir, als wenn ich einen Dolch auf meine Brust gesetzt fühlte!

Mein Sohn hatte indeß seine nichtswürdige Betrügerinn verlassen. Er sah, daß alle meine Warnungen aus keiner andern Quelle, als einer väterlichen Liebe, geflossen waren; er erkannte, wie undankbar er diese Liebe vergolten hätte, da er izt deutlich einsah, wie grausam ihn seine vermeinten Freunde betriegen wollten. Zehnenmal war er entschlossen, zurück zu kehren, und zu mei-

nen

nen Füßen um Vergebung zu flehen. Aber eine unglückliche Scham überwand diesen guten Vorsatz! — Ach! was konnte er von einem Vater befürchten, der ihn so herzlich liebete; der seine Ruhe um jedweden Preis erkaufet haben würde; der nach ihm seufzete, dessen Glückseligkeit auf der seinigen beruhete?

Der Officier sah sich von meiner Seite ohne Hoffnung; und glaubete, durch Drohungen von meinem Sohne das zu erzwingen, was er von mir nicht erschlichen hatte. Er fand ihn aber nicht mehr bei seiner Schwester, und suchete ihn auf. Seine erste Rede war gemäßiget. Er stellte ihm seine Beleidigung und den Schimpf vor, den er seiner Familie angehänget hätte. Mein Sohn sagte ihm, daß er sich nothwendig erst mit seinem Vater vergleichen müßte. „Ich bin von der Beleidigung, davon Sie reden, noch nicht überzeuget. Erwarten Sie die Zeit, und wenn mich diese überzeuget; so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich sie vergüten will.“

So? Sie wollen also so lange warten, bis der Schimpf der ganzen Welt vor Augen liegt,  
um

um sich unterdeß auf Mittel zu bestimmen, wie Sie Ihre Versicherungen brechen, und meine beschimpfte Schwester betriegen können? — Bei dem Himmel, Sie irren sich, wenn Sie mich durch so leere Worte zu hintergehen gedenken. Ich sage Ihnen, ich werde keinen Augenblick warten: Sie müssen sich icht entschließen. So wahr ich das Leben habe, Sie müssen. — Oder — „

Mein Sohn wurde durch seine Drohungen mehr aufgebracht, als geschreckt. Gütige Vorstellungen würden ihn vielleicht beredet haben: aber Trotz machte ihn widerspänstig. „Ich verachte Ihre Drohungen, sagete er, und werde mich durch keinen Trotz, durch keine Furcht zu einer Handlung zwingen lassen, zu der mich, wenn ich mich dazu entschliesse, nichts, als mein gutes Herz, bewegen muß.“ Das Gespräch wurde lebhaft, und gieng von Worten zu Beleidigungen. Der Officier sieng sie an. Er fand aber, daß der, den er als einen großmüthigen Freund gekannt hatte, am wenigsten der Mann war, der sich beleidigen ließ. Der unbesonnene Beleidiger versetzte ihm einen Streich mit seinem Stocke; er fand sich

sich aber den Augenblick entwafnet, und lag unter den Füßen seines Gegners. Dieser war mit seinem Siege zufrieden; er zerbrach den Stock, und ließ seinen Gegner aufstehen. Er stand wüthend auf, und wollte den Degen ziehen. Mein Sohn faßte ihn, mit einer ungleich größern Stärke, als die seinige war, um den Leib, schleppte ihn aus dem Saale, und warf ihn einige Stufen hinab. Er wollte seine Beleidigungen erneuern; aber der Gastwirth trat ins Mittel, und hieß ihn sein Haus meiden. Er gieng zwar, aber in dem Entschlusse, seinen Feind zu erwarten.

Der besorgte Gastwirth hatte mir Nachricht von diesem Vorfalle gegeben. Ich sandte sogleich einige Zeilen an meinen Sohn, die meine ganze väterliche Liebe ausdrückten, ihm alles vergaben, und meine Ungeduld andeuteten, ihn nur wieder zu sehen. Diese neue Probe meiner Liebe überwand ihn; er wartete keinen Augenblick, meine Ungeduld zu beruhigen. Er hatte sich kaum einige Schritte von dem Gasthose entfernt, als er sich von hinten zu durch die Seite gestochen fühlte: Meuchelmörder! rief der Unglückliche, und sank



wollte sich zu meinen Füßen werfen; ich umarmete ihn. Er weinte; er erzählte mir so viel er konnte; nahm Abschied von mir, bethete — Ach! mein Geliebter, meine Thränen löschen die Worte aus, die ich niederschreibe! Er starb in den Armen seines trostlosen, gequälten, unglücklichen Vaters, der nur noch lebet, um seinen Verlust einige Tage zu beweinen, um ihm bald zu folgen — Ja, ich werde ihm folgen! Der Gott, der meine Schmerzen sieht, wird mir Gnade erzeigen, wird mir die Ungeduld verzeihen, womit ich wünsche ihm zu folgen, wird die Tage meiner Betrübniß kurz machen!

Wüchste er dich alle die Freuden erleben lassen, die ich erwarten konnte, und nicht genossen habe! — Ach! Freund, theurer Herzensfreund, was heißt das, einen Sohn so verlieren! Wüchtest du es niemals erfahren! — Wehe den Kindern, wenn sie das Vertrauen gegen ihre Väter verlieren! wehe uns armen, unglücklichen Vätern!





XII. Brief.

Strato an seinen Sohn.

**S**ieh hin, mein Sohn! die Stimme des Vaterlandes ruft dich zu seiner Vertheidigung; eine Stimme, der ein tugendhafter Bürger alle andere Betrachtungen nachsetzen muß. Man gehorchet ihr, leider! schon gar zu ungern, und suchet sich durch elende Sophismen von einer der heiligsten Verbindlichkeiten loszumachen, und den schwachen Funken des alten patriotischen Feuers völlig auszulöschen. Aber laß die Elenden, welche nicht Muth genug haben, ihr Leben für ihr Vaterland zu wagen und aufzuopfern, falsche Gründe und Einschränkungen ersinnen, und ihrem eigenen Stolze schmeicheln, um sich selbst ihre schändliche Feigheit zu verbergen. Dein Leben und dein Blut gehdren dem Staate, wenn er sie fodert. Für ihn habe ich dich gezeuget, für ihn erzogen: denn er hat deinem Vater, er hat die

selbst das Leben, das, ohne gesellschaftliche Hülfe, ein langes Elend seyn würde, angenehm gemacht. Alle seine Hände haben für deine Bequemlichkeit, Ruhe und Glückseligkeit gearbeitet. Deine Mutter gab dir das Daseyn, der Staat hat dir erst das Leben gegeben. Er hat dich in seinem Schooße verpfleget; er hat deine Bedürfnisse befriediget; er hat alle Freuden, alle Vortheile eines gesellschaftlichen Lebens über dich ausgegossen. Es ist billig, daß dem dein Leben geweiht sei, ohne dessen Hülfe es vielleicht nicht hätte bestehen können; oder doch nichts mehr, als ein unglückliches Daseyn gewesen seyn würde. Wenn anders die Dankbarkeit, wenn die Tugend überhaupt keine Chimäre ist: so verpflichtet dich die Dankbarkeit, deinen Staat mit eben so grosser Liebe zu schützen, als deinen Vater.

Wie hat immer eine so edle Pflicht, die unsern Vätern so heilig war, bei ihrer Nachwelt so sehr in Vergessenheit gerathen; wie hat jener schöne Enthusiasmus, womit Patrioten unter einander eiferten, wer am ersten für sein Vaterland sterben wollte, so ganz in einer Zeit erlöschen können,

nen,

nen, welche wir uns getrauen, eine gesittete, eine weise Zeit zu nennen? — Hat man etwa gefunden, daß der Eifer für das Vaterland nichts, als ein Chimäre, eine politische Erfindung, eine Art von Aberglauben war, welche die listigen Stifter der Staaten unter ihren Bürgern auszubreiten für nöthig fanden, um die Verfassung, welche sie entworfen, die Gesetze, welche sie gegeben hatten, durch den Muth und das Leben anderer, aufrecht zu erhalten? Das will man uns einbilden. Aber alle die Gründe, welche man mit Mühe erfunden hat, es zu beweisen, sind elende Schlupfwinkel, in welche sich eine bis zur Niederträchtigkeit getriebene Liebe der Gemächlichkeit und des Lebens, eine feige Furcht vor der Gefahr, der Mühsamkeit, und dem Tode versteckt. Der Staat ist in unsern Zeiten zu milde, zu verschwenderisch mit seinen Wohlthaten, die er über uns ausbreitet; er hat uns üppig und eigennützig gemacht; wir vergessen über dem Ueberfluß der Wohlthaten, die wir genießen, den Wohlthäter und die Dankbarkeit. Die Müsse und Ruhe, welche wir in seinem Schooße genießen,

fen, haben unsere Begierden nach Vergnügen befeuret, und ihren Kreis erweitert. Wir haben Künste, wir haben eine zahllose Menge von neuen Vergnügen erfunden, die uns das Leben angenehmer machen. Diese Liebe zum Leben ist endlich eine Sucht geworden. Eingenommen für Ruhe und Muße, lassen wir jeden Gedanken der Unruhe und Gefahr, welche ein so süßes Leben stören, oder gar endigen könnten. So sind wir Zärtlinge geworden, und unsere Weichlichkeit ist in eine weibliche Furcht vor Gefahr und Tod ausgebrochen. Man hätte über diese selbst erröthen müssen; man wollte sich die Scham ersparen, und suchete sie sich selbst zu verbergen; man hat daher angefangen zu zweifeln, ob wir dem Staate so viel schuldig wären; endlich hat man auch Gründe gefunden, sich davon los zu sagen. Aber können Beweise besser seyn, als die Quellen, woraus sie fließen?

Was für Unternehmungen, mein Sohn, kann man von Weichlingen erwarten? Zu was für uneigennütigen und grossen Entschlüssen ist derjenige fähig, der durch eine schamlose Eigenliebe die Ordnung der Dinge umgekehret hat, und thöricht

richt genug ist, sich einzubilden, das Ganze sei wegen eines Theiles, und der Staat bloß seiner wegen? Damals, als noch ein einfältiges und mäßiges Leben den Geist des Patriotismus nährte; als abgehärtete Väter ihre Söhne auf der harten Erde schlafen, Hitze und Kälte ertragen, und bei mäßiger Nahrung alle stärkende Leibesübungen ausstehen lehrten; damals, als noch die Zauberstimme der Wollust die Stimme des Vaterlandes nicht überdünete; als man diese Stimme noch in dem Gesetze, welches entweder zu überwinden, oder zu sterben befahl, deutlich zu hören glaubete; damals, als noch die Mütter ihre Söhne mit der Lehre ins Feld sandten: „mit, oder auf deinem Schilde will ich dich erwarten! (\*),“ damals konnte es noch ein Bürger begreifen, daß er des Staates wegen war. Er konnte es einsehen, daß außer ihm noch etwas

§ 4

sei,

(\* ) Es ist hier die Rede von der Erziehung der spartanischen Jugend. Wie die ganze Staatsverfassung das Absehen hatte, ein kriegerisches Volk zu erziehen, darf ich nicht erinnern.

fei, was ihm theurer seyn mußte, als sein geliebtes Selbst. Er konnte begreifen, daß ohne vereinigte Kräfte keine Stärke seyn kann, und daß er diese Stärke, welche auf jedweden Bürger Ruhe, Genuß des Lebens und Sicherheit ausgießt, durch den Zusatz der seinigen vermehren mußte. Die Stärke des Staates ist ein allgemeiner Schatz, zu dem ein jeder seine eigenen Kräfte in Zeiten des Krieges und der Gefahr auf Bucher ausleget, um in Frieden die Zinsen an Ruhe, Sicherheit und Vergnügen zu heben.

Oder sollen wir etwa glauben, daß die allgemeine Freiheit das einzige Gut war, was in jedem Bürger diesen brennenden Eifer entzündete, für sein Vaterland zu fechten, und zu sterben? Kann wohl eine Freiheit ohne Gesetze bestehen? Und genießt der Tugendhafte, wenn er anders unter keinem Tyrannen ein Sklav ist, nicht in jedweden Staate eine gleiche Freiheit? Der Lasterhafte und der Abschwicht allein ist nimmer frei: er hat allenthalben Gesetze über sich, die er fürchten muß. Genießen wir nicht eben die Vortheile, eine gleiche Ruhe, eine gleiche Sicherheit, einen gleich freien Genuß

Genuß des Eigenthums! Ist nicht der Staat, in dessen Schooße wir diese genießen, eben so gut unser Staat? Muß er nicht durch gleiche Mittel bestehen? Sinkt und erhebt sich nicht unser Glück, so wie er sinkt, oder steigt?

Die Bande, die uns mit demselben verbinden, sind dieselben: ja, vielleicht sind unsere Verbindlichkeiten, für seine Gesetze, für seinen Flor zu fechten, noch grösser, als in denen Zeiten, wo die Bequemlichkeiten des Lebens weit geringer waren. Aber eben das, was unsere Liebe zum Vaterlande vermehren sollte, hat sie verlöschet. Der Ueberfluß hat uns zum Wohlleben, das Wohlleben zur Liebe zum Leben, zu einer weichlichen Furchtsamkeit, zum Abscheu vor Mühsamkeiten und Gefahren, verleitet. Und so sind wir durch einen schwelgerischen Genuß der Wohlthaten des Staates gegen den Wohltäter undankbar geworden. Es ist nicht der Mangel der Freiheit, die wir unter Einem Herrn nicht haben; nein, es ist das Wohlleben, das wir unter ihm genießen, was unsern Eifer für das Vaterland verlöschet.

O mein Sohn, laß nichts dich in denen Grundsätzen stören, die du von mir gelernet hast. Alle Einwürfe und Einschränkungen, welche da gegen gemacht werden, sind bloße Erfindungen einer schlechten Eigenliebe, einer verzärtelten Weichlichkeit, einer schimpflichen Furcht vor dem Tode. Die Liebe des Vaterlandes ist der Inbegriff aller gesellschaftlichen Tugenden. Wie wenig Tugend muß der Mann besitzen, der sein Vaterland bloß um sich liebet! dessen Handlungen keine andere Triebfeder haben, als den Eigennuz, der um eben das Gold seinem Vaterlande dienet, um welches er es eben so willig verrathen würde! Deine Eigenliebe, deine persönliche Dankbarkeit mag deiner Liebe zum Vaterlande zu Hülfe kommen; sie wird vielleicht dadurch gewinnen; aber wenn sie auch nicht befriediget würde, so muß sie ihr doch niemals schaden. Das Vaterland geht allem vor. Ungeachtet unsere Liebe von einzelnen Personen ihren Anfang nimmt, und sich von unsern Aeltern auf unsere Verwandte, auf Freunde, auf Mitbürger, und so auf den ganzen Staat erweitert: so sollte doch der letzte in unserer Hochachtung der erste

erste seyn; weil er alle diese Verwandtschaften und Verbindungen zusammen begreift.

Derjenige, der für sein Vaterland keine Liebe empfindet, kann keine von allen diesen in ihr begriffenen Verbindungen und Pflichten erfüllen. Er wird alle seine Dienste nach seinem eigenen Vortheile abmessen; er wird seinen Nebenbürger nur erhalten, wenn es seine Bequemlichkeit leidet; er wird den Armen unterstützen, wenn sein eigener Vortheil nichts dabei verliert; sein Freund, sein Bruder, sein Vater werden sich umsonst von ihm Treue, Liebe und dankbare Zärtlichkeit mit Verläugnung seiner Eigenliebe versprechen.

O! sollten alle die glänzenden uneigennütigen Tugenden, die jede Nachwelt bewundert, uns versaget seyn? Sollten wir nur die vortreflichen Beispiele, welche Sparta und Athen aufstellte, und der patriotische Römer nachahnte, vielleicht erreichte, für uns nichts mehr seyn, als die Denkmäler eines Todten, den wir verehren, aber nie wieder zu sehen hoffen? Sollten die weiten Schranken einer so herrlichen Laufbahn, sollte das große Feld, wo die Liebe zum Vaterlande Geles  
gen

genheiten zu Thaten findet, für uns verschlossen seyn? Sollten wir nichts weiter können, als bewundern und beneiden? — Nein, mein Sohn! es kommt alles auf uns an. Wir nennen es, nichts weiter können, wenn wir nichts weiter wollen. Du kannst mit gleich edler Verläugnung deiner selbst eine gleiche Tugend ausüben; kannst für dein Vaterland sechten; kannst seine Ruhe mit deinem Blute bezahlen.

Höre igt seine Stimme; es ruft dich. Tausende erheben ihre Stimmen, und fodern diejenigen zur Hülfe auf, die das Schwerdt zu ihrer Vertheidigung führen können. Es ist eine heilige Stimme: die Stimme der Greise, die nach mühsamen Jahren noch die wenigen Augenblicke, die sie zu leben haben, in Ruhe, ohne Mangel und Unterdrückung, zu leben wünschen; die Stimme der Mütter, die ihren Söhnen mit Gefahr und Schmerzen das Leben gaben, damit das ihrige sie dereinst beschützen möchten; die Stimme der Säuglinge, welche die Hoffnungen, wozu sie geboren wurden, deinen Händen mit anvertrauen, und von dir die Erhaltung eines Lebens fodern, das sie dereinst

einst ihrem Vaterland schuldig seyn werden: es ist die Stimme aller Unglückseligen, welche sich selbst nicht beschützen können, und ohne den Beistand ihrer Nebenbürger ein hilfloser Raub ihrer Feinde, und der Grausamkeiten des Krieges seyn müssen: sollten so viele umsonst rufen?

Dich wenigstens nicht, mein Sohn! Wenn keine andere Verbindungen dich nöthigen könnten, für dein Vaterland zu sechten; wenn auch die Liebe für das Vaterland nichts mehr, als eine Einbildung wäre; so würde doch dein Stand sie dir zu einer Pflicht machen. Dein Leben gehdret eigentlich dem Staate: es ist dein Beruf, für ihn zu sechten, und wenn es seyn muß, zu sterben. Du hast das Schwerdt von ihm genommen, du darfst es nicht niederlegen. Er hat dir das Blut bezahlet, was du vielleicht für ihn vergiessen wirst. Schone es nicht, wenn seine Noth es fodert; erinnere dich, daß es ein Schaz ist, der nicht dir, sondern ihm gehdret. Der Verzagte, der, seiner Pflicht uneingedenk, durch eine elende Flucht sein Leben rettet, rettet es bloß zur Schande, und stiehlt es einem Staate, dem er es verkauft hatte.

Erinz

Erinnere dich, wen du in deinem Vaterlande zurücklässest! Freunde, die dich lieben. Verwandte, welche auf dich trauen, schwache Geschwister, welche für ihre Ehre zittern, einen grauen Vater, eine graue Mutter, welche dir dein Leben gegeben haben, um das ihrige zu verteidigen, ihr ganzes Vermögen, die Unterhaltung in ihrem hilflosen Alter, die Hoffnung deiner Brüder, und dein eigenes Erbe!

Als meine Väter mir noch erlaubeten, das Schwerdt des Vaterlandes zu führen, da stritt ich, indem ich mein Leben für die Sache meines Staates wagte, zugleich für diejenigen, welche die Verwandtschaft des Blutes mit mir verband; für die, die dich gebahr, für deine Geschwister, und für dich. Izt, da das kraftlose Alter mir das Schwerdt aus der Hand windet, izt muß ich dir es übergeben; und es ist billig, daß du dein Leben für den wagest, der das seinige so oft für dich gewager hat.

Streite demnach, mein Sohn, für eine so heilige Sache. Ein Tropfen Blut ist wenig für den Korber, der auf dem Felde der Ehre zu ersechten ist. Komm siegreich zurück; oder laß dein Leben  
für

für dein Vaterland, mit denen, welche den Tod  
für seine Wohlfahrt nicht scheueten!



XIII. Brief.

Sophon an seinen Pflegesohn.

**S**a wohl, es ist eine schwere Kunst, die Kunst  
glücklich zu seyn! Aber halte sie darum  
nicht für unmöglich, mein Sohn. Es sind Mens-  
chen gewesen, welche glücklich waren; und war-  
um sollten nicht noch einige seyn? Der Schöpfer,  
der uns alle nach einem Muster gebildet, und zu  
einem Zwecke erschaffen hat, ist gegen ein Ge-  
schlecht nicht partheyischer, als gegen das andere.  
Es muß entweder keiner glücklich seyn, oder alle  
müssen es seyn können.

Ich bin alt geworden, mein Sohn, und habe  
immer mehr Ursache gefunden, der Güte meines  
Schöpfers zu danken, als mich über seine Schi-  
ckungen zu beklagen. Wenigstens führe ich ein  
glück-

glückliches Alter; und würde früher glücklich gewesen seyn, wenn die Erfahrung, welche die Jahre erst geben, mir schon in der Jugend hätten beistehen können.

Vielleicht kann sie dir nützen, mein Geliebter: du blühst in den frohen Jahren der Jugend, und hast noch verschiedene Stufen des Lebens hinauf zu steigen. Ich will dir meine Bemerkungen und Gedanken aufzeichnen, und zu deinem Unterrichte nichts von dem verbergen, was ich empfunden, gedacht und erfahren habe. Die Vorsehung hat mich durch eine Mannichfaltigkeit von Zufällen hindurch geführt, in welchen ich die Mühsamkeiten und Freuden des Lebens übersehen konnte. Meine Betrachtungen, welche ich darüber angestellt habe, können dir nicht undienlich seyn, das deinige nach denselben besser einzurichten.

Die Kindheit ist ein sanfter Rausch, und verfließt meist unter angenehmen Empfindungen, davon aber eine die andere verlöschet. Sie ist wie ein schbner Traum, dessen man sich nicht mehr erinnert, so bald man erwachet. Sie ist das Alter der Freuden, die meistens unschuldig sind, und  
Glück

Glückseligkeit seyn würden, wenn man sich derselben recht bewußt wäre. Der Jüngling könnte glücklich seyn, wenn die Hefigkeit seiner Leidenschaften und Begierden ihm erlaubete, der Vernunft, welche bei ihm anfängt, ihre Kräfte zu entwickeln, die Zügel der Herrschaft anzuvertrauen.

Aber dieses Alter der Blüthe, welches die Natur, vielleicht vor allen andern, durch Stärke, Gesundheit, durch ein lebhafteres Gefühl, durch eine feurigere Einbildungskraft, und selbst durch eine Leichtsinigkeit, die sich unangenehmer Eindrücke bald entschlägt, zur Glückseligkeit fähig machte, ist am seltensten glücklich, selbst dann, wenn es glaubet sehr glücklich zu seyn; oder seine eingebildete Glückseligkeit ist wenigstens eine unfruchtbare Blüthe, welche nach dem Frühlinge abfällt, ohne eine Frucht zu sezen. Und dürfen wir uns wundern, unglückliche Männer und Greise zu sehen, wenn die Jünglinge nicht glücklich waren? Diese haben, ohne glücklich zu seyn, nur Freuden genossen, welche die folgenden Alter zu beweinen haben.

Die Glückseligkeit muß sich über alle Alter ausbreiten, worinnen wir empfinden und denken.

Ihre Quelle muß reich genug seyn, einen Strom zu ergießen, der nicht vor der Gränze unseres Lebens vertrocknet. Was heißt das: ich bin glücklich gewesen? Nein, du warest es niemals, wenn du es nicht noch bist! Du hast eine kurze Freude, eine frohe Aufwallung des Herzens, einen Traum für Glückseligkeit gehalten; du hast mitten in der Nacht das geschwinde Licht eines Blitzes für den Tag angesehen.

Aber wer kann beständig glücklich seyn? Die Hindernisse sind zu mannichfaltig. — Wenn wir mit einer gesetzten Vernunft die unzählbaren Zufälle betrachten, denen unser Leben unterworfen ist, so sollte man sich beinahe verwundern, nicht, daß der Mensch nur unglücklich sei, sondern daß er nur eine einzige Stunde mit Vergnügen leben kann. Was kann uns nicht schädlich seyn! Von aussen, die Welt, die Menschen, die Zufälle, der Mangel, der Ueberfluß selbst: von innen, unsere Begierden, unsere Leidenschaften, unsere Irrthümer, unser eigenes Herz, unser Haß, und selbst unsere Menschenliebe. So viele Schritte, so viele Gefahren; tausend Sorgen, tausend Schmerzen,  
für

Sophon an seinen Pflegesohn. 179

für eine einzige Freude! Einer wird von sich selbst, der andere von der Welt, noch einer von Zufällen gequälet.

Elendes Leben, wenn man die Welt aus diesem Augenpunkte allein betrachtet! — Aber es ist vielleicht wichtig für uns, sie daraus zu betrachten, um unsere Begriffe von der Glückseligkeit darnach zu bilden, und unser Herz gegen alle diese Schmerzen zu bewaffnen.

Folge mir, mein Sohn! mit deinen Gedanken. Ich will dich durch eine Mannichfaltigkeit von traurigen Scenen führen, und dir die Welt in einer melancholischen Aussicht vor Augen stellen. Wenn wir so das Leben kennen lernen; so fangen wir an, einzusehen, was wir von demselben erwarten können. Wir fangen an, an dem gemeinen Systeme von der Glückseligkeit zu zweifeln; wir entwerfen uns einen ganz andern Plan, und hüten uns entweder vor den zufälligen Bekümmernissen, oder wenn wir sie nicht verhüten können, rüsten wir uns wenigstens mit einer Standhaftigkeit gegen dieselben.

Derjenige, der auf der Welt eine vollendete Glückseligkeit erwartet, muß sehr wenig um sich gesehen und gedacht haben, oder er muß sehr kurz-sichtig seyn. Die Natur läßt uns deswegen nicht lange im Zweifel. Schon bei unserer Geburt giebt sie uns eine entscheidende Gewisheit. Sie wirft uns nackt und hilflos in die Welt. Thränen sind unsere einzige Sprache, wodurch wir unsere Bedürfnisse ausdrücken, die Herzen der Menschen rühren, und ihre Hülfe ersuchen können. Wir würden verloren seyn, wenn eben die Natur nicht, mit so vieler Weisheit und Güte für uns, Menschenliebe und Erbarmen in die Herzen unserer Nebenbürger geleyet hätte.

Als Kinder stehen wir nur mit einem sehr geringen Theile der Welt in Verbindung: aber diese Verbindungen nehmen mit den Jahren zu, so wie unsere Leidenschaften, Kräfte und Bedürfnisse zunehmen. Wir treten dann in neue Verhältnisse; wir werden Freunde, werden Bürger einer grossen Gesellschaft, werden zärtliche Männer, werden Väter. Unsere Pflichten erweitern sich mit unsern Verhältnissen, und unsere Sorgen mit

mit unsern Pflichten. Alle diese mannichfaltigen Verbindungen geben unserem Herzen seinen Antheil, fodern unsern Verstand auf, und eröffnen unsern Kräften ein weites Feld von Beschäftigungen.

Was für Quellen der Bekümmerniß, des Schmerzen, der Unzufriedenheit! Unser Herz kann uns hintergehen; unser Verstand kann irren; unsere Kräfte sind eingeschränkt; der Erfolg steht nicht in unserer Gewalt. Alle unsere Leidenschaften, alle unsere Begierden, scheinen sich wider unsere Glückseligkeit zu empören. Wir begehren, wir wünschen, wir schmachten. Sollen wir unsern Durst löschen? Die Reue wird nachfolgen! Sollen wir unsere Begierden überwinden? Welche Verläugnung!

Eine unbefriedigte Liebe, ein unbefriedigter Zorn, naget an unserem Herzen, und vertreibt alle Ruhe aus demselben. Umsonst saget uns unsere Vernunft, daß wir uns so nur die Quaaalen eines beleidigten Gewissens ersparen. Es ist ein schlechter Trost, wenn wir erkennen, daß wir noch unglücklicher seyn könnten, als wir in der That sind.

Warum müssen uns diese gewaltigen Leidenschaften quälen, wenn wir sie nicht befriedigen können, ohne Gefahr, dereinst noch mehr gequält zu werden? Die Befriedigung der Rachbegierde hat etwas süßes, etwas angenehmes, wenigstens in dem Augenblicke, wo wir uns rächen. Sollen wir uns nicht diesen einzigen angenehmen Augenblick erlauben? Freilich, wir sehen voraus, daß es uns reuen kann: aber wir sind doch unglücklich, so lange wir sie nicht befriediget haben. Eine zurückhaltende Rachbegierde kehret die Schärfe ihres Dolches auf uns selbst, und läßt uns alles das empfinden, was wir unsern Feind nicht empfinden lassen wollen.

Und wie oft haben wir nicht Gelegenheit, zu begehren, ohne erhalten zu dürfen; zu lieben, ohne unsere Liebe; zu verachten, ohne unsere Verachtung; zu zürnen, ohne diesen Zorn; zu hassen, ohne diesen Haß ausbrechen zu lassen! Lauter Feinde unserer Ruhe, die mitten in uns selbst, in unserem eigenen Herzen geboren werden! Unglückliches Leben, wenn man fast beständig zu kämpfen, oder beständig zu bereuen hat!

Aber

Aber nicht nur unsere Eigenliebe, nicht nur diese heftigen Leidenschaften, die sich wider andere empören; auch die wohlthätigen Neigungen, unsere Menschenliebe selbst, machen uns unglücklich. Je weicher unser Herz ist, desto grösser ist unsere Empfindlichkeit; je allgemeiner unsere Menschenliebe ist, desto mehr geben wir den Schmerzen Blöße, unser Herz zu verwunden. Wir leiden durch sie, in tausenden. Oder sind die Thränen, die ein Vater über sein Kind, der Gatte über seine Geliebte, der Bruder über den Bruder, der Freund über den Freund, der Bürger über den Nebenbürger, weinet, nicht wahre, nicht herzliche Thränen?

Welch eine weite Aussicht über Scenen des Jammers, woran mein Erbarmen, mein zärtliches Herz mich Theil nehmen heisst, erdfuget sich hier! O Natur! o Natur! warum hast du mich zärtlich, mitleidend, empfindlich gebildet; wenn ich unter den zahllosen Zufällen des Lebens glücklich seyn sollte! Alles zieht mich in seinen Fall! Ich beantwortete Seufzer mit Seufzer, Thräne mit Thräne!

Ich hatte mir durch Sorgen und Mühe die Hoffnung verdienet, die Freuden eines Vaters zu genießen: Zufall, oder Krankheit, oder eine Ausschweifung, reiße meinen Sohn, den Liebling meines Herzens, die Hoffnung meines Alters, aus meinen Armen! Ich sehe ihn leiden, sehe ihn mit dem Tode ringen, und kann ihn nicht retten. Meine Geliebte, in der ich meine Glückseligkeit zu finden hoffte, läßt sich von einem Verräther verführen, beschimpfet mich, und drückt einen Dolch in mein Herz. Oder ich selbst bin glücklich: aber mein geliebter Bruder leidet. Ich sehe ihn im Elende, empfinde alle seine Schmerzen, und vergesse mein günstiges Schicksal. Bald verfolgt mich ein hämischer Feind, ich leide ungeschuldig; bald stirbt ein Freund in meinen Armen, mit dem ich mein Herz und mein Glück theilete. Ich vermisse ihn; meine Thränen fordern ihn zurück; ich kann meinen eigenen Wohlstand, alle die Vergnügen, welche das Schicksal mir geben will, nicht mehr genießen; sie sind mir unschmackhaft, wenn ich sie nicht mit ihm getheilt genießen kann.

Alle

Alle die Verbindungen des Blutes und des Herzens werden Quellen von Schmerzen, die niemals vertrocknen. Wenn ich so die Welt übersehe, und zwar mit einem Herzen, welches empfindet, ach! welche Gegenstände des Mitleidens und der Bekümmerniß! Welche Schaaren von Leidenden, in denen allen ich zugleich leide! Soll ich mein Herz überall vor der Stimme des Kammers verschließen? Es ist unmbglich; die Natur hat mich nicht so gebildet, sie gab mir ein Herz, das empfinden sollte. Ich muß Mitleiden empfinden; ich muß den Kummer mit andern theilen; ich bin ein Mensch, bin mit allen andern Gliedern meiner Gesellschaft verbunden; ich kann ihrer Hülfe nicht entbehren; es können Zeiten kommen, wo ich selbst sie um dieses Mitleiden ansehn, wo ich ihre Hülfe mir erbitten muß. Oder soll ich mit jenem Thoren aus der Schule des Zeno meine Zuflucht zu einer albernen Verhärtung nehmen, die der menschlichen Natur gerade entgegen ist? Soll ich mit Thränen im Auge, oder soll ich, indem ich die Zähne zusammen beiße, doch wider meine eigene Empfindung lügen, der Schmerz sei kein

Uebel? Empfunde ich darum weniger, oder kann ich mir nur einbilden, weniger zu empfinden, weil ich mir vornehme, nicht zu empfinden? Meine Thränen fließen ins geheim, und mein gequältes Herz strafet meine falsche Zunge Lügen.

Ich müßte in einer Cindde leben, um das nicht zu sehen, was ich sehe, um das nicht zu empfinden, was einen Eindruck auf mein Gefühl machet, um das nicht zu hören, was andere klagen oder erzählen. Hier drücket ein mächtiges Unrecht die Unschuld, und der Lasterhafte setzet seinen eisernen Fuß auf den Nacken der gebeugten Jugend. Der Frevel triumphiret, die Geseze schweigen, die schuzlose Unschuld weinet gen Himmel. Soll ich, kann ich ihr die Thränen versagen, die mein Herz mir gebiethet, ihr zu geben; kann ich mich des Zornes gegen eine Ungerechtigkeit erwehren, vor welcher mir die Natur einen Abscheu eingepflanzet hat?

Dort schleicht ein unglücklicher Truo; bleich, zitternd, gleich einem, der aus dem Grabe zurück kehret, in zerrissenen Lappen, die seine Blöße nur halb bedecken. Ein Stecken trägt seine matten Glieder. Der Hunger führet ihn von Thüre zu Thüre.

Thüre. Die Ueppigkeit schlägt voll Eckel die Augen von ihm weg, wirft ihm ein armseliges Almosen zu, und heißt ihn gehen. Er hat keine Verwandte, er hat keinen Freund, die Welt ist für ihn eine Einöde. Unter dem freien Himmel ist die Erde sein Bette; ihn senget im Sommer die Sonne; ihn treffen alle Ungemächlichkeiten des rauhen Winters. Er lebet in einer verlassenen Dunkelheit, sich selbst und seinen Nebenbürgern eine Last; und stirbt, weniger bemerket, weniger bedauert, als manches Vieh, welches die Eitelkeit, oder die Thorheit der Menschen pfleget. Ist es Tugend, sich von seinen Schmerzen rühren zu lassen, ist das Mitleiden mit seinem Unglücke eine edle, eine menschliche Empfindung; so muß selbst meine Tugend meine Ruhe stören, und meiner Glückseligkeit Hindernisse in den Weg legen.

Aber wer sind denn diese Menschen, in deren Gesellschaft ich mich befinde? Wenige sind durch das Band des Blutes, einige durch Freundschaft mit mir verwandt; die übrigen verbindet entweder ein wechselseitiges Interesse, oder nur das allgemeine Band der Gesellschaft mit mir. Die ersten  
be-

beunruhigen mich, indem sie selbst leiden; die übrigen suchen oft mein Unglück, um sich zu freuen.

Der Eigennuz, der Geiz, der Neid, die Feindschaft, liegen wider meine Ruhe zu Felde; und machen mir ein Leben, welches noch erträglich seyn könnte, zu einer Last. Izt naget die Verläumdung mit giftigen Zähnen an meiner Ehre, und zerstöret in einem Augenblicke den Ruhm, den ich mir durch Jahre von Sorgen und Arbeit erworben hatte. Izt spielet der Betrug seine Ränke, um mir ein Vermögen zu rauben, das ich mit meinem Schweiße verdienet hatte; izt strecket die Ungerechtigkeit ihre grausamen Fäuste nach meinem Eigenthume aus; izt stürzet die Nachbegierde den Entwurf meiner ganzen Glückseligkeit um.

Zufälle kommen diesen Feinden meiner Ruhe zu Hülfe. Wohin ich sehe, finde ich Gefahr oder Feinde; und wenn ich dem Unglücke selbst entgehe; so ist doch die beständige Furcht, die ängstliche Sorge, die folternde Unsicherheit, welche mich umringet, groß genug, alle Freuden von mir zu verbannen, und jede Freude meines Lebens zu verbittern. Wer zählet die namenlosen Zufälle, denen wir

wir unterworfen sind? Krankheiten, Seuchen, Stürme, Ungewitter, Flammen, Gewässer, Krieg, — welche zahllose Schaaren von Feinden!

Der Krieg allein fasset alles Weh zusammen, und stellet uns das mannichfaltige Unglück der Menschen auf einem einzigen Schauplaze vor. Verwüstete Städte, verheerete Aecker, erschlagene Tausende, verarmte Bürger, erwürgte Eöhne, weinende Mütter, seufzende Wittwen, verlassene Waisen, gedrückte Unschuldige — wie viel Gegenstände unsers Erbarmens und unserer Thränen, wenn wir auch selbst in Sicherheit, nur aus der Ferne, der Wuth des Krieges zusehen! Und wehe dem, den sie trifft! Kann unter so zahllosen Dornen der Schmerzen und Sorgen die Glückseligkeit aufblühen? —

Ich gestehe es, mein Geliebter, die Uebel des Lebens sind nicht zu zählen. Es ist nützlich, die Welt und das Leben zuweilen aus diesem melancholischen Gesichtspunkte zu betrachten, um sein Herz von einer thdrichnten Liebe zu ihrer blendenden Herrlichkeit zu entfesseln; und sich einen ganz andern Entwurf von der Glückseligkeit zu machen, der  
auch

auch mitten in diesen zahllosen Uebeln Stand hält. Allein, eine solche immer wiederholte Betrachtung würde uns endlich zur Verzweiflung bringen, und ungerecht gegen den Schöpfer machen.

Die Uebel, die Ursachen von Gram und Sorgen, sind nicht zahlloser, als die Gelegenheiten der Freuden und der Ruhe: laß uns beide in eine Wage legen; wir werden bald das Uebergewicht der letztern bemerken. Unter diesem Unkraute wachsen Blumen genug, mein Sohn; und selbst die Dornen, selbst das Unkraut, sind nicht ohne alle Blüthe.

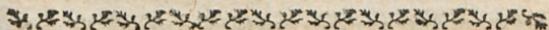
Alles besteht durch den Wechsel; alles, was selbst veränderlich ist, liebet die Veränderung. Eine ewige Bewegung würde nichts verdrüsslicher seyn, als eine beständige Ruhe. Die Freude selbst könnte ohne Veränderung nicht Freude bleiben. So wenig eine Landschaft, ohne Mannichfaltigkeit, wo alles grünet, oder alles blühet, das Auge lang vergnügt, wenn das Schöne nicht hier gegen einen unfruchtbaren Hügel, dort gegen ein Sandfeld, dort wiederum gegen wilde Dornstauden, oder entblätterte Eichen abgesetzt ist: so wenig könnte eine beständige Freude ein dauerhaftes Vergnügen erregen,

wenn

## Sophon an seinen Pflegesohn. 191

wenn sie nicht oft unterbrochen würde, und durch untermischte Sorgen und Bekümmernisse ihre Reizungen erhalte. Regenwolken und Gewitter verdunkeln den Himmel, und verstellen das Angesicht der schönen Natur: aber sie tränken die durstige Erde, und arbeiten an der Verschönerung der Natur, indem sie sie entstellen. Eben so sind Schmerzen ein Uebel, das ein größeres Gut hervorbringt.

Das Unglück der Menschen, mein Sohn, besteht nicht so sehr in der Empfindung des Übels, als in dem Mißbrauche der Freuden. Sie könnten selbst Vergnügen aus den Uebeln ziehen: aber sie machen sich vielmehr ihre Vergnügen zum Kummer.



## XIV. Brief.

### Sophon an denselben.

**S**ch kann dir die sanfte Entzückung nicht verschweigen, welche neulich meine ganze Seele einnahm. Die Sonne gieng eben auf, als ich mich auf einen Hügel setze, um die Natur in ihrer verjüngten

jüngsten Schönheit zu betrachten. Welch ein froher Anblick! Ich sah vor mir eine weit ausgedehnte, noch halb schlummernde Landschaft. Ein dünner Nebel lag, wie durchsichtiger Flor, über der stillen Fläche, und verbarg die Hälfte der mannichfaltigen Gegenstände. Die Gipfel der Wälder, und die entfernten Hügel lagen, wie in einer Dämmerung, in schwach gezeichneten Gestalten, und erwarteten die Stralen der Sonne, um aus dem Vorhange der Nebel hervor zu treten.

Indeß prangere der östliche Himmel in mannichfaltiger Pracht. Rosenrothes Gewölk umgürte den halben Horizont; und ein blendender Glanz, gleich dem Glanze vom geschmolzenen Golde, glühete zwischen den Gewölken. Bald darauf trat die Sonne aus den schimmernden Wolken hervor, und warf die ersten frohen Stralen auf die erwachende Landschaft. Jetzt zerrissen die grauen Nebel, die wie ein Vorhang die Fläche der schönen Erde bedecketen, und zogen sich hier und dort in kleine Wolken zusammen. Die Gipfel der waldichten Hügel traten hervor, von den ersten Stralen der Sonne verguldet; die graue Decke

Decke fiel zu ihren Füßen hinab, und wallte, gleich einem Rauche, über dem Thale. Die Haine standen in frischer Schönheit empor, und güldene Thautropfen schimmerten auf ihren feuchten Blättern, mit welchen ein sanfter Morgenwind spielte. Die Bäche schlungen sich unter einem durchsichtigen Dampfe durch die Thäler; und hie und da wallte ein kleines Gewölk über dem Felde.

Aber bald erschien ein Gegenstand nach dem andern; die Gestalten entwickelten sich, die Nebel verschwanden, und igt lag die ganze Fläche in ihrer tausendfachen Schönheit vor meinen Augen. Welch ein Anblick! Tausend blizende Thautropfen, von der Sonne vergüldet, zitterten auf dem gebogenen Grase. Zu meinen Füßen murmelte ein eilfertiger Bach, und eilte durch wankende Blumen und Rohr, ins Feld. Hier dehnte sich ein vertieftes Thal aus, wo brüllende Kinder im hohen Grase wadeten; dort bildete ein alter Eichenwald eine ehrwürdige Dunkelheit. Ein sanfter Wind lief über die grüne Ebene, und vor ihm her flossen Bogen über den wallenden Teppich. Die wankenden Aehren des Feldes schlugen mit

Mor. Br. 2. Th. N an

angenehmen Geslissel an einander, und lange un-  
absehbare Felder schienen, gleich einem bewegten  
Meere, zu wallen. Begeisternde Gerüche aus  
tausend Blumen, die sich igt am Sonnenstrale  
eröfneten, düfteten mir in jeder Luft entgegen,  
die mich anhauchte.

Ich saß auf einer mit Moos bewachsenen  
Wurzel einer Eiche, und betrachtete, mit inniger  
Freude und Ruhe der Seele, diese schöne Land-  
schaft. Eine harmonische Mannichfaltigkeit; ohne  
Ordnung regelmäßig, ohne Kunst schön! Ich sah  
hier Vergnügen mit Nutzen, und Pracht mit Noth-  
durst verbunden. Reichthum und Schönheit schie-  
nen mir gleich verschwenderisch auf die weiten Flu-  
ren ausgegossen. Guldeneß Getreide, die Hoffnung  
und Freude des Schnitters, versprach hier dem  
Fleisse die Schätze des Jahres; und dort trug der  
Herbst, über Gebüsch, Aehren und Hecken sein  
fruchtbeladenes Haupt empor. —

Für wen ist dieser Reichthum; für wen sind  
diese mannichfaltigen Schönheiten erschaffen? sa-  
gete ich zu mir. Die Heerde, die dort friedfertig  
im Thale weidet, und ihre Dankbarkeit für die  
Fülle

Fülle brüllet, welche die Hand der Natur für sie ausgesäet hat, genießt nur einen kleinen Theil von allem, was die Erde in ihrem Schoosse trägt. Auch ist sie dem Gebothe des Menschen unterworfen; die Natur nähret sie für ihn, er entscheidet über ihr Leben.

Wie zufrieden irret sie indeß durch die Kräuter des Thales! Wie scherzet der Vogel unter den Zweigen des Waldes, und singt frohe dankbare Töne — Ist nur der Mensch unzufrieden? Hat der Schöpfer diese Welt so schön, so reich erschaffen; hat er dem Menschen alles unterworfen, um ihn unglücklich zu machen? — Ist dieses die Welt, die sich von einer andern Seite aus einem so melancholischen Gesichtspunkte betrachten läßt? Ist dieses die Welt, worinn man unglücklich seyn kann?

Dieses, mein Geliebter, waren meine ersten Gedanken, als ich aus der Entzückung, worinn ich mich über diesen Anblick verloren hatte, zurück kam. Ich verfolgte den Gedanken, und suchete die mannichfaltigen Quellen der Freude auf, die sich uns darbietet: ich verglich sie mit den mannichfaltigen Nebeln des Lebens; und diese dünkten

mich nur das zu seyn, was in einem Gemälde der Schatten, oder in einer schönen Landschaft einige wüste Sandflecken, ein unfruchtbares Gebirge, oder ein schrecklicher Abgrund ist. Jener erhebt das Licht, und diese tragen durch Mannichfaltigkeit zur Schönheit bei.

In eine so schöne, so reiche Welt gesetzt, die mehr, als den Hunger, mehr, als den Durst, befriedigen kann; mit so vielen Kräften ausgerüstet, das Schöne zu empfinden, das Nützliche zu genießen: wie kann der Mensch unglücklich seyn? — Und dennoch ist er es. Laß uns betrachten, mein Sohn, wodurch er es ist; und laß uns betrachten, wie glücklich er seyn könnte.

Welch ein reicher Vorrath von Vergnügen liegt nicht in den Ergänzungen der Sinne! Die Sinne sammeln von den äussern Gegenständen die Freuden, und führen sie dem Herzen zu. Unsere Empfindungen sind mit den äusserlichen Vorwürfen gleich gestimmt, und entsprechen den Eindrücken, die sie auf unsere Sinne machen. Was für Ströme von Ergänzungen ergießen sich bald durch das Auge, bald durch das Gehör in unsere Seele!

Seele! Wie viele Freuden biethen sich ihr durch den Geruch, den Geschmack, das Gefühl, an! Jeder Empfindung hängt sich eine sanfte Leidenschaft an, die mich in eine süsse Unruhe versetzt. Ich sehe auf dem mannichfaltigen Schauplätze Ordnung, Schönheit, das Erhabene, das Wunderbare, das Neue. Eine sanfte Entzückung verbindet sich mit meiner Empfindung, und bricht in eine vergnügende Bewunderung aus. Jeder Gesang der Vögel, jeder rieselnde Bach, jedes sanfte Geräusch säuselnder Winde, jeder Duft, den mir die Luft entgegen hauchet, jeder Athem des Zephyrs, der eine angenehme Kühlung um mich ausbreitet, erregt ein stilles Vergnügen in mir, und wieget meine Seele in ein süßes Nachdenken ein.

Voll von diesen Empfindungen verlasse ich endlich den Schauplatz: aber sein Bild bleibt noch immer in meinen Gedanken zurück. Es hat sich meiner Einbildungskraft tief eingepreget, und sie verwahret mir den ganzen Schatz von Freuden, wenn die Gegenstände sich gleich meinen Sinnen entzogen haben. Ich bin immer Besitzer davon;

ich kann alle diese Freuden wieder genießen, so oft ich will. Ich rufe die angenehmen Bilder wieder hervor, und sie gehorchen mir: ich schaffe meinen Himmel um mich her, und überlasse mich meiner sanften Entzückung.

Aber wie weit verbreitet sie sich durch die Nachahmung! Die Seele betrachtet nicht nur, sie ahmet auch nach. Sie schaffet sich nach den Originalien der Natur andere Kunstwerke; und ergötzt sich über ihre eigene Schöpfung. Die Malerei, die Tonkunst, die Dichtkunst, und alle ihre verwandten Künste, eröffnen einen neuen Reichthum von Schätzen, und vermehren den reichen Vorrath der Vergnügungen der Natur.

Doch das sind erst sinnliche Ergötzungen; die Seele bleibt nicht bei dem Körperlichen stehen. Wenn sie alle Gebiethen der Natur durchzogen, und wie die Biene, von allen Blumen Honig der Erkenntniß zurück gebracht hat; so steigt sie höher, und eröffnet sich eine ganz neue Welt. Der Verstand allein führet sie durch die ätherische  
 Bahn

Bahn zu der Gesellschaft der Geister. (\*) Der Geist, der Geist allein enthält die Quellen des Schönen und des Erhabenen. Hier sitzen die Grazien, Hand in Hand, oben an. Hier ladet die himmlische Venus, von ihrem Throne, die Seele mit göttlichen Blicken zu unvergänglichen Vergnügungen ein. Durchschaue die weite Natur bis in die Ordnung der Planeten, der Sonnen und der diamantenen Sphären, die durch das unermessliche Leere unerschüttert sich wälzen, und sage, o Mensch! entzündet wohl diese geraume Scene deine grossen Gesinnungen mit solcher Majestät, mit einem so erhabenen Feuer, als der Anblick eines Patrioten, der sich für sein Volk aufopfert? Ist etwas in allen behauten Landschaften des Frühlings, in dem glänzenden Augen des Hesperus, oder des Morgens, das so schön ist, als tugendhafte Freundschaft; als die Schamröthe des Redlichen, der mit dem Schicksale kämpfet, gerecht zu seyn; als die reizende Zähre, die bei an-

N 4 derer

(\*) Siehe Akinfide's Pleasures of Imagination, im ersten Buche, woraus diese Stelle Stückweise entlehnet ist.

derer Weh fließt? — Was sind die äusseren Gestalten, damit die rauhe, sich selbst nicht fühlende Materie umgeben ist? Was ist die Grösse der Maasse, oder die Symmetrie der Theile? Ihr Eindruck ergötzt das Herz nicht lange. Er berührt mehr die Fläche, wird allmählig schwächer, die Reizungen werden stumpf, und der langwierige Anblick ermüdet bald das schmachtende Auge. Ganz anders sind die moralischen Wesen beschaffen; ganz anders die Kräfte, die Genie und Absichten besitzen. Hier erblicket die ehrbegierige Seele sich selber.

Hier tritt sie zu den Quellen sittlicher Vergnügungen, und betrachtet die sittliche Schönheit. Die Gegenstände ihrer Beschäftigung sind von einer erhabnern Natur: hier ist nicht mehr Betrachtung der Gleichförmigkeit, Verschiedenheit, oder Aehnlichkeit, oder der Symmetrie der Theile in körperlichen Gegenständen, ihrer Beziehungen auf einen Zweck, ihrer Neuheit, oder Grösse; sondern Betrachtung der Ordnung, der Beziehungen der Seelen gegen einander. Sie erforschet ihre wechselseitigen Neigungen, ihre verschiedenen Handlungen,

lungen, ihre Charaktere. Diese Begriffe sind ihrer Natur näher verwandt, und haben ungleich höhere Reizungen für sie, als alle andere. Durch diese Beschäftigung bildet sie ihren sittlichen Geschmack. Die moralische Schönheit setzet sie in die höchste Entzückung, deren sie nur fähig ist. Mit welcher hinreißenden Gewalt wirken nicht Menschenliebe, Großmuth, Standhaftigkeit und alle Tugenden auf sie! Hochachtung, Bewogenheit, Dankbarkeit, Bewunderung, Liebe und alle süße Regungen einer Seele, die sich zu einem moralischen Geschmacke erhoben hat, rühren sie wechselsweise.

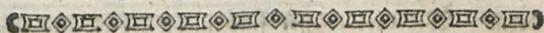
Welche Entzückungen liegen in der Erkenntniß der Wahrheiten? Welche Freuden in dem Geschmacke an dem sittlichen Schönen, Großen, Erhabenen? In den wohl geordneten Leidenschaften; in den gesellschaftlichen Tugenden; in Freundschaft und Liebe?

Selbst die Zufälle des Lebens, mein Sohn, geben diesen Vergnügungen neue Zusätze. Das Unglück, das wir selbst beweinen, giebt uns Gelegenheit, die schöne Seele, das Mitleiden, die

Liebe unseres Freundes zu erblicken, und uns in dem Augenblicke, wo uns ein körperliches Uebel niederschlägt, an einem sittlichen Guten zu ergötzen. Die standhafte Seele, die sich unter der Schwere ihres Unglückes muthig empor hebt, und mit unerschüttertem Entschlusse auf der Bahn der Tugend fortgeht, ist ein Anblick, den die gesammte Schönheit der sichtbaren Natur nicht schöner gewähren kann.

O! nein, wir sind deswegen nicht unglücklich, mein Sohn, weil die Uebel im Leben zahlreicher sind, als die Freuden. Wir sind es deswegen, weil wir uns einige Freuden, durch einen unvernünftigen Genuß, selbst zu Uebeln machen, und zu träge sind, zu den andern hinauf zu steigen.





## XV. Brief.

## Sophon an denselben.

Der Mensch lebet in dieser Welt, um sich zu einer andern die nöthige Erkenntniß zu erwerben. Er ist nicht ganz glücklich: aber er soll sich zu einer höhern Glückseligkeit vorbereiten. Inzwischen soll er doch so glücklich seyn, als es sein eingeschränkter Zustand leiden kann. Er soll hier Begriffe sammeln, und seine Kräfte entwickeln: und die Uebel selbst sollen ihm zu dieser Absicht behülflich seyn; sie sollen ihn eine Weisheit lehren, die er unter ununterbrochenen Freuden nicht lernen könnte.

Seine Kräfte bestimmen die Absicht, wozu er hier lebet, und die Beschäftigung, worinn er schon hier seine Glückseligkeit zu suchen, anfangen soll. Er hat nur eben so viel körperliche Kräfte empfangen, als ihm nöthig waren, die Sicherheit und Bequemlichkeit dieses Lebens zu befördern.

bern. Wie viel grösser sind nicht die Kräfte seiner Seele! An jenen übertreffen ihn die Thiere; und nur die letzten setzen seine Schwachheit in den Stand, über alle zu herrschen. Er würde, ohne sie, ein Raub alles dessen seyn, was ihm igt gehorchen muß.

O! mein Sohn, wie kann er sich denn in einer Wahl irren, die ihm so deutlich bestimmt ist? — Er ist unglücklich? Warum? Er entwirft sich ein falsches System von der Glückseligkeit, mit dem sein Beruf so wenig übereinstimmt, als ein Leben, das so vielen Zufällen unterworfen ist: und dann klaget er über diese Zufälle, die seinen Traum, seine seltsame Chimäre zerstören.

Die sinnlichen Ergänzungen sind nur Ermunterungen zu fleißiger Betrachtung. Wir würden die Welt wenig betrachten, wenn ihre Gegenstände nicht angenehme Empfindungen in uns erregten. So werden wir gleichsam durch das Vergnügen auf den grossen Schauplatz gezogen, um uns die ersten Begriffe zu sammeln. Begriffe gehen voran; Urtheile und Schlüsse sollten nachfolgen.

folgen. Aber wir bleiben bei dem ersten Vergnügen der Sinne stehen; wir überlassen uns den süßen Empfindungen; wir fangen an, die Gegenstände, die sie erregen, zu lieben, sie zu wünschen; unsere Begierden gebähren Leidenschaften, und wir lassen uns verführen, in der Befriedigung dieser Leidenschaften unsere Glückseligkeit zu suchen. Da, da ist die Quelle der Unglückseligkeit!

Die mannichfaltige Einrichtung der Seelen macht, daß die sinnlichen Gegenstände auf verschiedene verschieden wirken; verschiedene Leidenschaften müssen darauf erfolgen. Vielleicht aber sind von allen folgende die Hauptleidenschaften, unter welchen sich die übrigen begreifen lassen: Begierde nach Ehre, nach Reichthum, nach Vergnügen. Nach diesen läßt sich das ganze menschliche Geschlecht abtheilen; diese sind die Hauptsache in dem Entwurfe, den sie sich von der Glückseligkeit machen.

Es ist wahr, das gemeine Auge läßt sich durch den Glanz dieser weltlichen Güter blenden. Den Begriffen vom Reichthume haben sich Nebenbegriffe

begriffe angehangen, die seinen Werth ungemein erhöhen. Man ist gewohnt, nicht an den Reichtum zu denken, ohne Ueberfluß, eine Abwesenheit von Sorgen und Schmerzen, und ein reiches Maaß von allen Vergnügungen zugleich zu denken. Die Thorheit der Eigennützigten, und die Seufzer der Armen, die zu schwach sind, ihre Armuth zu ertragen, haben dem Reichtume ein Ansehen gemacht, und eine Glückseligkeit beigelegt, die der Reiche selbst nicht empfindet. Denn laß uns nur sehen, worinn seine Glückseligkeit besteht. Fang von den Mitteln an, wodurch er gemeiniglich erworben wird, und höre bei den höchsten Freuden auf, die er gewähret, wenn man ihn erlangt hat.

Die Begierde reich zu werden, setzet den Sklaven, den sie eingenommen hat, in die gefährlichsten Stellungen, wo er Ruhe, Unschuld und Gewissen aufzuopfern, in Gefahr steht: sie stürzet ihn zu oft in einen Kampf mit der Menschenliebe und Billigkeit. Hier muß er die Einsalt betriegen, dort sein Herz gegen die Thränen der Leidenden verhärten; hier muß er die Dienste  
der

der Menschenliebe versagen, dort muß er mit Gewalt erpressen, was er durch List nicht erhalten kann. Niederträchtigkeiten und Bosheiten, Bevorzugung, falsche Versprechen, Verrätherei, Meineide, Mord, das sind die Vorbereitungsmittel zu derjenigen Glückseligkeit, die der Dürst nach Reichthum zu erwerben suchet. Ohne Dürst nach dieser Glückseligkeit würde sich kein Hortensius von Betrügern in ein falsches Testament eines Verstorbenen, der nicht wußte, ob ein Hortensius war, haben einschreiben lassen (\*); ohne Dürst nach dieser, würde Septimulcius den abge-

(\*) Cum admodum locupleti L. Minucio Ba-  
filio falsum Testamentum quidam in Grae-  
cia subiecissent, ejus denique confirmandi  
gratia potentissimos civitatis nostrae viros  
M. Crassum et Q. Hortensium, quibus Mi-  
nucius ignotus fuerat, tabulis haeredes in-  
feruerunt. Quamquam evidens fraus erat,  
tamen uterque pecuniae cupidus facinoris  
alieni munus non repudiavit. Valerius se-  
zet hinzu: — Lumina curiae, ornamenta  
fori, quod scelus vindicare debebant, inho-  
nesti lucri captura invitati, auctoritatibus  
suis texerunt! *Valer. Max. L. IX. c. IV.*

abgeschlagenen Kopf seines Freundes nicht auf seinem Spieße durch die Stadt getragen, nicht mit Blei ausgefüllt haben (\*) — Vortrefliche Zubereitung zu einer Glückseligkeit! Was für Endzwecke versprechen nicht solche Mittel!

Nach tausend Sorgen, tausend Gefahren, nachdem sie tausendmal Ehre und guten Namen verwirkt, tausendmal ihre Freiheit dem Gefängnisse, und ihren Hals dem Schwerdte entzogen haben, gelangen sie auf den Gipfel ihrer Wünsche. — Und wozu dienet ihnen nun dieser, Reichthum? Wie gebrauchen sie ihn? Werden sie denen Brod geben, die durch sie Hunger leiden? Werden sie die Witwen unterstützen, welche sie arm gemacht, oder die Waisen bekleiden, welche sie ausgezogen haben? — Wenn sie ihren  
ganz

(\*) L. Septimulcius — cum C. Gracchi familiaris fuisset, caput ejus abscindere, et per Urbem pilo fixum ferre sustinuit: quia Opimius consul auro id se repensurum edixerat. Sunt, qui tradunt, liquato plumbo eum cavatam partem capitis, quo ponderosius esset, expleffe. Ebenderselbe am angezogenen Orte.

ganzen Reichthum der Gerechtigkeit aufopferten, so könnten sie vielleicht die Sünden wieder vergüten, wodurch sie ihn erworben haben. Aber betrachte die grosse Glückseligkeit, welche sie erhalten! Einige haben das Vergnügen, ihn zu verschwenden, andere ihn gar nicht zu genießen. Diese werden durch ihre Schätze ärmer, als sie jemals waren, und jene setzen sich durch Laster wieder in den Stand herab, woraus sie sich durch andere Laster empor gehoben hatten. Wer ist der glücklichste von beiden?

Der Geizige hat nichts von dem, was er besitzt. Seine Schätze sind verwünschte Schätze, die sich nur zuweilen ihm sehen lassen. Es ruhet ein Fluch darauf, der sie zur Unbrauchbarkeit verdammet. Sie sind ihm nicht gegeben; er ist nur der Wächter, der sie vor den Händen der Diebe, und was noch mehr ist, vor seiner eigenen noch raubbegierigern Hand verwahren soll. Nach allen seinen Bestrebungen, für alle seine Ungerechtigkeiten leidet er Hunger und Durst; erträgt er die Hitze der Sonne, und die Beleidigungen des Winters.

Mor. Br. 2. Th. D ters;

ters; und alle seine Glückseligkeiten zusammengenommen, bestehen in dem Begriffe, haben.

Ein Thor, saget Nero, ist der, der rechnet: der Reichthum hat keinen bessern Gebrauch, als daß man ihn verschwende (\*). Und freilich, wer rasen will, der handelt klüger, wenn er praßet, als verhungert. Der Verschwender hat vielleicht noch auf eine Zeitlang einige Freuden. Er genießt wenigstens den Reichthum, dessen Erwerbung ihm Unschuld, Ehre und sein gutes Gewissen kostete. Zwar armseliger Genuß ohne Ruhe! Elende Freuden, denen Eckel, Ueberdruß, Krankheit und Verzweiflung folgen! — Und wehe ihm! Die größte Sorge ist die, daß die Millionen, wovon der Geizige seinem Hunger keinen Heller erlaubt, nicht zureichen, die Zunge eines Schlemmers zu vergnügen. Der Geizige stirbt vor Gram, daß er von Tausenden für seinen Unterhalt einen Pfennig weggeben soll; Apicius endiget durch Gift

(\*) *Divitiarum et pecuniae fructum non alium putabat, quam profusionem: sordidos et deparcos esse, quibus impensarum ratio statet. Suet. in Nerone. L. VI. c. XXX.*

Gibt ein elendes Leben, weil er nach einem Reichthum von mehr als zwei Millionen, endlich nichts mehr, als einige hundert Tausende verzehren konnte (\*).

Welch ein Schwelger mußte der seyn, den hundert Tausende noch Armuth danken! Aus Sorge bei einer Summe, die andere als eine Glückseligkeit wünschen, nimmt dieser Gift-Wahrhaftig, für einen so Unfönnigen war das der heilsamste Trank!

D 2

Doch

(\*) Cum sestertiüm millies in culinam congestisset, cum tot congiaria Principum, et ingens Capitolii vectigal singulis commensationibus exsorsisset; aere alieno oppressus rationes suas tunc primum coactus inspexit. Superfuturum sibi sestertiüm centies computavit: et velut in ultima fame victurus, si in sestertio centies vixisset, veneno vitam finivit. Quanta luxuria erat, cui sestertiüm centies egestas fuit? — Sestertiüm centies aliquis extimuit; et quod alii voto petunt, veneno fugit. Illi vero tam pravae mentis homini ultima potio saluberrima fuit. *Senec. de Cons. ad Helv. c. X. XI.*

Doch nicht alle sind Geizige, oder Verschwender! — Was sind sie denn? Besitzen sie die Weisheit, zwischen beiden unsinnigen Lastern eine vernünftige Mittelstrasse zu gehen: sind sie so mäßig, ihren Aufwand nach Bedürfnissen der Natur und ihres Standes einzuschränken; begnügungsam zu seyn, ohne zu darben, ihr Vergnügen zu befördern, ohne zu verschwenden; so sind sie Thoren gewesen, daß sie für so hohen Preis einen Reichthum erkaufte haben, den sie nicht brauchen. Die Natur, mein Sohn, fodert wenig. Valerius lebete ruhiger, ruhmwürdiger, glücklicher, als Crassus, ohne die Schätze des Crassus zu besitzen.

Zwar der Besitz des Reichthums hebt die Glückseligkeit nicht auf. Es sind gewisse Sorgen, wovon er seinen Besitzer befreien, und gewisse Vergnügen, die er ihm verschaffen kann. Der beste Gebrauch überflüssiger Schätze besteht in dem Vermögen, welches sie geben, wohlzuthun, die Nothdurft anderer zu erleichtern, und das zu thun, was der arme Menschenfreund nur wünschen kann. Aber um diese bessern Freuden zu empfin-

empfinden, muß man ein besseres Herz haben, als unsere Verschwender. Diese suchen umsonst in ihren Schätzen die Glückseligkeit, welche sie sich versprachen. Die sinnlichen Vergnügen sättigen bald. Wer in Wasser seinen Durst gelbschet hat, empfindet keine Begierde mehr zum Weine; ein Hunger, der mit Hülsenfrüchten gesättiget ist, hat einen Eckel vor der kostbarsten Speise. Man kann nur satt seyn; und satt seyn, ist keine Glückseligkeit.

Ach! man empfindet es, wie wenig satt seyn eine Glückseligkeit ist, und suchet mit Fleiß langsam seinen Hunger zu stillen, um lange eine Begierde übrig zu behalten. So bald diese aufhört, so ist das Vergnügen hin: denn essen, wenn der Hunger nichts verlanget, ist mehr eine Strafe, als ein Vergnügen. Nur die rasenden Schlemmer Roms bestritten selbst den Eckel der Natur, und wollten länger hungrig seyn, als sie. Wer die ganze Glückseligkeit eines Schwelgers sehen will, der betrachte den Vitellius an der Tafel seines Bruders, oder vor dem Schil-

de der Minerva (\*). Wie manches Pulver muß er nehmen! und doch umsonst: die Menge überwindet die Lüsterheit. Unglücklicher Vitellius! Der Himmel hat dich erschaffen, um jedes gefräßige Vieh zu beneiden!

Und

(\*) Wie weit die Schwelgerei bei den Römern gieng, können diejenigen, welche mit ihren Schriftstellern nicht bekannt sind, bei dem Abte von St. Neal lesen. Ein außerordentliches Beispiel davon ist das Gastmahl, womit Vitellius von seinem Bruder bewirthet wurde. *Famossissima super ceteras fuit coena data ei adventitia a fratre: in qua duo millia lectissimorum piscium, septem avium adposita traduntur. Hanc quoque exsuperavit ipse dedicatione patinae, quam ob immensam magnitudinem clypeum Minervae dictitabat. In hac scarorum jecinora, phasianorum et pavonum cerebella, linguas phoenicopteorum, muraenarum lactes a Parthia usque, fretoque Hispanico, per navarchos ac trimeres petitarum, commiscuit. Er war gewohnt, drei bis viermal (Eutropius sagt bis fünfmal) des Tages zu essen; er half seiner Lüsterheit durch Vomitive: Facile omnibus sufficiens, vomitandi consuetudine. Suet. in Vita Vitellii. L. VII. c. XIII.*

Und welcher Schwelger kann von seinen Reichthümern Glückseligkeit hoffen, wenn Vitellius nicht glücklich war? — Vielleicht der, der sich besinnt, daß er mehr, als einen Sinn hat, welcher fähig ist, belustiget zu werden! Vielleicht der, der Preise für diejenigen aufsetzet, welche neue Vergnügen erfinden können: der erst darben, und begehren lernet, um Begierden zu haben, die er hernach befriedigen kann: der einen Theil seines Lebens verschwendet, neue Bedürfnisse zu erfinden, und den andern, sie zu vergnügen: wie böse Aerzte Kranke machen, um lange heilen zu können.

Doch was sage ich, Vergnügen? Wo stehen die Begierden still, wenn der Reichthum mit ihnen aushalten will? Wo die eine zum Eckel geworden, da hebt die andere wieder an; bis die ganze Natur nicht mehr reich genug ist, die letzte zu vergnügen. Denn der Prasser selbst, an allem ersättiget, weiß nicht mehr, was er will. Seine letzten Tage kriechen in einer langwierigen, geschmacklosen Gleichgültigkeit hin: sein Leben, worinn er keine Freude mehr genießen kann, wird

ihm eine Last. Die Seele hasset Ruhe und Gleichförmigkeit: aber die sinnlichen Begierden sind endlich. Und wenn ihre Vergnügen erschöpft sind, so ist der Drasser so arm, als der Geizige: nur mit dem Unterschiede, daß dieser seinen Reichthum nicht gebrauchen will, und jener ihn nicht mehr gebrauchen kann.

„Aber der Reichthum giebt Muffe.“ Muffe ist nicht Glückseligkeit. Die Glückseligkeit der Seele besteht in Thätigkeit. „Er giebt Sicherheit, und entfernt die drückenden Nahrungs-  
sorgen.“ — Sicherheit? Wer ist wohl sicherer, nichts zu verlieren, als der, der nichts hat? Betrüger, Diebe, Flammen und Kriege können ihn nichts nehmen (\*). Die drückenden Nahrungsorgen entfernt der Fleiß und die Genügsamkeit besser, als der Reichthum. „Reichthum macht

(\*). *Pauca licet portes argenti vascula puri,  
Noctè iter ingressus gladium, contum-  
que timebis,  
Et motae ad lunam trepidabis arundinis  
umbram;  
Cantabit vacuus coram latrone viator.  
Iuv. Sat. X.*

macht Freunde und Ehre. „Freunde, die den Reichen aufressen, und ihn dann verlassen; wie gemästetes Ungeziefer davon kriecht, wenn der Palast einstürzt; Ehre, welche Schmeichler geben, die selbst keine Ehre haben, oder der Wbbel, der die Ehre nicht kennet. „Der Reichthum machet „unabhängig. „Von den Gesezen? So ist er eine gefährliche Lockung zu Lastern und Verbrechen. Von der Hülfe unserer Nebenmenschen? — Löset er die Bande auf, womit die Natur uns hat verbunden wollen? Hebt er unsere Bedürfnisse, ohne Dienste fremder Hände? Oder wovon machet er uns unabhängig? Von Beleidigungen, von den Zufällen, von uns selbst, und unserm Gewissen? — Nur der ist unabhängig, der sich mit Unsträflichkeit gegen die Geseze, mit Fleiß gegen die Sorgen des Lebens, mit Menschenliebe gegen die Beleidigungen, mit Unschuld gegen sein eigenes Gewissen in Sicherheit setzen kann.

Nimm nun alle schimmernde Herrlichkeiten des Reichthums zusammen, mein Sohn, und entscheide, ob ihre Glückseligkeit nicht mehr in der Meinung des blinden Hausens, als in wahrer

Vorzügen bestehe! Es ist schön, einen Haufen von Menschen um sich zu sehen, wovon der eine Theil uns bedienet, der andere uns schmeichelt; es ist schön, einen Pallast zu bewohnen, und die Hände der Künstler für uns zu beschäftigen; es ist schön, sich vom Ueberflusse umringet zu sehen (\*). — Ich gestehe es, der Reichthum kann einiges Vergnügen geben: aber um glücklich zu leben, muß man mehr, als reich seyn. Man muß auch das besitzen, was ohne Reichthum glücklich machen kann.

Wenn dieses einzige dem Metellus (\*\*\*) gefehlet hätte, so würde das Glück, mit aller seiner verschwendeten Güte sich umsonst bemühet haben, ihn glücklich zu machen. Seine Tage, von seiner Geburt an, bis an seinen Tod, waren nur so viel Stufen, wodurch er von einem Glücke zum andern fortgieng. Er wurde in einer Stadt geboren, die über die Welt herrschte: er stammte von den berühmtesten Aeltern ab, besaß die vor-

treff-

(\*) - - *Suave est ex magno tollere acervo.*

*Hor. Sat. I. L. I.*

(\*\*) Siehe den *Valer. Max. L. VII. c. I.*

trefflichsten Gaben der Seele, und die seltensten Kräfte des Leibes. Seine Gemahlinn machte ihn durch ihre keusche Liebe zum glücklichsten Gatten, und durch ihre Fruchtbarkeit zum glücklichsten Vater. Er erhielt die Ehre eines Consuls, dann eines Imperators, hernach eines Triumphes. Von dreien Söhnen sah er den einen als Consul, den andern als Censor auf dem Triumphwagen, den dritten als Prator. Er sah drei Töchter glücklich verheurathet, und hatte die Freude, Enkel zu küssen. So viele Söhne, die ihm Ehre machten, so viele Enkel, so viele bekleidete Ehrenstellen, so viele Glückwünsche, ohne eine einzige Leiche, eine einzige Trauer, eine einzige Ursache zur Betrübniß! So glücklich dieses Leben war, so glücklich war der Beschluß desselben. Er starb im höchsten Alter des sanftesten Todes, unter den Küffen und Umarmungen seiner liebsten Kinder; und seine Söhne trugen seinen Leichnam auf ihren Schultern durch die Stadt nach dem Scheiterhaufen.

Aber auch solche Glückseligkeiten biethen sich umsonst einem Herzen an, das nicht in der Verfassung

fassung ist, sie genießen zu können. Nur der kann das Vergnügen eines äußerlichen Glückes recht empfinden, der auch ohne dasselbe glücklich seyn würde. Meinst du, daß Abdolonimus (\*) nicht damals schon glücklich war, als er noch mit seinen Händen seinen kleinen Garten bearbeitete? Nur Alexander schien es nicht recht zu begreifen, wie er die Armuth hätte anstehen können (\*\*). Er bedachte nicht, daß seine Hände ihm so viel erwerben konnten, als die Bedürfnisse der Natur fodern: daß man nichts vermisset, wenn man nichts begehret. „D könnte ich als König so vergnügt seyn, als ich in meiner Armuth gewesen bin!“ sagte der glückliche Greis, da er das Grabscheid mit dem Zepter verwechselte. Ein grausamer Verweis für den Alexander, den eine ganze Welt noch nicht ersättigen konnte!

Das Leben dieses Macedoniers ist die Geschichte aller derer, welche ihre Glückseligkeit außer sich suchen. Sie suchen immer, ohne zu finden.

Sie

(\*) Siehe den Curtius im vierten Buche Cap. 1.

(\*\*) Ebenderselbe: libet scire, inopiam qua patientia tuleris? fraget Alexander,

Sie besitzen alles, ohne es zu wissen; und schwächsten nur nach dem, was sie noch besitzen könnten. Sie haben Reichthümer ohne reich zu seyn, Vergnügungen ohne Freude des Herzens, Ansehen ohne Ehre, Müssigkeit ohne Ruhe. Sie schwimmen, wie ein Tantalus, in Strömen des Ueberflusses, und können ihren Durst nicht löschen. Jede Welle, wonach sie schnappen, entwischet, und benezet nur eben ihre durstigen Lippen.

Unglücklicher Reichthum, unglückliche Gewalt, wenn Thoren oder Lasterhafte sie besitzen! Alle Freuden, die sie geben können, sind bald erschöpft. Was bleibt ihnen übrig, wenn die Erfindung keine neue Vergnügen erfinden kann? Wie arm sind sie, wie quälen sie sich, um sich ein Vergnügen zu machen! Domitian ist satt vom unmaßigen Schmausen; Alexander hat nichts mehr zu überwinden. Verhaßte Müsse! Zu welchen lächerlichen Thorheiten, oder zu welchen unmenschlichen Grausamkeiten zwingst du diese beiden Götter der Erden! Jener fängt Fliegen (\*), und dieser zündet

(\*) Quotidie secretum sibi horarum fumere sole-

zündet eine Stadt an. Armselige Herrschaft der Welt! Wenn das die höchsten, die letzten Wohlthäter sind, die du geben kannst! —

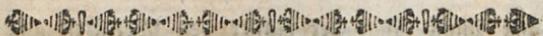
Ja! auch Nero, dieser unsinnige, dieser in allen Wohlthäten ersoffene Narr, vergift seine kaiserlichen Freuden, seine Sucht zu bauen, seine Buhler und Buhlerinnen, seine bachanalischen Feste; und findet, daß es eine Glückseligkeit sei, mit den Sängern um den Vorzug zu streiten. Alle Wohlthäter haben keine Reizungen für ihn, wenn das Volk seiner Stimme nicht Beifall giebt (\*). Man kommt zusammen; mit welcher

solebat: nec quidquam amplius, quam muscas captare, ac stilo praeacuto configere. *Suet.* in Domitiano. L. VIII. c. III.

(\*) Cantante eo, ne necessaria quidem caussa excedere theatro licitum erat. Itaque et enixae quaedam in spectaculis dicuntur, et multi taedio audiendi laudandique clausis oppidorum portis, aut furtim desiluisse de muro, aut morte simulata funere elati. Quam autem trepide anxieque certaverit, quanta adversariorum aemulatione, quo metu iudicium, vix credi potest. *Suet.* in Nerone. L. VI. c. XXIII.

Der Angst fängt der Kaiser den Wettstreit an!  
 Mit welchem Eifer suchet er, seine Gegner zu  
 überwinden! Wie fürchtet er sich vor seinen Rich-  
 tern! Er singt; man klatschet in die Hände,  
 um den Streit bald zu entscheiden. Aber er wird  
 des Lobes nicht so bald satt, als die Zuhrer  
 seiner Stimme. Man mag nicht mehr klatschen,  
 mag nicht mehr loben; aber er hat die Stadt-  
 thore verschliessen lassen; der Kaiser singt fort,  
 und zwingt die Versammlung zu hören: die  
 Frauen gebähren, die Jünglinge retten sich über  
 die Mauer, die Männer lassen sich, als Leichen,  
 aus der Stadt tragen, aus Angst, ihren Kaiser  
 länger singen zu hören, der umsonst ein Narr sei-  
 ner Unterthanen geworden ist, um einige Stun-  
 den lang auf eine lächerliche Art glücklich zu  
 seyn.





## XVI. Brief.

An denselben.

Der Schöpfer hat alles so vollkommen erschaffen, als es zu dem Zwecke, wozu er es bestimmte, seyn mußte. Nichts ist ohne Zweck; und alles hat diejenigen Kräfte empfangen, welche seinem Zwecke gemäß sind. Betrachte alle Reiche der Natur, mein Sohn, und laß dich eine allgemeine Erfahrung von dieser wichtigen Wahrheit überzeugen! Der Baum bezahlt endlich die Mühe seines Pflanzers mit süßen Früchten; seine ganze Natur ist zur Fruchtbarkeit eingerichtet, und in dieser besteht seine Vollkommenheit. Betrachte die Erde, diesen Wohnplatz so mannichfaltiger Geschöpfe! Fehlet ihr eine von denen Kräften und Eigenschaften, welche sie nöthig hatte, um die Mutter und Ernährerin aller Geschöpfe zu seyn? Sie verjünget sich jährlich, und die Sonne vollendet nur deswegen ihren

Ihren unveränderten Lauf, um ihre Kräfte wirksam zu machen. Dann steigt aus ihrem fruchtbaren Schooße alles, was die unzählbaren Geschöpfe, Vieh, Vogel, Fisch und Insect, zu ihrer Erhaltung bedürfen. Hier biethet sie ihren warmen Schooß zum Aufenthalte derjenigen Geschöpfe dar, die das Licht scheuen; dort bereitet sie in ihren Gewässern dem Fische seine Wohnung und Nahrung; hier läßt sie Gebirge und Felsen in die Wolken ragen, um den wilden Thieren eine Zuflucht zu geben; und hier beschattet sie sich mit Wäldern, zum Aufenthalte der Vögel.

Doch auf diesen reichen Wohnplatz würde alles umsonst verschwendet seyn, wenn nicht jedes Geschöpf, welches lebet, gewisse Kräfte empfangen hätte, das zu genießen, was die Erde ihm giebet. Sieh, wie weise Gott alles zur Glückseligkeit seiner Geschöpfe eingerichtet hat! Geh in Gedanken die zahllosen Geschlechter der lebendigen Geschöpfe durch, und erstaune über die unbegreifliche Verschiedenheit ihrer Kräfte und Fähigkeiten! Betrachte die veränderten Grade der Stärke, der Klugheit, der Geschwindigkeit; die Waffen, die

Mor. Br. 2. Th. P Glieder

Gliedmassen, die Triebe! Jedes hat seine eigene Bestimmung, und alle Werkzeuge, welche es nöthig hat, um in dieser Bestimmung seine Zwecke zu erfüllen, und so glücklich zu seyn, als sein Zustand — es leidet. Nach diesem sind seine Kräfte, Triebe, Glieder genau abgemessen. Hier ersetzt ein höherer Grad des Gefühles den Mangel des Gesichtes, der entbehrlich war; dort vertritt ein scharfsichtiges Auge die Stelle des geringern Gehöres; und dort ersetzt die Feinheit des Geruchs die Schwäche aller übrigen Sinne. Die Natur, welche für jedes Wesen seine besondere Nahrung erschuf, gab jedem auch eine Empfindung dessen, was seiner Erhaltung gemäß war; und leitet es durch einen treuen Instinkt, das seinige zu suchen und zu finden. Sie versah alle mit Waffen, die sie nöthig hatten, um sich vor äußerer Gefahr zu schützen; gab dem Stiere seine Hörner, der Biene ihren Stachel; und dem, was wehrlos blieb, gab sie selbst in dem Bewußtseyn seiner Schwäche, in der Furcht, diejenigen Waffen, die es brauchte, der Gefahr zu entkommen. So lebet, so erhält, so pflanzet sich alles fort, be-  
weist

weist in eben dieser Fortdauer die Vollkommenheit seiner Einrichtung; und was aus dieser Vollkommenheit entspringt, seine Glückseligkeit.

Wer zweifelt, daß nicht alle ihre Zwecke erfüllen, und in dem Grade glücklich sind, worin ein jedes glücklich seyn könnte! — Aber der Mensch! — In welcher Absicht ist er erschaffen? Kann er nicht auch glücklich seyn; so ist er das einzige unvollkommene Geschöpf; ein Geschöpf, das entweder ohne Zweck erschaffen ist, oder das wenigstens nicht die Kräfte empfangen hat, die seinem Zwecke gemäß sind. Ist er glücklich? — Ist er es nicht? Die Stimmen sind getheilet. Jeder hält seinen Nachbar für glücklich, und gesteht, daß er es selbst nicht sei.

Freilich, ich glaube, daß wenige in der That glücklich sind: doch das ist nicht die Frage, welche entscheiden muß. Ob Gott, oder ob er selbst Schuld sei, wenn er unglücklich ist; ob er es aus Mangel, oder aus Mißbrauch seiner Kräfte sei, das muß den Streit entscheiden.

Was nennen wir glücklich seyn? — Ach! was frage ich? Wissen es die selbst, welche die

Glückseligkeit suchen? Wissen sie, was sie gesucht haben? — Was macht so viele Raaren, so viele Bbsewichter, ja so viele Unselige? Bloß die Eucht nach Glückseligkeit! Jeder hat sich seine eigene Geliebte aus dem Stoffe gebildet, den eine seiner herrschenden Leidenschaften hergab. Das Gespenst tanzet so lange vor ihm her, als jene heftig genug ist, ihm nachzujagen; oder bis eine andere Leidenschaft neue Begierden und neue Träume erschaffet. Endlich sieht er, daß sein Leben unter Träumen hingegangen ist: und nachdem er oft erhalten, was er gewünschet, und nie beglückter durch den Besiz geworden war, als er in der Hoffnung gewesen; gesteht er beschämt sich selbst (\*): „Ich wünsche alles ungeschehen,  
 „ was

(\*). Quidquid feci adhuc, infectum esse mallem: quidquid dixi, cum recogito, multis invideo: quidquid optavi, inimicorum execrationem puto: quidquid timui, dii boni, quanto levius fuit, quam quod concupivi? Cum multis inimicitiam gessi, et in gratiam ex odio redii: mihi ipsi nondum amicus sum. Omnem operam dedi, ut me mul-

„ was ich bisher gethan habe : wenn ich das über-  
 „ lege, was ich gesaget habe, so wünsche ich stumm  
 „ gewesen zu seyn : was ich mir wünschete, halte  
 „ ich igt für Glücke meiner Feinde; was ich fürch-  
 „ tete, ach! wie weit unerheblicher war das, als  
 „ was ich begehrete! Ich habe mit vielen Feind-  
 „ schaft gehabt, und habe mich mit ihnen versöh-  
 „ net; aber noch bin ich nicht mein eigener Freund  
 „ geworden. Ich habe mir alle Mühe gegeben,  
 „ mich von dem Pöbel zu unterscheiden, und mich  
 „ durch Talente hervorzu thun; aber ich habe mich  
 „ nur den Pfeilen bloß gestellet, und der Bosheit  
 „ etwas dargereicht, woran sie nagen könnten.  
 „ Alle diejenigen, welche Talente loben, Reich-

P 3

„ thümer

multitudini educerem, et aliqua dote nota-  
 bilem facerem : quid aliud quam telis me  
 opposui, et malevolentiae, quod morderet,  
 ostendi? Vides istos, qui eloquentiam lau-  
 dant, qui opes sequuntur, qui gratiae adu-  
 lantur, qui potentiam extollunt? Omnes  
 aut sunt hostes, aut esse possunt. Quam  
 magnus mirantium, tam magnus inviden-  
 tium populus est. Sen. de Vita beata,  
 c. II.

„ thümer suchen , der Gnade schmeicheln , und die  
 „ Macht erheben , sind entweder alle meine Fein-  
 „ de , oder können es werden. Der Haufen der  
 „ Neider ist immer so groß , als der Haufen der  
 „ Bewunderer. „

Viele , welche mit einer thörichten Wuth der Glückseligkeit nachjagen , ( und wie wenige sind davon ausgenommen ! ) scheinen sie , wenn wir andere aus ihren Handlungen schliessen dürfen , in einem Uebermaase zu suchen ; und jeder fällt an der einen , oder der andern Seite , auf das Aeußerste. Der eine überzählet die Menge der Schmerzen und Unglücksfälle ; ohne die Freuden des Lebens zu berechnen ; und glaubet , die Abwesenheit derselben sei das , was man Glückseligkeit nennen müsse. Er hütet sich demnach vor der gefährlichen Freude , und überspannet die menschlichen Kräfte , um sich gegen die Schmerzen zu verhärten. Der andere bringt nichts , als Vergnügen in seine Rechnung , und scheuet den Schmerz. Jener ist frostig und kaltfinnig : dieser raset in seiner Glückseligkeit. Ein Thor bestrafet den andern,

dern, weil er auf eine andere Art unglücklich ist, als er.

Die Natur liebet in allem das Mittel, und ist eine Feindinn alles Uebertriebenen. So eifältig die Schönheiten sind, womit sie sich schmückt, nicht überladet; so weit sie sich von verschwenderischer Pracht und häßlicher Armuth entfernt; so sehr hasset sie auch übertriebene Freuden, und kalte Fühllosigkeit. Sie zieht das von der Dauer ab, was das Maaß übertrifft; und machet für den, dem es glücker, unempfindlich gegen die Schmerzen zu seyn, auch die sanften Vergnügen unschmackhaft. Wie viele wahre Freuden sind nicht vor diesem verschlossen? Freuden, worauf verschiedene Fähigkeiten der Seele, und selbst die Sinne dem Manne von besserem Gefühle ein Recht geben? Und wie bald verderbet sich nicht der andere den Geschmack durch Uebermaaß im Genuße? Jener ist freudenlos, vielleicht ohne Schmerzen; und dieser rasend, anstatt glücklich zu seyn.

Einige, die den Wechsel der Dinge betrachten, ziehen sich gänzlich in sich selbst zurück, und

wollen ihre ganze Glückseligkeit in den Fähigkeiten ihrer Seele, oder in der Betrachtung suchen. Allein die Natur, welche den Menschen zu größern Absichten erschuf, als zu bloßer Betrachtung, erinnert sie, ohne Unterlaß, an den Körper, den sie gern vergessen wollten, und zieht sie mit Gewalt aus ihrer Einsamkeit unter die Menschen hervor. Viele, die der Himmel mit demjenigen genugsam besenket hat, was die Bedürfnisse des Lebens fodern, finden eine Zeitlang in ihrer Einsamkeit unter den Todten eine angenehme Unterhaltung; und scheinen gegen das Vergnügen, das aus der Erkenntniß der Wahrheiten fließt, allen andern Freuden gern zu entsagen. Allein bald empfinden sie, daß man für sich allein nicht glücklich seyn kann, daß die Glückseligkeit unter die Güter gehöret, welche mitgetheilt und umgesetzt seyn wollen, und daß nicht ewige Ruhe, sondern vielmehr Thätigkeit ein nothwendiges Stück sei, der Glückseligkeit gleichsam ein Leben zu geben. Sie fühlen Triebe bei sich, die ihre Ruhe bald unterbrechen, und sie unter die Menschen zurück rufen, welche sie verlassen hatten. Der

Ma-

Magen ist nicht gesund, der mit unersättlicher Begierde annimmt, ohne das empfangene verdauet den übrigen Gliedern mitzuthellen. Ekel und Krankheit müssen im kurzen der Begierde folgen. So ist es mit der Gelehrsamkeit; sie sättiget bald, wenn sie sich nicht mittheilet. Sie liegt bei dem, der alles nur für sich weiß, wie ein todter Schatz, und trägt keine Zinsen an Freuden ein.

Glücklich, rief Sabinus, wen die Vorsehung gemacht hat, sein Vergnügen in sich selbst zu finden! Wer einen Durst nach Wissenschaft fühlet, und eben genug hat, sein Leben zu unterhalten, daß keine Nahrungsfürge ihn störe, noch seine Begierde unterbreche, diesen edlen Durst zu sättigen! — Der Himmel gewährte ihm seinen Wunsch: er ward reich, und erbe mehr, als er bedurfte, sich vor den körperlichen Sorgen in Sicherheit zu setzen. Wie froh stürzte sich Sabinus in sein Gemach, wo er den Geist aller Weisen der vergangenen Jahrhunderte um sich versammelt sah; und begrub sich unter einer Gesellschaft von Todten, bei welchen er die Welt, und die Lebendigen vollends vergessen lernen wollte. Ein heisser Durst

glaubet, Wäße auszutrinken, und eine heftige Leidenschaft bildet sich ein, nie des Genusses satt zu werden, wenn sie einmal ihren Gegenstand besitzt. Aber beide vergessen, daß die Natur allem ein gehöriges Maaß bestimmet hat, über welches kein Durst reichet, und keine Leidenschaft fortdauert. Bei den letzten besonders ist die Hestigkeit ein gewisser Vorbothe des Endes. Sabinus glaubete bald, so viel zu wissen, daß er andere belehren könnte: sein voller Kopf konnte unmöglich mehr fassen, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit entlastete. Mit einer etwas andern Stimme sprach er igt: „Wozu habe ich mir alle diese Schätze von  
 „Weisheit erworben? Bisher vielleicht hat das  
 „Bergnügen, zu lernen, mich für alle andere Freuden,  
 „welche der Umgang der Menschen giebt,  
 „schadlos gehalten. Bisher bin ich glücklich gewesen:  
 „aber wenn der Durst gelbschet ist, so ist kein Bergnügen mehr im Trinken. Die Wol-  
 „lust höret auf, und die Glückseligkeit hat ein  
 „Ende. Soll ich so fortfahren, zu lernen, zu lesen,  
 „zu denken? Wer nicht mittheilet, es sei  
 „worinn es wolle, und nur sammet, um selbst  
 „zu

„ zu haben , der ist ein Geizhals ; und den Geiz-  
 „ hals hat noch niemand glücklich gepriesen . Was  
 „ hilft mir , gelehrt zu seyn , wenn die Menschen  
 „ es nicht wissen ? — „

Sabinus empfand igt, daß noch mehr Nei-  
 gungen in der menschlichen Natur liegen, als die  
 eigennützigigen; diese drängten sich igt hervor, und  
 verlangten ihr Recht, zu seiner Glückseligkeit das  
 Ihrige beizutragen. Er fand ihre Forderung sehr  
 großmüthig; denn sie trieben ihn an, die Welt  
 zu belehren. Er gehorchte und schrieb. — Womit  
 wird die Welt seinen Eifer bezahlen? Mit dem,  
 was die würdigste Belohnung für Genie und Ver-  
 dienst ist, mit Lobe. Wie aber kann der Sabinus,  
 der alle seine Glückseligkeit in sich selbst  
 suchte, kann der begierig nach dem Lobe der Welt  
 seyn? — Nein! er möchte nur gern wissen, was  
 sie von ihm saget. Mit einer Hand hat die Welt  
 ihn schon ergriffen, um ihn aus seiner Einsamkeit  
 wieder an sich zu ziehen. Was hilft ein Lob, das  
 wir nicht hören? Er wird aufmerksam; man  
 schweigt noch; seine Aufmerksamkeit wird Verlan-  
 gen. Ist hängt seine Glückseligkeit von dem Ur-  
 theile

theile der Welt ab. Ein Theil derselben lobet ihn; er wird stolz; der andere verachtet ihn; — wo wird er igt seine Glückseligkeit suchen?

Kehre noch einmal in deine Stille zurück, Sabinus, und laß deine Todten dich eine andere Weisheit lehren! die Weisheit, was es heisse, seiner Natur gemäß leben! Dann wirst du begreifen, daß dreierlei Neigungen einen gleichen Theil ihrer Befriedigung suchen: daß sie alle harmoniren müssen: daß keine, ohne Schaden der andern zu wenig, oder zu viel thun darf: daß es das Geschäft der Vernunft ist, sie in dieser Harmonie zu erhalten, und daß ohne Uebereinstimmung dieser vier Kräfte keine Glückseligkeit sei.

Ach! alle, die eine andere Glückseligkeit suchen, überzeugen uns nur durch ihren Irrthum von dieser Gewisheit. Betrachte die, welche die Erhaltungsleidenschaften, oder die gemeinen mit Nachtheil der übrigen allein zu befriedigen suchen. Sie sind alle nicht glücklicher. In der einen Hälfte ihres Lebens rasen sie, in der andern sind sie elend, in keiner einzigen genießen sie die Glückseligkeit, wornach sie ringen.

Womentan schließt : da die Seele so sehr von dem Leibe abhängt ; da sie alle Begriffe , und alle Gedanken nicht anders , als durch die Organe des Leibes erhalten kann ; da jede Veränderung des Körpers in sie wirkt , und alle ihre Empfindungen von den äußerlichen Eindrücken abhängen ; so ist der Leib die Hauptsache , wenn von der Glückseligkeit die Rede ist. Weide die Augen , vergnüge das Ohr , reize den Geschmack , den Geruch , das Gefühl : verhüte alle unangenehme Eindrücke , das ist das wahre Geheimniß , glücklich zu seyn !

Wenn das die Glückseligkeit ist , so siehst du , daß sie sehr partheyisch ausgetheilet seyn muß. Ich fange an , den Himmel für sehr ungerecht zu halten , daß er nur wenige Lieblinge ausgesucht hat , um sie glücklich zu machen ; daß er diese Glückseligkeit an Schätze gebunden , welche der Betrüger öfter besitzt , als der Redliche. Es ist da nicht die Frage , wer Verdienst , wer Tugend , wer Frömmigkeit besitzt , wer der würdigste Mann ist : es ist die Frage , wer Geld hat ? Geld ist die Hauptsache. Man muß es auf alle Weise suchen , wenn es glücklich macht ; Geld , wenn man kann ,

kann, durch rechtmäßige Mittel; wo nicht, auf alle andere Art, Geld (\*).

Das ist der Weg zur Schande, zum Kerker, zum Gerichte, wirst du sagen! — Aber verwundere dich, wie viele die Glückseligkeit auf diesem Wege suchen! Wer nicht die ganze Glückseligkeit hoffen darf, der begnügt sich an einem Theile, und wählet das, was ihm am besten dünket. Einige fallen auf die Raserei, zu bauen, und unermessliche Gärten anzulegen, worinn sie den Dsten in Westen verpflanzen; bis die Gläubiger endlich ihre Glückseligkeit stören, und den Bauhern in eine schmutzige Hütte wandern heissen. Andere halten sich Sängern, und haben ihre ganze Seligkeit in den Ohren: die meisten ergeben sich der Wollust, oder der Unmäßigkeit; oder sie wechseln auch ab, und wählen das, wozu ihre eigensinnige Leidenschaft sie jedesmal treibt.

Und

(\*) - - - Rem facias: rem,

Si possis recte: si non quocunque modo,  
rem

*Hor. Epist. I. L. I.*

Und gieb ihnen alles, um diese Glückseligkeit in ihrer höchsten Vollkommenheit zu betrachten. Frage nicht, wodurch ist sie erworben; frage nicht, wo ist ihre Sicherheit, frage nicht, wie lange kann sie dauern? Ach! solche gewaltige Fragen kann diese Glückseligkeit nicht aushalten. Alles ist hier auf eigennützigte Neigungen erbauet; die gemeinen Leidenschaften wirken hier gänzlich als Sklavinnen der ersten, und dürfen ihnen nicht im Wege stehen. Laß Witwen und Waisen weinen; laß betrogene Nebenbürger klagen; laß gedrückte Unterthanen gen Himmel seufzen; laß das Gewissen des Glückseligen so fest schlafen, als es kann; und betrachte bloß seine Glückseligkeit. Die Musik, die er ewig höret, wird ihm zuletzt ein Getöse; der Wein, den er unmaßig trinkt, der dem Nüchternen ein Labsal ist, wird ihm ein Gift; die Wollust, die geläutert bei dem Keuschen Liebe ist, und sein Herz mit zärtlichen Freuden erfüllet, entkräftet jenen, und erwecket Ekel nach dem Genuße; die Speise, die den Mäßigen zu seinen Verrichtungen stärket, und gesund erhält, beschwe-

ret

ret ihn durch die Uebermaasse, und machet ihn zum  
Esklaven der Nerzte.

Aber wenn auch Klugheit, oder wenn das  
Glück vor diesen Störern der Glückseligkeit be-  
wahret; so ist doch unsere Natur so eingerichtet,  
daß sie gewohnte Vergnügen nicht mehr empfindet;  
und so sezet sie endlich den, der alles dieses hat,  
mit dem, der nichts von allem hat, in eine  
völlige Gleichheit herab.

Und ach! welch eine Kleinigkeit, welch eine  
verstockte Neigung, oder Thorheit unsers Herzens,  
die wir nicht achteten, vielleicht nicht einmal be-  
merkten, kann nicht den ganzen stolzen Bau uns-  
erer Glückseligkeit zerstören?

Was helfen dem Nero seine gefürchtete Ge-  
walt, seine glücklichen Buhlschaften, seine Schwel-  
gerien, seine Pracht, seine Götterfeste, alle seine  
guldnen Hoffnungen vergrabener Schätze, wenn sie  
auch alle erfüllet wären (\*); so lange noch ein

Caia

(\*) Ein römischer Ritter hatte dem Nero vers-  
prochen, daß er ihm grosse Schätze entdeckten  
wollte, welche Dido und Tyrus nach Africa  
ge-



Das Glück ist nicht vermögend, mit allen seinen verschwendeten Gunstbezeugungen den Neidischen vergnügt zu machen: eine weise Strafe des Himmels, wodurch er die Menschen verbinden wollte, die gemeinen Neigungen mit den eigennütigen in ein Gleichgewicht zu setzen! Gib ihm mehr Schätze, als Crassus besaß, mehr Ehre, als Camillus verdiente, mehr Gemächlichkeit, als Lucullus genöß, mehr Glück, als selbst Metellus hatte; du wirst ihn um nichts glücklicher machen, so lange noch auffer ihm Menschen sind, die auch glücklich leben. Laß ihn erst alles allein haben, mache das ganze menschliche Geschlecht unglücklich; dann vielleicht wird er mit seinem Schicksale zufrieden seyn, wenn er alle verachten kann, und keinen beneiden darf.

Und

subito, ac nulla nisi refrigerandi sui causa, indi o Senatu, Neronem recessisse. *Suet.*  
in Vita Lucani.

Lucanum propriae causae accendebant, quod famam carminum ejus premebat Nero, prohibueratque ostentare, vanus adfimulatione. *Tacit. Ann. L. XV. c. LXIX.*

Und sind nicht alle Leidenschaften, welche aus dem Schooße der eigennützigen Neigungen entspringen, wenn sie die herrschenden in dem Charakter des Menschen werden, misgünstig, eifersüchtig, neidisch? Sie haben nimmer genug, und alle ihre Sorgen, Absichten und Bemühungen gehen ohne Aufhören dahin, allen alles zu rauben, und sich zuzueignen: gleich Strudeln, die weit umher das Meer in Bewegung setzen, um alles, was sich ihren Wirbeln nähert, an sich zu reißen, zu verschlingen, und nichts zurück zu geben.

Wer kann dem Ehrsuchtigen so viel Ehre geben, als er fodert; dem Schwelger so viel Leckenspeisen, als er wünschet; dem Geizigen so viel Geld, als er begehret? Kronen, alle Reiche der Natur, alle Goldminen sind dazu nicht reich genug.

Welchen Kleinigkeiten unterwerfen diese Thoren ihr Leben und ihre Glückseligkeit? Nach dem Maasse des Reichthums an Gelde, Gemächlichkeit und Muffe, in einer Welt, die so reich ist an Nahrung, sollte man den Glutton für sehr glücklich schätzen. Zwanzig Diener warten auf seinen Wink, hundert Schmeichler erbauen sein Ohr mit

seinen Verdiensten; zwanzig Köche bemühen sich, seinen Geschmack, und zwanzig Künstler sein Auge zu vergnügen. — Warum ist er heute rasend, hasset sein Leben, und verfluchet seinen Reichthum? Was richtet alle diese grausamen Verwüstungen in seiner Glückseligkeit an? — Ach! ein Pflüsch, wornach er lüstern ist! Hat er nicht Recht? Könnten alle seine Schätze wohl einen Pflüsch bezahlen, wenn die Natur ihn nicht wachsen läßt? Und kann er glücklich seyn, ohne das zu essen, was im Winter nicht zu haben ist?

Das ist die Glückseligkeit, die so sehr ins Auge glänzet! Das ist die Glückseligkeit, die den größten Haufen blendet! Das ist die Glückseligkeit, die man für würdig hält, sie durch Schande und Betrügereien zu kaufen!





## XVII. Brief.

An denselben.

**W**eshwegen werden diejenigen zu Thoren, die ihre Glückseligkeit also wählen? Nicht, weil sie den Schmerzen zu entgehen, und Vergnügen zu erhalten suchen. Nicht, weil sie den Erhaltungseidenschaften, oder den eigenen Neigungen folgen: sie fehlen darinn, daß sie diese zum Nachtheile der gemeinen Neigungen überspannen, durch die Hestigkeit ihrer Freuden ihre Dauer zerstören, und das Vergnügen zuletzt in Schmerz verwandeln.

Freuden und Schmerzen gränzen nahe zusammen: und Sokrates empfand es, als man ihm die Ketten abnahm, die seine Füße gedrückt hatten, daß oft die Freude ein Kind des Schmerzens ist. So, umgekehrt, wird oft das Vergnügen die Mutter des Kammers: ihr ganzer Abstand besteht in dem Maase und Uebermaase. Der Schmerz, oder wenigstens eine unangenehme Empfindung,

bereitet das Vergnügen vor; seine Dauer ist so lang, als der Genuß das rechte Maas hält; zu wenig erzeuget ein mangelhaftes Vergnügen, zu viel löset es wieder in das auf, woraus es entstand, und verwandelt es in Schmerz. Das Vergnügen, sich zu sättigen, entsteht aus dem Hunger: aber der Eckel folget der Unmäßigkeit des Genusses.

Wie kann die Natur uns deutlicher lehren, wie wir mit der Freude umgehen sollen, als wenn sie ihren Genuß allein auf das Maas einschränket, und alle Uebertretung mit Schmerzen bestrafet? Die Blume der Freude trägt ihren Honig oben, auf dem Boden liegt der Gift. Man muß sie nur oben kosten, nur oben ab genießten; wer zu tief kömmt, der wird den Gift mit dem Honig verschlingen.

Das ist das Maas, welches die Natur im Genusse der Erhaltung und eigennütigen Neigungen vorgeschrieben hat. Ausser oder unter dieser Gränze, ist entweder keine Glückseligkeit, oder eine mangelhafte. — Doch weit gefehlet, daß diejenigen, die ihre Glückseligkeit in sinnlichen Ergö-  
zungen

zungen suchen, und bloß ihre eigenen Neigungen befriedigen; weit gefehlet, daß diese die Summe ihrer Vergnügen grösser machen, und in diesem Uebermaße fehlen: sie schränken sie vielmehr zu enge ein; sie übersehen eine grössere Anzahl der wichtigsten, und überlassen sich nur denen, die am gefährlichsten sind. Weil sie die ersten übersehen; so sollen die letzten sie wegen dieses Mangels schadlos halten, und daher genießen sie das wenige, was sie haben, im Uebermaße.

Aber das ist nicht Freude, was nur unangenehme Empfindungen, Kummer, Eckel oder Neuden Weg bereitet; und gesetzt, daß diese entfernt sind, so ist doch eine Abwechslung bloß sinnlicher, eigennütziger Freuden noch keine Glückseligkeit für einen Menschen. Die Glückseligkeit ist ohne Mangel, wenn sie gleich nicht Ueberfluß hat; ist sicher, obgleich nicht ohne Gefahr; ist froh, obgleich nicht ohne Widerwärtigkeiten. Sie befriediget die Begierden der Erhaltungsleidenschaften ohne Unmäßigkeit; den Trieb zur Ruhe, ohne Müsse; das Verlangen nach Ehre, ohne Thorheit; nach Größe, ohne Stolz; nach Vergnügen, ohne Wollüste.

Und steht sie hier stille? Findet sie keine andern Triebe, als diese, die zu befriedigen sind? Sie befriediget auch die gemeinen Leidenschaften, und hier liegt ihr ganzer Vorzug. Sie hat, ohne Freunde erkaufen zu können, mehr Freunde, als der Reiche; ohne den Ruhm zu bestechen, mehr Ehre, als der Grosse; ohne den verschwenderischen Aufwand mehr und weit süßere Entzückungen, als Fürsten für Gold erkaufen können.

Diese Glückseligkeit möchtest du kennen! — Worauf kommt es an? — Worauf sonst, als auf die Befriedigung unserer Natur? — Unserer Natur? — Wie? sind denn diejenigen glücklich, welche die Triebe und Wünsche der Natur befriedigen? Was thun jene, die ihren Begierden folgen? Doch sind sie unglücklich; Reue, Eckel und Thränen folgen auf diese Befriedigung. Sie folgten dem Gebothe ihres Herzens: sie suchten Vergnügen, und fanden Schmerzen; suchten Ehre, und fanden Schande; suchten Frieden, und fanden Unruhe! Lebten sie nicht nach der Natur? —

Nein! Sie wußten nicht einmal, was es heißt, nach der Natur leben. Sie verstanden un-  
ter

ter der Natur nichts mehr, als die eigennütigen Neigungen und die Leidenschaften, welche aus diesen entstehen. Sie schränkten alle Begierden eines vernünftigen Menschen auf die Begierden ein, in deren Befriedigung das Vieh seine Glückseligkeit findet! Sie vergassen, daß sie nicht ganz für sich allein erschaffen waren; wenn sie noch so viel Gedanken hatten, zu erkennen, daß eine Mäßigung nothwendig ist, in der Befriedigung der eigenen Neigungen, um den ersten Zweck, ihre Erhaltung, nicht zu vernichten. Eine dritte Gattung von Neigungen, einen andern Zweck, auffer ihrer eignen Erhaltung, vergassen sie gänzlich.

O! Kurzsichtige! Hat denn der Schöpfer etwas erschaffen, bloß für sich selbst zu seyn? Durchschauet die ganze Natur! Ist sie nicht ein Inbegriff unzählbarer Kräfte, die alle zur Erhaltung des Ganzen wirken? Die leblosen Geschöpfe dienen zur Nahrung und Bequemlichkeit der Lebendigen. Die ganze Leiter des Lebens, vom Insekt bis zum Menschen, ist ein Zusammenhang von Kräften, welche in einander wirken, und Glückseligkeit empfangen und geben.

Soll der Mensch nur empfangen, und nicht wieder geben? Die Natur hat ihn nicht bestimmt, für sich allein zu leben. Sie hat seine Sicherheit, sein Dasein, seine Glückseligkeit mit fremden Interessen vermischt, und ihm gemeine Neigungen, Geselligkeit und Liebe ins Herz gelegt. Er mag diese vergessen, wenn er will; er mag alle die Tugenden, die aus dieser entstehen, in der Geburt ersticken: aber dann fordere er nicht, glücklich zu seyn. Glückseligkeit ist ein Erfolg, der aus der Ausübung aller seiner Grundneigungen, und ihrer mannichfaltigen Leidenschaften entspringt.

Ich sagte dir, mein Sohn, es sei eine schwere Kunst, die Kunst glücklich zu seyn! Niemand ist es geworden, ohne sich selbst zu erkennen; ohne die Verbindungen einzusehen, worinnen er steht; ohne alle Zwecke seiner gesammten Kräfte zu verstehen, und sie alle durch Vernunft so zu ordnen, daß eine der andern hilft, und sie nicht störet. Eine Maschine behält dann nur ihren Gang, und erreichet ihren Endzweck, wenn keines ihrer Triebwerke falsch geht, wenn jedes einen gemessenen Grad der Stärke und Geschwindigkeit hat. So  
bald

halb ein Rad steht, so bald eine Feder zu schwach wirkt; so geräth das Ganze in Unordnung, und verfehlet seinen Zweck.

Vier Grundkräfte treiben den Menschen. Erhaltungseidenschaften, eigene und gemeine Neigungen, und die Vernunft. Jene bewegen; diese ordnet, bestimmet jeder den gehörigen Grad ihrer Stärke, und regieret. Wenn alle diese so ordentlich, so harmonisch gegen einander spielen, daß eine die andere befördert, nicht hindert; so entspringt aus dieser Vollkommenheit die Glückseligkeit. Aber ihre Verbindung ist so unter einander, daß allemal die gar zu grosse Stärke des einen eine Schwäche, und umgekehrt, eine gar zu grosse Schwäche ein Uebermaass an Stärke bei der andern voraussetzet: in beiden Fällen ist gar keine, oder eine mangelhafte Glückseligkeit zu erwarten, wofern diese den Namen verdienet.

Die ersten Leidenschaften gehen auf unsere Sicherheit und Vertheidigung. Oft verrichten sie zu wenig, weil sie zu schwach sind; oft zu viel, weil sie das Maass überschreiten. In beiden Fällen erzeugen sie Mängel und Leidenschaften, die unsere

unsere Glückseligkeit stören. Sie sollen uns nur einen gemässen Grad der Furcht, einen gemässen Grad der Empfindlichkeit über Beleidigungen geben; aber jene gebiert im Uebermaase die Furchtsamkeit. Jede Gefahr macht uns zittern, jeder Schein jaget uns Schrecken ein. Wir sind ausser uns; und unsere Zerstreuung erlaubt uns nicht, der Gefahr die besten Mittel entgegen zu setzen. Verdacht, Argwohn, Mißtrauen, Sorgen sind die unglücklichen Kinder ihrer Zucht, welche ohne Unterlaß unsere Ruhe und Glückseligkeit verfolgen, Gift in unsern Wein streuen, unsere frohen Aussichten mit einer traurigen Finsterniß überziehen, und mit Gespenstern, ihren eigenen Geschöpfen, die Ruhe und den Schlaf von unserm Bette jagen. Fehlet sie gänzlich, so tritt eine Verwegenheit an ihre Stelle, die uns allen Gefahren aussetzet, welche die Furchtsamkeit besorget, indem sie uns gegen die sicher machet, die wirklich vorhanden sind.

Wer Beleidigungen zu sehr empfindet, ist eben so wenig glücklich, als wer sie zu wenig fühlet. Den ersten treibt blinde Rache in tausend Gefahren, und drücket alle die Dolche, die er dem Beleidiger

leidiger nicht fühlen lassen kann, in sein eigenes Herz. Der andere ist der Narr aller Narren, und sieht sich allen Beleidigungen bloß gestellet, weil er nicht den gesetzten Muth hat, sich gegen eine einzige zu vertheidigen. Doch vielleicht ist die letzte, in unserer bürgerlichen Einrichtung, noch die glücklichste von beiden. Aber wie unglücklich macht jene? Wozu verleiten nicht Haß, Zorn, oder Nachbegier? Derjenige, der sich diesen überläßt, ist, ausser der grausamen Zerstörung in seinem eigenen Busen, seiner eigenen Handlungen nicht mächtig. Er taumelt, gleich einem Betrunknen, durch alle Gefahren hin. Die Wuth bemächtigt sich seines Herzens und seiner Vernunft: und bewafnet seine grausame Hand. Er höret nicht mehr den Ruf der Menschenliebe, nicht mehr die Stimme der Vernunft, nicht mehr die schrecklichen Drohungen der bürgerlichen Geseze. Er dürstet nach Blut, und sezet sein eigenes Leben, bloß gegen die elende, die gottlose Freude, seinem Feinde zu schaden, in Gefahr. Befriediget er eine Leidenschaft nicht, welche er einmal ihr Maas hat überschreiten lassen; so kehret sie die Schärfe ihres Dolches auf seine

seine Brust, und entladet sich aller ihrer Wuth gegen ihn selbst. Abschet er ihren Durst, so wird er ein Mörder, von dem die Gerechtigkeit das Blut, was er vergossen hat, zurück fodert. Und sein Leben, das er hingeben muß, wenn er nicht als ein Verbannter, auf dem der Fluch ruhet, die Erde durchirren will, ist noch nichts, gegen die folternde Neue, womit ihn sein eigenes Gewissen bestrafet, wenn seine Vernunft wieder zurück kömmt.

So viel erfordert bloß unsere Sicherheit, unsere Erhaltung! Aber unsere Natur begehret mehr. Die reiche Erde hat Güter, welche wir als wirkliche betrachten, zu besitzen wünschen; Güter, deren Besitz uns dieses Dasein bequem und angenehmer machen soll. Unsere Natur verlangt unsere Vollkommenheit, und weist uns durch Privatleidenschaften dahin. Auch diese Triebe müssen ein Ebenmaaß beobachten, und der Grad ihrer Stärke muß dem Maasse des Gutes, und seiner Erhaltung genau entsprechen. Sind sie zu heftig, so machen sie uns rasend, statt glücklich; sind sie zu schwach, so werden wir unthätige Schläfer.

Wer

Wer kann das gehörige Maas treffen, der nicht die Grösse des Zweckes mit der Stärke der Begierde vergleichen kann, und folglich den wahren Werth der mannichfaltigen Güter zu beurtheilen weiß? Aber oft, was doch niemals geschehen sollte, greift die Leidenschaft der Vernunft vor, und wirft sich trotzig über ihre Regentinn zur Tyranninn auf. Daher so viele Wünsche, die wir hernach für Flüche halten; Bemühungen ohne Zweck, Arbeiten ohne Absicht, Aufwand ohne Vortheil, Sorgen ohne Lohn! Daher strebet einer nach Reichthum, und erhält Gold; der andere nach Hoheit, und erhält Titel; der dritte nach Ehre, und erhält Lust; der vierte nach Ruhe, und erhält Langeweile; der fünfte nach Wohlleben, und findet, daß er nichts mehr kann, als satt seyn. — Einigen gewähret ihre unvermünstige Hitze, nach unermüdeten Arbeiten, eine Glückseligkeit, die völig ihrer Mittel werth ist: und einer ersieget sich mit dem Namen eines Thoren eine Welt, die er nicht beherrschen kann, oder erwirbt sich einen Schatz, wobei er verhungert: der andere suchet Ruhm, und findet Schande; will groß seyn, und

ist

ist ein Bösewicht; oder strebet nach Klugheit, und wird ein Betrüger.

Eine übermäßige Liebe des Lobes oder Eitelkeit, führet ihren Sklaven durch Niederträchtigkeiten zur Schande; wie die Brunst nach Gewalt durch Mord und Gewaltthaten zur Tyrannei: und der Mangel beider Leidenschaften läßt den Gleichgültigen in Schimpf und Staube zurück.

Und hier hat die Glückseligkeit des Übels seine Gränzen. In diesem kleinen Kreise läßt er sich von seinen eigenen Neigungen herumtreiben; bis der Schwindel seinen Kopf drehet, und er selbst nichts mehr weiß, als daß er ein Thor ist. Verzweifelnd, daß die Natur eine andere Glückseligkeit habe, fängt er an, selbst zu erfinden, und biethet Preise für den aus, der etwas neues ersinnen kann. Thorheit, oder Bahmwiz löset diese Unmäßigkeit ab; Nero, der satt ist, wird ein Saitenspieler; und Alexander, dem die halbe Welt gehöret, zündet eine Stadt an.

Nicht, als wenn der Saamen der schbsten Leidenschaften nur in einige bessere Seelen gestreuet wäre: die unpartheyische Natur hat ihn in alle gelegt.

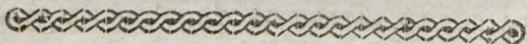
legt. Aber er ist von langsamern Wachsthume; und weil der gemeine Haufen nur die eigenen Leidenchaften wartet, so schießen diese in wilde Pflanzen auf, und ersücken jene. Diese gehen auf uns selbst, und scheinen mehr zu unjerer Glückseligkeit beizutragen, als jene, die für den Nutzen anderer arbeiten.

Aber in ihrem Schooße werden Neigungen geboren, welche unser Leben verschönern, und reicher an Vergnügen sind, als alle jene zusammen. Zu neigung, Liebe, Dankbarkeit, Freundschaft, welche Quellen von Freuden, wenn sie wohl gewartet, und von der herrschenden Vernunft geordnet, geleitet, und in ihrer Bahn erhalten werden! Dieses sind die verschiedenen Triebwerke des Menschen, die alle mit gegen einander abgemessenen und geordneten Kräften spielen müssen, wenn er durch seine Handlungen die Glückseligkeit erreichen soll. Aber so lange wir nur einer oder der andern folgen, ohne den Trieb der übrigen zu fühlen, werden wir irren; so lange sie unordentlich und vermischt, ohne gegen einander abgemessene Kräfte in unserer Seele liegen, wird eine jede blind-

Mor. Br. 2. Th.                      R                      lings

kings treiben, und ohne Endzweck wirken. Die Vertheidigungsleidenschaften müssen ein gehdrigcs Verhältniß mit unserer Gefahr, die Privatleidenschaften mit unsern Begierden und Bedürfnissen, die gemeinen Leidenschaften mit den Gefahren und Bedürfnissen anderer haben. Alle aber müssen gegen einander in dem gemessenen Grade der Stärke stehen.

Diese verschiedenen Kräfte gegen einander abmessen, sie so ordnen, daß keine die andern hindert, und so handeln, wie es der ganzen Summe am gemäßigtesten ist, heißt nach der Natur leben.



## XVIII. Brief.

An denselben.

**W**er soll diese verschiedenen Interessen auseinander setzen, und bestimmen? Wer soll den Kräften ihr Maaß vorschreiben, ihren Streit  
ent-

entscheiden, und sie so leiten, daß sie zu einem Endzwecke arbeiten? — Die Vernunft!

Die Vernunft übersieht die Bewegung des Ganzen, vergleicht, ordnet, bemerkt, und entfernt die Fehler der Triebwerke; hemmet, wenn eine Kraft zu stark wirkt, und treibt fort, wenn ihre Bewegung zu schläfrig wird. Wie Gott, die grosse Seele der Schöpfung, in allen Theilen derselben lebet, die Bewegungen leitet, die Kräfte ordnet, und ihre mannichfaltigen Zwecke zu einem Hauptzwecke leitet, bis das mannichfache Gemisch von Kräften in schöner harmonischen Eintracht spielet, und Dauer, Vergnügen und Glückseligkeit des Ganzen erzeugt. Ohne diesen ordnenden Verstand würde diese Welt ein Chaos von Kräften seyn, die wider einander arbeiten, und sich bald zerstören: eine immerdauernde Zwietracht der Elemente, der Leidenschaften und der mannichfaltigen Interesse, ohne Verbindung unter einander, ohne Hauptzweck gemacht, um sich selbst zu zerstören. Ohne diesen ordnenden Verstand würde der Mensch ein unvollkommenes Kunststück seyn; ein beständiger Widerspruch, mit sich selbst, und mit

andern; ein zweckloses Gemisch von kämpfenden Kräften; ein Geschöpf, gemacht, um ein Spiel seiner Leidenschaften zu seyn; zu begehren, zu arbeiten, und selbst seine Begierden durch andere Begierden zu bekriegen, und den Preis seiner Arbeiten durch entgegengesetzte zu zerstören; so blind als geschäftig, so geschäftig als unsinnig; ein Thor, oder ein Bösewicht, und allemal ein Unglücklicher.

Betrachte den Mann, der sich allein seinen Trieben überläßt, und ohne Vernunft lebet. Jede Leidenschaft, wie sie kömmt, reißt ihn fort, und schreckt ihn zurück. So oft die Empfindungen der äußerlichen Eindrücke abwechseln; so oft verändert eine neue Leidenschaft den Zustand seines Herzens. Izt hasset er, izt ist er ein Freund, dürstet in diesem Augenblicke nach Blute, und vergießt in dem andern Thränen: izt trotzig und übermüthig, izt furchtsam und kriechend; er liebet, er hasset, wünschet und verabscheuet; wählet, um zu verwerfen, genießt, um zu bereuen, hoffet, um zu verzweifeln; will alles, und erhält nichts!

Siehe,

Siehe, wie Bubo sich durch den Streit seiner Leidenschaft alles erlaubet, und alles versaget, und immer den Zweck vernichtet, den er eben im Begriffe stand, zu erhalten. Er wünschet sich Gesundheit und lebet unmäßig; suchet Reichthümer und verschwendet; dürstet nach Ehre und verwirret seinen guten Namen; schmachtet nach einem Freunde und beleidiget alle Menschen; begehret alles, und genießt nichts von allem, was er erhält: und eben der Mann, der mit außerordentlicher Hefigkeit alle Neigungen seiner Natur zu befriedigen suchet, ist krank, dürftig, verachtet und ohne Freunde. So lebet er und stirbt, als ein Geschöpf, das ohne Zweck erschaffen war; oder als ein Thor, der ohne Vernunft glücklich seyn wollte, ohne sich selbst, oder der Welt, mit allen nützlichen Eigenschaften genüzet zu haben.

Bubo ist das allgemeine Gemälde vieler Thoren in einem zusammen gefaßt. Willst du es in seine Theile auflösen, und jedes in einem eigenen Bilde sehen; so betrachte den Mann, der aus Wuth seiner eigennütigen Leidenschaften den Zweck der Erhaltungsneigungen; aus Wuth der Erhaltungs-

tungstrieb die Absicht der eigennützig; aus Wuth einer oder der andern den Zweck der gemeinen Neigungen; und aus Wuth der gemeinen sogar selbst den Zweck der gemeinen zerstört.

Apicius liebet das Leben; aus Brunst zum Wohlleben nimmt er Gift und endiget sein Daseyn. Opimius besorget, daß er verhungern möchte, und sparet weise einen Ueberfluß für die Zukunft. Wozu will er ihn brauchen? Du meinst, um im Alter Pflege zu haben, oder Hilfe, wenn er krank wird? Ach! nein! er liegt gefährlich in einer Schlassucht. Ermuntere dich, ruft der Arzt. Sieh doch nur, die habfüchtigen Erben zählen schon dein Geld. Diesen Augenblick werden sie dir alles nehmen! „Wie? schon bei meinen Lebzeiten?“ So lebe denn, damit du es hüten kannst! „Ach! laß mich!“ Du wirst Hungers sterben, wenn du deinen schwachen Magen nicht bald durch Nahrung stärkest. Nimm geschwind diesen Stärkungstrank! „Wie theuer?“ Sehr wohlfeil! „Aber wie theuer?“ Sechs Heller! „Ha! ist es nicht gleichgültig, ob ich durch Krankheit, durch Diebe oder Verschwendung  
 „Hun-

„ Hungers sterbe (\*)? „ Alexander läßt tausend Scythen erschlagen, macht einige hundert Gefangene, nimmt ihnen tausend Pferde ab: dann sendet er den Ueberwundenen sehr gnädig die Gefangenen zurück, und überläßt es ihnen, zu beurtheilen, wie großmüthig er sei. Sie werden schon erkennen, daß er nicht aus Zorn oder Feindschaft einige tausend erschlagen habe, sondern bloß aus Begierde, ihnen zu zeigen, daß er sie alle erschlagen könnte, wenn er wollte. Denn

N 4

er

(\*) Etwas verändert nach dem Horaz.

Ni tua custodis, avidus jam haec auferet  
haeres.

„ Men' vivo! „ Ut vivas igitur, vigila:  
hoc age. „ Quid vis? „

Deficient in opem venae te, ni cibus at-  
que

Ingens accedat stomacho fultura ruenti.

Tu cellas? agedum fume hoc ptisanarium  
oryzae.

„ Quanti emtae? „ Parvo „ Quanti er-  
go? „ Octussibus. „ Eheu!

„ Quod refert, morbo, an furtis peream-  
ve rapinis.

Hor. Sat. III. L. II.

er erwürget nie anders, als um zu zeigen, daß er tapferer ist, als seine Gegner (\*). Nomentan versaget keinem seinen Tisch, seinen Wein, und seine Casse; aber alle seine Nachbarn sind seine Gläubiger, und einer geräth nach dem andern an den Bettelstab. Mit vieler Menschenliebe ist Nomentan ein Betrüger, der eine halbe Stadt unglücklich machet.

Die Vernunft allein kann diesen Widerspruch berichtigen, und die streitenden Leidenschaften in eine Uebereinstimmung setzen, wo sie zu einem Zwecke arbeiten. Sie nimmt das als moralische Verbindungen an, was die Natur durch Triebe dem Menschen gebiethet; und ordnet diese Verbindungen

(\*) Die Betrachtung des Curtius kann ohne allen Zwang diese Erklärung leiden. Nachdem er die Niederlage der Scythen erzählet hat, sagt er: *moverat eos Regis non virtus magis, quam clementia in devictos Scythas: quippe captivos omnes sine pretio remisit: ut fidem faceret sibi cum ferocissimis gentium de fortitudine, non de ira, fuisse certamen. L. VII. C. IX.* Ein seltsamer Bewegungsgrund, Menschen zu erwürgen!

dungen nach der Größe ihrer besondern Zwecke so, daß der Streit aufhört, und eine Vollkommenheit des ganzen Geschöpfes hervorgebracht wird. Sie überspannet nicht, sondern erwecket; ersücket nicht, sondern mäßiget; und ist eine Freundin, eine Rathgeberinn, eine Führerin von allen.

Die wilden Leidenschaften der Erhaltungstriebe, welche ohne ihre Wartung Furchtsamkeit oder Berwegenheit, Nachgiebigkeit oder Kleinmüthigkeit waren; alle Feinde der Ruhe und Glückseligkeit, alle Peiniger des Herzens sind durch ihren sanften Einfluß Vorsorge oder Muth, Mäßigung und Standhaftigkeit. Ihre Aufmerksamkeit erzieht aus den grausamen Kindern der eigennütigen Neigungen sittsamere Freunde, die das menschliche Leben verschönern, und bildet die Eitelkeit in Liebe der wahren Ehre, die verächtliche Gleichgültigkeit in sanftes Gefühl, die Schwelgerei in Mäßigkeit, den Geiz in Sparsamkeit, die Verschwendung in Bequemlichkeit, die Trägheit in Thätigkeit, um.

Und unter ihrer Aufsicht erzieht der Eigennutzen, vermählet mit der Liebe der Menschen, die schönsten Leidenschaften der Natur, die gesellschaftli-

Gnaden, Mitleiden, Dankbarkeit, Wohlwollen, Liebe, Freundschaft, Aufrichtigkeit und Großmuth.

Alle die verschiedenen Interessen, welche diese in unserer Natur und Vollkommenheit haben, verbindet sie so, daß alle zu einer Harmonie zusammen stimmen, und leget sie dem, der glücklich seyn will, als Verbindungen auf. — So ist das System unserer Natur; und diesem muß unser Leben entsprechen, wenn wir seine Vollkommenheit wollen.

Der ist nicht gleich gesinnt, dessen Leben ein beständiger Streit mit sich selbst ist; der nicht ruhig von aussen, dessen Begierden in einem ewigen Kampfe mit der Welt liegen; der genießt nicht der Stille der Seelen, der Wünsche auf Wünsche häuft, und von dem Sturme widerwärtiger Leidenschaften hin und her getrieben wird: der hat nicht Sicherheit, vor dem sich alle fürchten, und der alle fürchten muß: der hat nicht Ehre, der Schande; der nicht Hochachtung, der Verachtung verdienet: der lebet nicht wohl, der alles Vergnügen durch Unmäßigkeit in Schmerz verwandelt

wandelt

wandelt : der ist nicht gesund , der den Saamen der Krankheiten durch Schwelgen dünget : der ist nicht reich , der im Ueberflusse darbet : der ist nicht weise , der seine Zwecke durch falsche Mittel zerstöret ; und der nicht glücklich , der ein Gut wünschet und seinen Schatten erhält.

Aber nenne mir nur ein Gut unter allen denen , wovon der Thor den Schatten erhaschet , oder das er durch seine eigenen Mittel verliert ; nenne ein einziges , was je Menschen besessen , Weise geschätzt , und selbst Thoren bewundert , oder gewünschet haben , welches der Mann nicht erhalten sollte , der nach der Natur lebet ? Setze die Glückseligkeit in Ehre oder Reichthum , in Würde , oder Liebe , in Thätigkeit , oder Ruhe , in Sicherheit von aussen , oder Freude von innen ; setze sie in einem einsamen Leben , oder in Geselligkeit und Freundschaft ; oder nimm vielmehr alle diese Stücke , mit allen ihren entzückenden Folgen zusammen , und lege sie , recht verstanden , dem Manne bei , der die aus seiner natürlichen Einrichtung entspringende Gemüthsfassung und Gefinnungen mit Sorgfalt

falt bauet, und der ihren Verbindungen mit einer Fertigkeit im Handeln genug thut.

Was ist die Ehre? Ein Lohn der Verdienste, das Urtheil der gesunden Vernunft von dem Werthe unserer Handlungen. Und kann denn diese Vernunft dem Manne, dessen Handlungen sie selbst geleitet, selbst gebilliget hat, diesen Lohn versagen? — Der Narr versaget ihm vielleicht sein Lob: aber der Narr kann gar nicht loben. Oder ist die Stimme der Vernunft nicht laut genug, wenn der Ruhm nicht in tausend Ohren klingt? Armseliger Zusatz! der Gedanke, daß er Verdienste hat, ist in jeder vernünftigen und billigen Seele wirklich: muß ihn die Sprache erst münzen, wenn er gültig seyn soll? Verändern zwey Silben, oder ein Hauch, ein Odem, das Wesen der Begriffe? Glende Begierde, von dem Pöbel genannt zu werden, der seinen Mund durch die Namen so vieler Nichtswürdigen unreiniget, und in einem gleichen Ausrufe einen Macen, und einen Tigellin, einen Sarvey und einen Gaukler (\*) nennet!

Wo

(\*) Sarvey, der Erfinder der allernützlichsten  
Wahr-

Wo suchest du den Reichthum? Bei dem Narren, der sich aus Verzweiflung umbringt, weil

Wahrheit in der Arzneywissenschaft, nämlich der Circulation des Blutes. Man hat hier die nützlichste Erfindung, einer der unnützeften entgegen gesetzt: und nur ein sehr unachtsamer Leser könnte denken, daß der Ehre dieses grossen Mannes im geringsten zu nahe geschehen sei. Für den unbestimmten Namen, Gaukler, hätte ich lieber den Namen des Mannes gesetzt, dessen in den Lettres d'un François gedacht ist; aber der Verfasser hat seinen Namen nicht genannt. J'ai vu, saget er, l'an passé aux Courses d'une petite ville, un Gentilhomme en disputer le prix contre un cordonnier et le perdre: la Canaille couronna de Lauriers son Héros, et le conduisit ainsi par-tout en triomphe. Ce Manant est un gaillard très-dispos. Il passè six Mois de l'année à faire des fouliers, bien ou mal, et les six autres monté sur son Bucéphale il parcourt le Pays etc.

Diese Kunst ist in England so sehr in Ehren, daß man die Pferde malen läßt, und daß so gar ein Verfasser eine Geschichte aller Pferde, die gesieget haben, in drei Folianten mit Kupfern unter Händen gehabt haben soll.

weil er nur noch eine Million zu verschwenden hat; oder bei dem Unfinnigen, der bei vielen Millionen verhungert? Reichthum ist das, was genug ist, unser Leben zu erhalten. Der König kann darben, wenn er wie Apicius, oder wie Opimius prasset; und der Bettler kann reich seyn, wenn er wie Kyrle lebet (\*). Reichthum richtet sich nach allen Ständen. Der Fürst bedarf mehr, als sein Minister, der Minister mehr, als der, der einen niedrigen Rang bekleidet, der höhere Stand mehr, als der niedrige, der Adel mehr, als der Bürger, der Bürger mehr, als der Bauer: daß alle genug haben, machet eine und dieselbe Tugend, die Mäßigkeit.

Die Würde, was ist sie sonst, als ein Inbegriff von Tugenden und Verdiensten, von Ehre und Großmuth? Ohne sie ist das Band — ein Band, und der Stern — ein Werk der Nadel, das dem Sticker mehr Ehre macht, als dem, der er trägt. Würde ist nicht das Kleid, das der

(\* ) John Kyrle, der Mann von Noß, wie ihn Pope nennet. Man sehe seine Moral Essays, den vierten Brief.

der Stolz trägt; und Titel und Orden sind an einem Nichtswürdigen so wenig Ehrenzeichen, als der Ring an dem Finger Sejans ein Beweis seines Adels (\*). Liebe kann sich niemand anmassen, als der sie durch Wohlthun verdient; und der mächtigste Fürst, der alles durch seinen Befehl vermag, muß sich zur Güte, zur Wohlthätigkeit verstehen, wenn er sie verlangt. Er muß sich dem Gesetze unterwerfen, was die Vernunft einem jeden auflegte, der nach der Natur lebet, ein allgemeines Gut seinem Privatgute vorzuziehen. Oder erhält er sie, wenn er die eine Hälfte seiner Unterthanen erwürgt, um über die andere, gesichert durch den Schrecken seines Namens, desto freier zu tyrannisiren?

Thätigkeit und Ruhe, zwei Begriffe, die in dem Verstande des Thoren und Weichlings sich entgegengesetzt sind, bei wem können sie anders zusammen in Verträglichkeit und Eintracht leben, als bei dem Manne, bei dem eine aus der andern entspringt? Die Ruhe ist nichts anders, als die im Herzen gefühlte Stille, die Zufriedenheit,

(\*) Juvenals erste Satyre.

heit, die aus dem Bewußtseyn entspringt, daß man seinen moralischen Verbindlichkeiten genug gethan habe: und diese Verbindlichkeiten setzen Handlungen und Thätigkeit, nicht Muffe und Trägheit, voraus. Suchest du eine andere Ruhe, so lerne sie von dem Gasto (\*). Mache das Bette zu deiner Welt, pflege deinen Rücken, und siehe zu, ob du Langeweile für Ruhe halten, und in dieser Ruhe glücklich seyn kannst!

Wer hat Sicherheit von aussen? Nicht der, welcher seinen Feinden nichts, als Wachen und ohnmächtige Waffen entgegen setzen kann. Die Gefahr schleicht sich mitten durch die Schaaren der Bewaffneten; wer sicher seyn will, muß keinen Feind haben. Und wer hat Freude von innen? Nicht der, der mit der Vernunft im Kampfe liegt. Der Mann, der die Menschen liebet, und ihre Liebe durch Wohlthun verdienet;  
der

(\*) Man sehe Withofs Gedicht, die moralischen Rezer. Herr Withof führet etwas unrichtig den II. Band der Memoires des Baron von Pblinz an; es ist der XXXV. Brief im dritten Bande.

Der Mann, dessen Vernunft jede seiner Handlungen billiget, hat die äußerliche Sicherheit und die innere Freude: er ist der Schöpfer seiner Freuden, und der Künstler seines Lebens (\*). Er hat eine Glückseligkeit, die sich für jeden Stand, für jede Lebensart schicket, für den Thron und für die Hütte in der Einsamkeit, und in der Gesellschaft, auf dem Lande, und in der Stadt: eine Glückseligkeit, die ich dir oben beschrieben habe, die aus der Harmonie unserer Regungen, Leidenschaften und Handlungen entsteht; eine Glückseligkeit, welche der Zweck unserer Natur war.

Wer dieser Natur gemäß lebet, wer alle ihre Verbindungen erfüllet, der ist tugendhaft: und Thoren suchen demnach eine andere Glückseligkeit, als die, welche die Tugend giebt!

(\*) So nennet ihn *Seneca Artifex vitae. De Vita beata. C. VIII.*





## XIX. Brief.

Strephon an den Sterontes.

**I**ch habe mich umsonst bemühet, dich zu versöhnen; selbst mein Unglück hat nicht Stärke genug gehabt, dein feindseliges Herz zu erweichen, und deinen Haß gegen mich zu entwaffnen; izzt, Sterontes, habe ich nur noch einige Augenblicke übrig, die ich dieser menschlichen Bemühung widmen kann. Ich sehe meinem Tode und einem andern Leben entgegen, und wünsche, wo nicht Freunde, die meine Asche beweinen, und mein Grab segnen, doch wenigstens nicht Einen Feind zu hinterlassen, der der Stelle fluche, wo meine Gebeine ruhen!

Laß mich noch einmal zu dir reden, und laß den Zuspruch eines Sterbenden nicht ganz ohne Wirkung seyn! In dieser Stellung, worinn ich izzt bin, nahe an dem Rande des Lebens, zwischen dem Himmel und der Erde, redet der Sterbliche

liche

liche am feierlichsten; und diejenigen sollten ihn hören, welche sein Tod erinnert, daß sie auch sterblich sind. Sie werden ihm folgen! So lange sie unter der Sonne leben, wandeln sie auf ihrem Grabe, das, wer weiß wie plötzlich! unter ihren Füßen einsinkt, und ihnen vielleicht nicht Zeit läßt, das zu bereuen, was sie bereuen sollten!

Ein Sterbender hat das Vorrecht, freier zu reden, und ernsthaftere Wahrheiten zu sagen, als der Lebendige. Man ärgert sich selten an den heilsamen Lehren oder Betrachtungen, die er saget; weil man in der Lage, worinn sein Herz sich befindet, weder Eitelkeit, noch Nachbegierde, noch Stolz von ihm vermuthen kann. Die ernsthafte Stunde, die immer vor seinen Augen steht, und die feierlichen Betrachtungen, welche sie bei ihm veranlassen muß, haben längst diesen irdischen Leidenschaften, deren Eitelkeit er izt kennet, in seiner Seele gedämpft. Was noch von Begierden in ihm bleibt, ist der Wunsch, ruhig zu sterben, und sich zu der grossen Bestimmung seines Daseyns würdig vorzubereiten: die Begierde, von allen Be-

S 2

leidig=

leidigten die Vergebung zu erhalten, die er allein Beleidigern giebt.

Wenn vielleicht hundert anders sterben: so glaube mir doch, daß ich so sterben werde. Ich habe, so viel die menschliche Schwachheit sich überwinden läßt, keinen meiner Nebenmenschen, so gar keinen meiner Feinde gehasset. Vielleicht wallete mein Zorn bei Beleidigungen auf: allein, mein beruhigtes Herz hat sich immer wieder dar-gebothen; es hat sich selbst mit Reue wegen seiner Uebereilungen bestrafet, und keinen Haß zurück behalten. — Doch wenn es auch damals durch gewisse Besorgnisse, durch eine natürliche Begierde, glücklich zu seyn, und durch andere Triebe, die von dem Leben nicht wohl zu trennen sind, noch eine Art von Haß oder Verachtung behalten hätte: so muß mein naher Tod mich igt von allen diesen lössprechen. Der, welcher versichert ist, daß er nicht länger leben kann, ist auf einmal von allen Regungen frei, welche der Liebe zum Leben anhangen. Er hat kein Interesse mehr auf der Welt; die Bande, welche ihn mit vergänglichem Gütern verbanden, sind aufgelöset. Der Vorhang ist

ist zugezogen, und verbirgt ihm auf ewig die goldenen Aussichten einer irdischen Glückseligkeit, welche nur der Lebendige noch hoffen kann. Er hoffet hier nichts mehr; und wer nichts hoffet, der hat nichts zu fürchten. Er steht gleichsam allein, in einer Entfernung, und sieht auf die Lebendigen zurück, zu denen er nicht mehr gehöret. Seine Leidenschaften hören da auf, wo seine Hoffnung aufhöret, sie befriedigen zu können. Er hat — oder wenigstens sollte er nichts mehr mit den Lebendigen gemein haben. Ganz andere Zwecke, ganz andere Wünsche und Hoffnungen erwachen in seinem sterbenden Herzen; und welcher Eigennuz, Neid, Zorn, Stolz sterben in dem Augenblicke in ihm, wo ein gewisser Tod ihn der Aussicht in ein zweites Leben näher ricket.

In dieser Stellung befindet sich izzt der, den du gehasset hast. Wenn er noch einmal mit dir redet; wenn er dich an vergangene Begebenheiten erinnert; so wirst du ihn, in diesem Augenblicke, nicht in dem Verdacht haben können, daß er noch, ehe er stirbt, eine schlechte Leidenschaft befriedigen wolle, und daß Stolz, oder

eine Begierde, sich zu rächen, Antheil an seinen Worten habe.

Ich wiederhole es, ich habe dich nie gefasset: ich bin mir nicht bewußt, deinen Haß verdienet zu haben. Sei unpartheyisch, Sterones, und wiederhole nur die kurze Geschichte unserer Verbindung! Dem Schicksale gefiel es, mich immer in eine Stellung zu setzen, wo ich deine Eifersucht erregte. Die Welt legte mir das Lob einiger Geschicklichkeiten bei, welches ich vielleicht nicht verdiente: aber wenn Redlichkeit und Treue gegen jeden Mitbürger, Gewissenhaftigkeit und Eifer in unsern Gewerben, Dienstfertigkeit und Menschenliebe gegen alle Menschen nicht vielmehr Pflichten eines jedweden genannt werden müssen, und sich einigtes Lob anmassen dürfen; so schätze ich mich ihres Lobes nicht ganz unwürdig. — Dieses Lob fieng an, dir zu mißfallen; du glaubtest, an mir einen Nebenbuhler zu finden. Die Welt, welche zu gütig gegen mich war, war vielleicht zu ungerecht gegen deine Verdienste. Ich wurde zu einem Schritte befördert, den du zu thun wünschtest, und zu dem du ein vorzügliches Recht vor

vor mir zu haben glaubtest. Dieser Vorzug, gestehe es dir selbst, erbitterte dich. Mich aber kränkte es, daß jemand seyn sollte, den mein Glück mißvergnügt machte. Ich wünschte mehr die Liebe aller meiner Nebenbürger, als den Vorzug vor einem einzigen derselben: der Preis für jede Ehrenstelle war mir zu theuer, wenn sie mir einen Feind zuzog. Ich mußte indeß dem Befehle meines Königes gehorchen, und konnte dir nicht gefällig werden, ohne gegen diesen undankbar zu seyn. Ich suchete, dir diese Gefinnungen zu entdecken; ich bemühet mich, mir diesen Vorzug zu Nuzen zu machen, um dein Glück zu befördern, und wandte alle Mühe an, dir ein Herz zu zeigen, das dich hochschätzte und liebete; das nur wünschete, sich dir zu eröffnen, und nichts von dem Hochmuthe fühlte, den du bei mir argwöhntest. Allein, wie schwer ist es, eine Eifersucht zu überwinden, welche sich einmal des Herzens eines Nebenbuhlers bemächtigt hat! Jede Mine, jede unserer Bemühungen, sie durch Versicherungen, Gefälligkeiten und Dienste zu dämpfen, ist ein Del, wodurch wir ihre Flamme nähren. Du hielt

test meine freundschaftlichsten Bemühungen für eine Verstellung; du glaubtest so gar, jede meiner aufrichtigsten Handlungen sei ein Triumph und eine Spöterei über dein Schicksal; und schriebest alles das, was ich aus Freundschaft that, einem Stolze zu, der dich meinen Vorzug empfinden lassen wollte. Vielleicht hatte ich geheime Feinde, welche mich dir von dieser verhassten Seite vorstellten, und deinen Zorn aufs äußerste trieben. Ich sah zwar, daß ich keinen Dank verdienen würde; doch ließ ich nie die Hoffnung und nie den Vorsatz fahren, dich von meiner Unschuld zu überzeugen. Wie sehr wünschte ich mir eine Gelegenheit, welche alle Zweifel gegen meine Aufrichtigkeit entkräften könnte! Das Glück schien mir auch diesen Wunsch zu gewähren, und ich glaubete, mich jetzt deiner Freundschaft versichern zu können.

Die Güte der Regenten des Staates wollte mich zu einer Ehre hervor ziehen, die ich nicht verdiente. Ich verbat mir diesen so sehr beneideten Vorzug; und meine Vorstellungen — verzeih mir, daß ich es wiederhole, und glaube nicht, daß ich dich aus Stolze daran erinnere, um dir eine Wohl-

tha

that vorzurücken! Ach! was hat ein Sterbender, der seine ganze Glückseligkeit von der Gnade Gottes erbitten muß, was hat der für ein Recht, seinen Mitbrüdern Wohlthaten vorzurücken? — meine Vorstellungen fanden Gehör; die Stelle wurde dir bestimmt, und ich bath nur um die Gnade, daß es ein Geheimniß bleiben möchte, zu welcher Ehre der Staat mich ausersehen hätte.

Voll von der Freude, dir gedienet zu haben, eilte ich zu dir, und wollte nur das Vergnügen, dir zuerst Glück zu wünschen, zur Belohnung für meine Freundschaft haben. Aber man hatte dir das unschuldige Geheimniß verrathen. Ein Mann, der vielleicht sein Glück darinn suchete, wenn er uns entzweiete, hatte dir meinen uneigennütigen Eifer von der verhaßtesten Seite vorgestellt, und betrog mich um das Vergnügen, worauf ich glaubete einiges Recht zu haben. Ich fand dich aufgebracht; Du beantwortetest meinen Glückwunsch mit Verachtung. Ich verachte, sagetest du, eine Ehre, welche ein anderer, der schlechter ist, als ich, anzunehmen sich geweigert hat; und ich verachte sie doppelt, wenn ich sie dem verdanken soll,

den ich hasse. Diese Verachtung war der Lohn für meine Freundschaft. Sie kränkte mich, aber sie erbitterte mich nicht. Du allein kannst es wissen, wie sehr dein Haß von diesem Augenblicke an gegen mich zugenommen hat. Man brachte mir von allen Seiten Zeugnisse von dem bittersten Haße, womit du meine Ehre verfolgest. Man sagte mir, daß du dich so tief herabgelassen hättest, die gehässigsten Verleumdungen wider mich auszubreiten. Ich gab keiner einzigen Gehör; ich glaubete, meine Unschuld könnte für mich reden, und wollte keine einzige widerlegen.

Eine unglückliche Stunde brachte uns zusammen. Auch diesen Zufall wollte ich nicht ungebraucht lassen; ob ich gleich verzweifelte, dich von deiner Ungerechtigkeit zu überzeugen. Ich wagte es noch einmal, dir alle Versicherungen von meiner Redlichkeit zu wiederholen. Aber du konntest meine Gegenwart so wenig ertragen, daß jede deiner Gebährden, jedes Wort mir den Haß ausdrückte, den ich so wenig verdiente. Der Stolz, die Verachtung, die gehässigen Vorwürfe, womit du mich vor den Augen einer Gesellschaft zu beschim-

schimpfen suchetest, überwandest einmal meine Geduld. Ich bekenne dir meine Schwachheit, und verlange sie so wenig zu entschuldigen, daß ich dich bitte, sie mir zu vergeben. Ich ließ mich von dem Zorn übereilen, und antwortete in dem Tone, worinn ich angeredet wurde. Dein Zorn brach in Wuth aus, und du zwangest mich, meinen Degen wider dich zu ziehen. Kaum hatte mich meine Schwachheit zu dieser Uebereilung fortgerissen, so bereuete ich schon diesen unvorsichtigen Schritt. Die Vernunft kam bei mir zurück, und ich vertheidigte mich mit kaltem Blute wider den Angriff eines Erbitterten, den die Hestigkeit eines unvorsichtigen Zornes allen Gefahren des Zweikampfes allein aussetzte. Mein Glück, und deine Unbehutsamkeit gaben mir einen Sieg, den Vernunft und Menschenliebe mir nicht zu mißbrauchen gebothen. Ich entwafnete dich; dein Leben war in meiner Gewalt. „Du hast den Sieg,“ riefest du: ich bin dein Feind; hätte ich gesiegt, so müßtest du sterben. Was bedenkst du dich! „Ich verlange keine andere Gesinnungen von dir; tödte mich!“ — Ich gab dir deinen Degen zurück.

nich. Und was verlangete ich dafür? — Dein Herz! — Du schienest über diese Handlung verwirrt zu seyn; und ich glaubete nun in der That, gesiegt zu haben. Ich umarmte dich, bath dich um Verzeihung, beschwor dich, mich nicht mehr zu hassen, und vergab mir selbst eine Sünde, weil sie mir Gelegenheit gegeben hatte, sie durch eine gute Handlung gewissermassen zu vergüten.

Ach! wie hast du mich dafür belohnet! — doch ich will nicht klagen! Wenn wir mit Einem Schritte die Gränze unsers Lebens erreichen können, und das Ende unsers Unglücks nahe vor uns sehen; so höret unsere Empfindung auf, und es ist uns gleichgültig, ob wir da, wo wir waren, glücklich oder unglücklich lebeten, wenn nur beides ohne Sünde geschah. Ob wir tugendhaft lebeten, unsere Pflichten erfüllten, unser Gewissen befriedigten; darauf kommt es im Sterben an: nicht, ob wir glücklich waren. Aber ich habe noch Einen Feind, den ich verzeihen muß, ehe ich sterbe. Der Gedanke, von einem meiner Nebenmenschen gehasset zu seyn, beunruhiget mich. Ich wünsche, mit der Welt Frieden zu haben, ehe ich sie verlasse.

Gieb

Strephon an den Sterontes. 285

Gieb mir das, warum ich dich so oft un-  
 sonst geberhen habe; und laß deine Feindschaft  
 sich wenigstens mit dem Leben deines Feindes en-  
 digen. Sie war unverdient, diese Feindschaft;  
 ja, laß mich ihr den wahren Namen geben, und  
 dir nicht schmeicheln; sie war ungerecht. Bedenke,  
 wie weit du sie triebest! Eine Handlung, wel-  
 che die Welt großmüthig nännte; (ich nenne sie  
 nur Pflicht;) eine Handlung, welche mir wenig-  
 stens deine Freundschaft hätte erwerben sollen,  
 entflamnte deinen Haß nur noch mehr, und du  
 beschlossdest von dem Augenblicke an, da das Schick-  
 sal dein Leben in meine Gewalt gegeben hatte,  
 meinen Untergang. Ja, du warest nicht damit  
 zufrieden, ihn heimlich zu beschließen; du schwur-  
 est ihn öffentlich, du ließest ihn mir drohen.  
 Du hast dein Wort gehalten. Meine letzten Tage  
 sind von dem Glanze, und von dem äußerlichen  
 Glücke entblüßt gewesen, welche die vorhergehenden  
 verschöneren. Ich habe so lange, als ich mich  
 noch unter die Lebendigen zählen konnte, mein  
 hartes Schicksal empfunden; ich habe geseufzet,  
 ja, ich habe vielleicht über dich geseufzet: aber  
 meine

meine Empfindung hat keinen Haß, keine Rache-  
begierde bei mir hinterlassen. Mein Unglück ist  
überstanden; ich stehe im Begriffe, auf eine Scene  
zu treten, wo ein ganz anderes Leben anheben soll.  
Alle meine Gedanken ziehen sich von dem, was  
schon hinter mir liegt, zurück, und wenden sich  
mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf die Vorberei-  
tung zu dem, was vor mir ist. Ich vergesse dem-  
nach alle Zufälle des vorigen Lebens, und vergebe  
meinen Beleidigern desto herzlicher, je weniger  
Antheil ich an dem nehme, was mich nicht mehr  
angeht.

Vergieb auch du mir eben so herzlich: wenn  
wir nicht als Freunde leben konnten; so laß uns  
wenigstens als Versöhnte und Freunde sterben.  
Glaube mir, die Stunde des Todes verändert  
unsere ganze Denkungsart; wir beseufzen in die-  
sem Augenblicke manche Handlung, worüber wir  
in gesunden Tagen unserer betrogenen Eitelkeit  
schmeichelten. Die festeste Ueberzeugung wird da  
wankend; und wir finden, daß sie die unglücklich-  
ste Verblendung war. Aber es ist dann zu spät,  
und wir bezahlen unsere Halsstarrigkeit mit Reue  
und

Strepchon an den Sterontes. 287

und Gram, welche unser Sterbelager elend machen. Du wirst es zu spät bedauern, wenn du mich ohne Versöhnung scheiden lässest, und mich dann gewiß mit Thränen wieder zurück wünschen, wenn du selbst empfindest, was sterben heißt.

Erspare wenigstens dir selbst diese künftige Unruhe. Komm, als ein versöhnter Freund, gieb mir deine Hand, segne einen Sterbenden, und laß dich von ihm segnen!



XX. Brief.

Sperchon an den Syrmes.

**S**chreibe dir unter Thränen, liebster Syrmes, eine Nachricht, welche dich nicht weniger Thränen kosten wird. Thränen vergießen ist das einzige, was wir noch um unsern Jarem können: ach! ihm helfen, ist vielleicht außer unsrer Gewalt. Er ist verloren: unsere Besürchtungen sind wahr geworden; seine unglückliche  
Leiden-

Leidenschaft hat ihn endlich ins Verderben gerissen; seine weinende Stella hat einen zärtlichen Gemahl, seine armen Kinder haben die väterliche Hülfe, und wir einen reblichen Freund verloren. O! unglückliche, o! verfluchte Spielsucht! Welche grausame Zerstörung einer ganzen Familie, welches Unglück, welche Seufzer, welche Thränen hat sie angerichtet!

Wir schmeichelten uns, unsern Freund durch die Gefahr, davon wir ihn zweimal gerettet hatten, von seiner ausschweifenden Liebe zum Spiele geheilet zu haben: aber unsere Freude, und unsere Hoffnung, ihm selbst, seiner zärtlichen Stella, und seinen Kindern Ruhe und Sicherheit wieder gegeben zu haben, hat uns betrogen. Er ist in der unglücklichsten Stunde seines Lebens auf seine alte Thorheit zurück gefallen, und eine Karte hat den Untergang seines ganzen Hauses entschieden.

Die sanftmüthige, die tugendhafte, die unglückliche Stella ließ mich durch einen Boten die Hälfte ihres Unglücks errathen, und bath mich, ihrem unglücklichen Gemahle zu Hülfe zu eilen. Ich floh mit der Beängstigung eines Freundes,

der

der für das Leben seines Geliebten fürchtet, zu seiner Wohnung. Mit hinschmelzenden Thränen, mit gerungenen Händen, zitternd, blaß, wie eine Todte, kam Stella mir entgegen. „Ach! großmüthiger Freund, Retter meines unglücklichen Jarems, du Vater dieser armen Hülflosen, die mit ihrer gekränkten Mutter weinen, hilf ihm, wenn du noch helfen kannst! Hilf einem Unglücklichen, einem Verblendeten, einem Verführten, der nicht aus Bosheit, nicht aus einem lasterhaften Herzen, sondern aus Schwachheit, durch eine unglückliche Leidenschaft fortgerissen, sich und sein trostloses Weib in ein Verderben gestürzt hat, worüber er sich selbst verabscheuen wird! Eine unglückliche Gelegenheit zum Spiele hat alle deine Vorstellungen, alle meine Bitten und Thränen, alle seine festesten Entschlüsse überwunden. Dief Zeilen von ihm, die durch ihre Schrift die Verzweiflung verrathen, worinn sie aufgesetzt sind, lassen mich die kleinste Hälfte meines Unglücks wissen, und die schrecklichste errathen. — Unser ganzes Vermögen — und noch mehr, dasjenige, womit Freunde uns unterstützet hatten, ist verlo-

ren. Ich bin arm, bin mit Schulden beladen; diese unglücklichen Zeugen unserer Liebe sind wie verstoffene, arme Waisen, deren ganzes Erbtheil nur Armut, Elend und die Thränen ihrer Mutter seyn wird! — Doch wie gern lernen wir dieses Schicksal ertragen: aber mein unglücklicher Gemahl, wo ist er? — Ach! wo ist er? — Gieb ihn mir wenigstens wieder. Ich habe sein Glück mit ihm getheilet, laß mich auch sein Unglück mit ihm theilen! —

Ich las die Zeilen mit flüchtigen Augen. Sie enthielten Regungen eines Verzweifelnden, der sich zum Selbstmorde entschlossen zu haben scheint, aber noch mitten in dem grausamsten Kampfe seiner streitenden Entschlüsse, die Gewalt der Liebe gegen seine Geliebte und seine Kinder, fühlet, und ihnen den Schrecken einer so verhassten Nachricht ersparen will.

„Ihr seyd unglücklich, du, die mir theurer  
 „ist, als mein Leben, meine Kinder, meine Freunde,  
 „de, — und vor euch allen, ich! Höre die schreckliche  
 „Nachricht, liebste, theuerste Stella: mein  
 „ganzes Vermögen ist hin; höre sie, und fluche  
 „mir!“

„ mir! — Ja, fluche mir! — Ach! meine  
 „ Stella! — Ach! meine unschuldigen Kinder!  
 „ Wo soll ich mich vor euren Thränen verbergen!  
 „ — Doch das weiß ich schon; ja das weiß ich!  
 „ Aber wie soll ich euch vor dem Elende retten?  
 „ — Der Himmel rette euch! — Ich — heute  
 „ kann ich euch unmöglich wieder sehen: aber seyd  
 „ um mich unbekümmert; denn ich habe euch un-  
 „ glücklich gemacht! „

Ich verließ, nach diesem schrecklichen Winke,  
 die unglückliche Stella mit einer Unruhe, welche  
 mir kaum erlaubete, ihr einen Muth zuzusprechen,  
 oder sie zu trösten. Ich kannte den Zarem. Eine  
 vertraute, eine zärtliche, eine durch viele Jahre  
 bestätigte Freundschaft hatte mir sein ganzes Herz  
 eröfnet, und keine von seinen Schönheiten, oder  
 Schwächen verbergen können. Seine Redlichkeit  
 trat seiner zärtlichen Freundschaft bei, mir sein  
 Herz zu eröfnen. Ein redliches, ein tugendhaftes  
 Herz hat keine Regungen, die es verbergen dürfte.  
 In eine redliche Seele kann kein hämischer An-  
 schlag, kein häßlicher Voratz, keine sträfliche Gesin-  
 nung kommen, welche das Licht scheuen, und sich

dem Auge der Rechtschaffenen entziehen müßte. Sie ist sich ihrer eigenen Güte bewußt, und scheuet sich nie, ihre innersten Gedanken und Empfindungen auszugießem. — Ich wußte, wie sehr Jarem die Tugend liebete; ich kannte die Zärtlichkeit seines Gewissens und den hohen Grad der Reue, wozu er nach jeder begangenen Schwachheit fähig war. Ich kannte seine Ehrliche und die Gewalt der Scham, wozu sie ihn treiben konnte; ich kannte seine unbeschreibliche Zärtlichkeit gegen seine Stella, und seine ungemeyne Vaterliche zu seinen Kindern. Alle diese mächtigen Leidenschaften waren izt durch den unglücklichen Fehltritt regemacht. Er, der die Tugend so hochschätzete, mußte sich für einen Thoren und Lasterhaften halten; er hatte das beleidiget, worinn er seine Ehre sezete; hatte das gekränkert, was er so heilig hielt; hatte diejenigen arm und unglücklich gemacht, die er mehr liebete, als sein Leben. Was für Hoffnung konnte er sich machen, sich und seiner geliebten Familie von diesem grausamen, diesem letzten Falle wieder aufzuhelfen! Was für Entschlüsse war ein Jarem fähig, in dieser gänzlichen

Verz

Verzweiflung, von Reue, Gewissen, Scham und Furcht bestürmet, zu fassen!

Ich zitterte für das Leben eines so theuren Freundes; und der Untergang seines Hauses war in diesem Augenblicke das geringste Unglück, was ich befürchtete. Ich eilte, um ihn aufzusuchen, und in seiner Verzweiflung die Hand zurück zu halten, die er vielleicht an sich selbst zu legen im Begriffe stehen möchte. Meine ahnende Angst hatte nicht falsch geweissaget. Grosser Gott! welche Verbrechen ist der schwache Mensch fähig zu begehen, wenn er sich einmal von einer Leidenschaft über die Linie, welche die Gesetze der Tugend vorgezeichnet, hat fortreißen lassen! Ach! wir Blinden, wir Elenden! Wir sehen nicht, welche Reime des Verderbens in jedem kleinen Fehler, so gar in jeder Thorheit, liegen! Der Tugendhafte selbst sieht sich oft durch eine übereilte Handlung, durch einen Fehler, auf einmal an die äusserste Gränze der Laster hingerrissen, und muß über die schnelle Verwandlung, über den plötzlichen Uebergang von der Tugend zur Böseheit erstaunen!

Liebster Syrnes , wie hätten wir wohl gedacht , daß Jarem , dieser mässige , gütige , weisse Jarem , dieser großmüthige Freund seiner Freunde , dieser zärtliche Gemahl , dieser liebeiche Vater , der vielleicht sonst keine Schwachheit besaß , als eine Liebe zum Spiele ; wie hätten wir wohl gedacht , daß der durch diese Schwachheit würde zu dem schrecklichen Entschlusse getrieben werden , sein eigener Mörder zu seyn ! — Sein Entschluß war gefaßt ; ja die That selbst war geschehen ; nur hatte die Vorsehung , welche mit besonderer Gnade über dem Tugendhaften wachet , und nur zuläßt , um ihn zu warnen , aber ihn erhält , um ihn zu bessern , den völligen Mord verhindert . Ich fand ihn endlich , aber zu spät . Er hatte durch einen Schuß ein Leben endigen wollen , welches er so unglücklich gemacht hatte ; der Schuß war mißlungen , und die Kugel war bei der Schulter durchgegangen . Mehr das vergossene Blut und die Verspätung der Hülfe , als die Gefahr der Wunde , hatte ihn ohnmächtig gemacht . Ich trat in das Zimmer , wohin man ihn eben gebracht hatte .

Ach !

Sperchon an den Syrnes. 295

Ach! Geliebter, welcher ein Anblick für mich, der izt nichts weniger erwarten konnte, als von den sterbenden Lippen den letzten Segen eines Freundes zu hören! — Ich sah ihn auf einem Stuhle mit hingelehntem Haupte, herabhängenden Händen, mit geschlossenen Augen, Todesblässe auf seinen Wangen. Ich floh hinzu, umarmete den unglücklichen, theuren, geliebten Freund; drückte meine brünstigen Lippen auf den blassen Mund, und schämte mich nicht, vor den wenigen Gegenwärtigen, der Thränen, die unbeschuft hinströmten.

So hieng ich an seinen Lippen, und konnte nicht reden. Endlich erwachte er unter meinem Kusse, schlug die schweren Augen auf, kannte mich, versuchte seine Hände aufzuheben, um mich zu umarmen, und seufzte. Ich bemühet mich, mit Hilfe der Aezte, ihn durch Stärkungen zurück zu bringen, und wich nicht von seiner Seite, bis ich gewisse Merkmale fand, die mich versicherten, daß weder die Wunde, noch die Verblutung den Tod nach sich ziehen könnten. Welche eine überschwengliche Freude, o Syrnes, wenn

wir hoffen können, einer zärtlichen, weinenden Frau ihren Führer, Beschützer und Geliebten, und ihren unglücklichen verwaiseten Kindern ihren Vater wieder zu geben! — Aber hätte ich sie auch glücklich machen, hätte ich ihr sinkendes Haus aufhalten können? — Ich schmeichelte mir wenigstens mit der Hoffnung, ihr Unglück, wo nicht zu heben, doch zu erleichtern. Ach! daß weder mein Credit, noch mein Vermögen groß genug war, mir diese Freude zu verschaffen!

Ich hatte ihn bisher mit einer kränkenden Erinnerung an seinen unglücklichen Verlust verschonet, um seiner Gesundheit nicht zu schaden. Jetzt fand ich ihn ausser Gefahr, und wagete es, das ganze traurige Geheimniß von ihm zu erfragen, damit ich auf Mittel sinnen könnte, den unglücklichen Folgen vorzubeugen. Liebster Zarem, sagte ich, indem ich ihn umarmete, das, was mir, und deinen Freunden das kostbarste ist, das Leben unsers Geliebten, ist ausser Gefahr. Glaube mir, wir wissen diesen Gewinn zu schätzen, und sind bereit, ihn gern für unser Vermögen zu erkaufen. Verhehle mir nichts, theurer Zarem, und sei versichert,

sichert, daß wir jeden Preis für die überschwengliche Freude, die mit dem Leben das, was das Leben angenehm machen kann, auch die Ruhe und Glückseligkeit, wieder zu geben, für gering achten. Sei offenherzig, und laß uns verdienen, den ehrwürdigen Namen deiner Freunde zu führen: sage uns nur den Preis deiner Glückseligkeit!

Er sah mich mit einem Blicke an, der den ganzen Kummer seiner Seele ausdrückte, und sprach mit einem tiefen Seufzer: den Preis für meine Ruhe? — Was kann sie mir wieder geben! Ach! mein Freund, laß mich unglücklich seyn! Mangel und Gram, wo nicht Schande und Gefängniß, warten auf mich. Und mit Recht: ich habe sie alle verdient. Entzieh mich nicht der Strafe, welche die göttliche Gerechtigkeit den Lastern zum Lohne bestimmt hat. Ich ruhig! Ich glücklich! — Nein, die Zeiten sind verflossen. Niemand kann sie mir zurück geben. — Ach! großmüthiger Freund! verschwende nicht noch einmal deine Milde an einem Freunde — an einem Undankbaren, und tödte ihn, dem du das Leben wünschest, nicht durch eine brennende Scham. Laß mich meine

ganze Schande allein wissen ; und erzeige alle deine Liebe , die bei mir verschwendet wäre , einer Dankbarern , meiner unglücklichen Stella , meinen armen hülfbedürftigen Kindern !

Die Thränen flossen in Strömen von seinen Wangen. Ich hörte nicht auf , in ihn zu dringen ; er antwortete mit Seufzern. Genug , ich bin unglücklich , und niemand kann mir helfen. Ist es nicht genug , daß meine Raserei so vielen Unschuldigen Ruhe und Glückseligkeit kostet : soll ich auch noch meine großmüthigen Freunde fruchtlos mit in meinen Fall ziehen ? Soll Ihnen die Erhaltung eines unendlich kleinen Theils meiner Zufriedenheit ihr ganzes äußerliches Glück kosten ! — Ach ! Freunde , ihr wisset nicht , wie wenig der eurer Güte würdig ist , dem ihr euer Glück aufopfern wollet ! —

Ich bestritt alle diese Einwürfe mit Gründen , welche mein Herz mir vorsagete. So meinst du denn , sagete ich ihm , daß man ein Freund seyn kann , ohne für diesen preiswürdigen Namen etwas aufzuopfern ? Nein , Zarem , so würdest du nicht denken , wenn ich der Unglück-

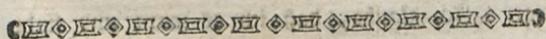
glückliche wäre, der du izzt bist. Freunde haben keine Glückseligkeit allein. Jedweder Gleichgültige, wosern er kein böses Herz hat, wird es gern sehen, daß andere um ihn glücklich sind: soll ein Freund nichts mehr thun? Nur das Unglück seines Freundes giebt ihm eine Gelegenheit, sich von denen zu unterscheiden, welche bloß nach einem allgemeinen Triebe der Menschenliebe handeln. Die Menschenliebe erfreuet sich nicht nur über das Glück anderer; sie hilft auch dem Unglücklichen. Aber mein Freund ist mehr, als mein Nebenmensch. Ist wohl eine einzige Tugend ohne Verläugnung? Und soll die Freundschaft allein sich selbst nicht etwas versagen? — Sich selbst versagen! Nein; man versaget sich das nicht, was man seinem Freunde giebt. Eben das Blut, was das Herz durch die Glieder austheilet, fließt wieder ins Herz zurück, und dieses gewinnt nur so viel Gesundheit, als es jenen mittheilte. Mein Freund ist die Hälfte meiner selbst: in ihm bin ich glücklich, in ihm leide ich; und Schmerzen, die ich in ihm heile, sind meine eigenen. Wie unglücklich bin ich mit ihm,

ihm, wenn ich nicht anders kann, als mit ihm leiden, wenn ich ihm für verächtliches Metall Thränen zahlen muß! Ach! Freund, wer hält es für eine Verläugnung, Gold hinzugeben, wenn er Thränen dafür ersparen kann! — Verbirg mir nichts von deinem Unglücke. Freuden und Gram halten unter Freunden beständig ein Gleichgewicht: und ich kann nur so glücklich seyn, als du bist.

Die Freundschaft machte mich beredt, und die Gleichheit seiner Empfindungen machten ihn aufmerksam auf Gefinnungen, deren sein eigenes Herz sich bewußt war. Doch konnte ich mit allem Bitten seine Schamhaftigkeit nicht überwinden. Ich fand ihn in einem traurigen Tiefsinne, Thränen im Auge, Seufzer, statt einer Antwort. Ich befürchtete, ihn wieder in einen Kampf versetzt zu haben, der ihn zu einem so schrecklichen Entschlusse getrieben hatte; und stellet ihm meine Besorgniß vor. Er drückte mir mit den lebhaftesten Worten seine innige Reue über seine letzte Handlung aus; er gab mir sein Erstaunen über sich selbst zu erkennen, daß er

sich

sich jemals so weit von aller Vernunft und Religion hätte entfernen können; und sein Gesicht drückte mir den ganzen Schrecken aus, den seine Seele bloß bei dem Gedanken empfand. Ich bath ihn endlich, mir sein Unglück zu schreiben, wenn er Bedenken tragen könnte, es mir zu erzählen. Er mußte mir dieses versprechen: und ich erhielt folgenden Brief.



## XXI. Brief.

Zarem an den Sperchon.

**I**ch habe mit so viel Ruhe, als mein unglücklicher Zustand mir erlaubt, die Folgen meiner Raserei, und dein großmüthiges Erbitthen überleget. Ich habe das ganze Unglück, wovon ich mein unschuldiges Haus gezogen, und den ganzen Gräuel, wozu mich meine Verzweiflung verleitet hat, mit den Augen eines Richters betrachtet, den keine Eigenliebe verblendet.

Ach!

Ach! theurer Sperchon, ich erschrecke vor mir selbst. Zu welcher abscheulichen That habe ich mich verleiten lassen! In welchem Abgrunde stand ich! Wo war meine Vernunft? Wo war die Ehrfurcht für die heilige Religion? — Du weißt, ob ich sonst Ehre, Tugend und Religion verehret habe; ob ich ein eifriger Freund, ein treuer und zärtlicher Mann, ein gütiger und liebender Vater, ein guter und sitzamer Bürger war. Ich glaube, daß ich es war; und finde keine Eitelkeit darinn, es selbst zu sagen. Ach! was für eine Eitelkeit kann es seyn, sich solcher Eigenschaften zu rühmen, ohne welche man ein Nichtswürdiger, ein Lasterhafter ist!

Aber wie habe ich alle die heiligen Pflichten, welche in diesen Benennungen zusammen gefaßt sind, so sehr vergessen, so grausam beleidigen können! — Kann ich mir noch, nach solchen Beleidigungen, schmeicheln, daß ich jemals tugendhaft war? Ich sehe igt meine Verblendung. Der ist noch weit von der Tugend entfernt, der Schwachheiten in sich duldet, die ihn verführen können, alle Pflichten zu übertreten.

Ich

Ich schmeichelte mir mit dem Besitze der Tugend; und nichts, als die göttliche Gnade, hielt mich ab, ein Vbsewicht zu seyn! Unsichere Tugend der Menschen! Eine einzige Schwachheit reißt uns in die Tiefe zurück, wenn wir auf dem Wege der Tugend eine nicht gemeine Höhe glauben erstiegen zu haben! Ist zertheilet sich das Zauberwerk meiner Verblendung. Ich sehe, was ich in der Sicherheit, worein mich die Einbildung setzte, die Tugend könne wohl mit menschlichen Schwachheiten bestehen, nimmer sehen konnte. Unglücklich sind diejenigen, welche sich von dieser thbrichtren Einbildung hintergehen lassen! Sie werden bald in ihrer Verblendung weiter gehen, Lieblingsleidenschaften für unschuldig, und grobe Fehler für Schwachheiten anzusehen. Ich Unglücklicher bin ihr Beispiel! Ich hielt das Spiel für einen unschuldigen Zeitvertreib; meine Neigung wurde zu einer Leidenschaft, und die Leidenschaft brachte bald die Vernunft auf ihre Seite. Der Ausgang setzte beide erst in Feindschaft; die hingerissene Vernunft, durch das Unglück, was sie nicht vorher gesehen hatte, durch meinen Un-

ters

tergang unterrichtet, sah icht diese Leidenschaft in ihrem verhaßtesten Lichte, und bestrafte mich mit unerträglichen Vorwürfen.

O! diese armselige Vernunft, die wir Kurzsichtigen gern zu einer Göttinn, zu einem Drakel erheben möchten, was ist sie? Bald eine Sklavinn derjenigen Leidenschaften, die sie beherrschen sollte; bald eine Tyranninn, welche durch ihre späten Vorwürfe unser Herz mit Reue zerreißt, und das Leben zu einer Quaal macht. Unser Fall muß sie erst aus der Schlassucht erwecken; sie läßt uns ohne Warnung fallen; und wenn wir liegen, bestürmet sie uns mit den grausamsten Vorwürfen: anstatt uns Mittel zu lehren, wie wir uns wieder erheben sollen, vollendet sie unsere Verzweiflung und unsern Untergang.

Durch ihre Vorwürfe wurde ich in den unglücklichen Zustand gebracht, worinnen du mich fandest. Kaum war mein Vermögen verloren; so stellte sie mir alle schreckliche Folgen, und in denselben die ganze Schwärze meines Verbrechens vor; eine unglückliche und elende Zukunft,

Kunst, Armuth und Schande, den Namen eines  
 Betrügers, eine zu Grunde gerichtete Familie, eine  
 arme unglückliche Frau, weinende Kinder, welche  
 alle grausame Folgen der Armuth zu erwarten ha-  
 ben. So viele Gedanken sie mir eingab, so viele  
 Wunden in mein Herz! Ohne Trost, ohne Rath,  
 ohne alle Hilfe, sah ich die unmittelbare Befol-  
 gung meiner Gläubiger; Verachtung von meinen  
 Freunden, Beschimpfung von meinen Feinden,  
 Mangel und Gefängniß, vor mir. Ich sah eine  
 Zukunft, von der ich kein besseres Schicksal erwar-  
 ten konnte, als alle Folgen der Noth und des  
 Mangels. Ach! was das unerträglichste war, ich  
 sah, daß die Unschuldigen mit dem Schuldigen  
 leiden mußten. Meine geliebte unschuldige Stel-  
 la, meine unglücklichen Kinder! — Mein Herz  
 faßte eine solche Last von Schmerzen nicht. Ich  
 konnte nicht daran denken, sie in dem Stande  
 wieder zu sehen, worein ich sie gestürzt hatte.  
 Ich verfluchte mich, als einen treulosen Freund  
 gegen meine Freunde, als einen treulosen Mann  
 gegen meine Stella, als einen treulosen Vater  
 gegen meine Kinder. Ich war mir selbst abscheu-  
 lich;

Mor. Br. 2. Th.                      U                      lich;

Nich; ich hassete das Licht und das Leben, und eilte, meine Verzweiflung zu endigen. So weit brachten mich die Vorwürfe der Vernunft! nur noch ein Schritt, so war ich ein Absewicht; und nichts, als die Gnade des Himmels hat diesen letzten, diesen abscheulichsten Schritt verhindert. Sie allein war es, welche in dieser furchtbaren Minute über mir wachte. Von ihr kam der Schauer, der in dem Augenblicke, wo ich das tödtliche Gewehr gegen meine Brust wandte, durch meine Glieder fuhr. Meine Hand bebete, und die Kugel verwundete mich nur, anstatt mich zu tödten.

Mit Thränen der Reue danke ich auf meinen Knien der gütigen Vorsehung für das Leben, das sie vor meinen eigenen Händen beschützt hat — so elend auch dieses Leben seyn mag! Ich will mich geduldig dem Schicksale unterwerfen, und das ertragen, was ich verdiene. Sorge nicht, mein Geliebter, daß ich noch einmal fähig seyn könne, mein eigener Mörder zu werden. Der Schauer, der mich ergreift, so oft ich an den Augenblick gedenke, wo meine wüthenden Leidenschaften mich zu dem schrecklichen Entschlusse fort-rissen;



kellen, als ein Wunder. Ihr würdet euer Vermögen verschwenden, und euch selbst schaden, ohne ihnen zu helfen.

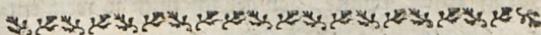
Ach! meine Freunde, wie wenig hat der, dem ihr eure Hülfe anbietet, diese Hülfe von euch verdienet! Erkennet in mir den Undankbarsten unter allen Menschen, und ziehet eure Hände von mir ab. Nicht nur das, was ich selbst besaß, auch das, womit ihr mich so großmüthig unterstützt habet, ist verloren. Ich bin mehr als arm; meine und eure Güter werden nicht mehr zureichen, die Forderungen meiner Gläubiger zu befriedigen.

Könnte ich dir die Reue ausdrücken, die mich foltert, die quälenden Vorwürfe, womit meine späte Bernunft mich bestrafet: könnte ich Worte finden, dir zu sagen, wie ich mich meiner Undankbarkeit schäme, wie ich wünsche, meine Schande vor den Augen der Welt zu verbergen, und den Blicken meiner Wohlthäter zu entgehen; ach! Freund, so würdest du den, den du verachten mußt, noch bedauern.

Ver-

Zarem an den Sperchon. 309

Bergieh mir wenigstens, wenn ich in diesem Augenblicke, wo ich meine Handlungen verabscheue, und vor Schaam und Reue vergehe, Vergebung verdienen kann: und willst du noch immer im Wohlthum fortfahren; so erinnere dich einer armen unglücklichen Frau, verstoffener vaterloser Kinder. Alle Glückseligkeit, welche ich noch empfinden kann, wird diese seyn, wenn diese Unschuldigen nicht mit mir leiden.



XXII. Brief.

Zarem an seine Stella.

**U**nter allen meinen Schmerzen ist der der unerträglichste, daß ich dich, meine Stella, die ich über alles liebe, mit mir zugleich unglücklich gemacht habe. Sperchon machet sich umsonst die Hoffnung, mein sinkendes Haus aus dem Schutte wieder aufzurichten: die Großmuth unserer Freunde kann nicht so viel wieder herstellen, als eine unsinnige Thorheit, als eine rasende

Spielsucht deines Mannes zu Grunde gerichtet hat. Aus dem wüthenden Entschlusse, mir selbst das Leben zu nehmen, schliesse auf meine äusserste Verzweiflung; und diese Verzweiflung sage dir, wie wenig du zu hoffen hast! Der Himmel hat den Streich abgewandt, der mein quaalvolles Leben endigen sollte, um mir eine Zeit zu lassen, daß ich alle Folgen meines Verbrechens empfinde, und mit ganzer Reue zu der Tugend wieder zurück kehren könnte, von der ich mich so weit entfernt hatte; und ich strecke, voll brünstiger Dankbarkeit, meine Hände zu ihm aus: aber wollte er seine Gnade vollenden; wollte er, nach der Vergebung des Verbrechens, auch den Schuldigen der grausamen Quaal entziehen, ein Zeuge des manichfaltigen Unglücks zu seyn, daß ich angerichtet habe, ach! meine Stella, wie gern, wie gern wollte ich sterben!

Ich erröthe, und brenne vor Schaam, dir mein ganzes Verbrechen zu entdecken, und zittere, dir zu sagen, wie sehr unglücklich du bist. — Aber soll ich schweigen, soll ich dich trösten, soll ich dir mit Hofnungen schmeicheln, damit der

un-

unerwartete Streich dich ungewarnt darnieder schla-  
ge? — Und doch kann ich kaum schreiben. Mei-  
ne bebende Hand versaget mir den grausamen  
Dienst; mein schlagendes Herz widersetzet sich mei-  
nem Entschlusse, und überströmende Thränen be-  
nezen das Blatt, welches ersehen war, dein gan-  
zes Unglück zu fassen. — O! meine theure, mei-  
ne inniggeliebte Stella! O! meine unschuldigen,  
unglücklichen Kinder! Welch ein Urtheil der Ver-  
dammung, des furchtbarsten Todes ist so schreck-  
lich, als die Nothwendigkeit, die einen Gemahl  
und einen Vater zwingt, alle denen, die er lie-  
bet, Schimpf, Mangel und Elend anzukündigen!  
— Alle diese mußt du erwarten; du und die Un-  
glücklichen, welche vormals die Freude ihres Va-  
ters waren. Und durch wen? Durch den, der sie  
hätte glücklich machen können, der es wünschte,  
sie glücklich zu machen!

Du weißt es, meine Stella, mit welcher  
zärtlichen Liebe ich euch alle umfieng. Mein gan-  
zes Herz stand bis in das Innerste vor dir offen,  
und jeder meiner Wünsche war, dir zu gefallen.  
Wir waren tugendhaft, und genossen einer stillen

Glückseligkeit ohne Neid. Wir fanden in unserer Liebe alles, was wir wünschen konnten. Unsere seligen Stunden verflossen in süßer Eintracht. Was konnte ich noch wünschen! Als ein glücklicher Gemahl, ein glücklicher Vater sah ich alle Freuden, die ich erregen konnte, alle Liebe, die ich empfand, von dir, meine Geliebte, von meinen Kindern und Freunden erwidert. Ach! denkst du noch an die Frühlingsstunden unsers Lebens, wenn du an meine Brust gelehnet, deine Hand in die meinige gedrückt, mit mir die unschuldigen Zeugen unserer Liebe um uns spielen sahest; wenn wir an jeder ihrer kindischen Freuden Theil nahmen; wenn wir sie die ersten Gedanken stammeln hörten, und jugendliche Freude aus ihren Augen strahlen sahen; wenn wir eine güldene Zukunft durchdachten, und uns diejenigen als ruhmvürdige Bürger der großen Gesellschaft, als eine Freude, eine Ehre, und eine Stütze ihrer Aeltern vorstellten, welche wir als Kinder vor uns sahen! — Denkst du noch an diese Stunden der Glückseligkeit, die wir mit den Freudenthränen bemerkten, welche unsern Augen entfloßen! — Sie sind  
 nicht

nicht mehr, ach! meine unglückliche Stella, sie sind nicht mehr. Eine einzige Raserei hat alles verwandelt. Bittere Thränen werden da fließen, wosfern wir uns jemals da wieder sehen, wo die Glückseligkeit an unserer Seite stand. Wir sind Fremdlinge in unserm Eigenthume; Gläubiger, izz die rechtmässigen Herren dessen, was unser war, werden uns, ohne Mitleiden, hinaus stoßfen, und Armuth statt der gewohnten Bequemlichkeit, Gram statt Freude, Verachtung statt Ehre werden uns hin in einen Winkel begleiten, wo wir unsere vorige Glückseligkeit beweinen.

Welch eine Verwandlung! Ach! meine Stella, kannst du daran denken, ohne den zu verfluchen, der sie gemacht hat? -- Aber was sage ich, du solltest mich verfluchen? O! meine theure, meine tugendhafte Stella, kannte ich nicht dein Herz! Du wirst fortfahren, mich zu lieben: du wirst den beweinen, der dich unglücklich gemacht hat, und wirst mit Verlust deiner Ruhe, mit Verlust dessen, was dir und deinen Kindern das Leben bequem und angenehm machen sollte, Elend, Armuth und Verachtung mit ihm theilen wollen.

Aber wenn du noch glauben kannst, daß ich meine Stella liebe, daß ich ein Vaterherz habe, daß ich die Tugend noch verehere, ob ich gleich heilige Pflichten beleidiget habe: so laß es dir bei allen diesen geschworen seyn, daß ich dich niemals mit mir will leiden sehen! Du sollst nicht, mit diesen Unschuldigen, für meine Sünden büßen. Laß mich der Gerechtigkeit, und den Verfolgungen meiner Gläubiger allein über; und strafe mich nicht zehnfach, indem du dich und unsere Kinder, meinem Schicksale opferst. Trenne in diesen unglücklichen Augenblicken dein Schicksal von dem meinigen; und bedenke nur die Pflichten, die du deinen Kindern schuldig bist. Ein Theil deines Vermögens ist noch in deiner Gewalt: zwar ein geringer Theil von dem, was du mir brachtest: und auch mit diesem wirst du gegen dein voriges Leben arm seyn. Aber es wird dich doch vor dem grausamsten Uebel, dem Hunger, in Sicherheit setzen. Laß dich nicht durch deine treue Liebe verleiten, diesen kleinen Rest für mich aufzuopfern. Du bist mir nichts mehr schuldig; du kannst dem, der dein größtes Vermögen durch

durch ein verfluchtes Spiel in fremde Hände gebracht hat, nichts schuldig seyn.

Ich will indeß mein Schicksal geduldig erwarten. Ich will mich den Händen meiner Gläubiger überlassen: sie mögen ihren Zorn an mir sättigen; wenn ihr Geiz seine Befriedigung nicht mehr finden kann. Sie mögen mich meine unglücklichen Tage im Gefängnisse zubringen lassen; wenn sie nur ihre Hände nicht nach dem wenigen ausstrecken können, was dir und meinen Kindern das harte Leben erleichtern kann. Ach! denke daran, meine Stella, daß einer für viele büßen muß; wenn alle nicht glücklich seyn können: denke daran, daß der mit Recht allein leidet, der allein verdienet hat, zu leiden. Mein kurzes Leben, welches Gram und Sorgen bald endigen werden, ist keiner Glückseligkeit mehr fähig. Ob ich meine wenigen traurigen Tage im Gefängnisse; oder ob ich sie unter allen Drückungen des unerträglichsten Mangels, in einem Winkel, unter einer gleich unglücklichen Familie, deren Thränen und Seufzer mir täglich mein Verbrechen vorwerfen, vollende, ist nur in so weit unterschieden, daß ich mir hier  
durch

durch tägliche Quaalen, durch den beständigen Anblick des Unglückes, das ich gestiftet habe, einen Schatten der Freiheit erkaufe, den ich dort nicht habe. Dort werde ich wenigstens eure Thränen nicht sehen: dort werde ich die Seufzer nicht hören, gegen welche ich alle Strafen der menschlichen Gerechtigkeit für Gnade halte. Ich werde zwar von dir, meine Stella, von meinen geliebten Kindern, von meinen Freunden getrennet seyn; aber ich werde dann nicht euch in Mangel und Elend vergehen sehen, noch in jedem Blicke meiner Freunde tödtende Vorwürfe lesen. Hier werde ich ohne Freiheit in Dunkelheit leben: aber ich selbst scheue das Licht, und vermisse die Freiheit nicht, die ich aus Scham vor der Welt mir selbst nicht erlauben würde. Was ist Freiheit, wenn man sich nicht seiner Tugend bewußt ist, nicht wagen darf, seine Augen aufzuschlagen, und immer fürchten muß, nur Blicken der Verachtung zu begegnen! — Ach! erspare mir diese Quaal, unter Menschen zu leben, die mich verachten: laß mich meine wenigen Tage in Dunkelheit, von der Welt geschieden, gleich einem vergessenen Todten, leben.

Ich

Ich werde mein Gefängniß segnen: ich werde den Himmel bitten, alle die Glückseligkeiten auf dich auszuschütten, welche ich nicht mehr verdiene: ich werde mich mit der Freude trösten, daß meine geliebte Stella, daß meine unschuldigen Kinder, zwar vielleicht um mich bekümmert, aber doch nicht im äußersten Mangel leben.

Wolltest du mir alles aufopfern? Wolltest du, ohne alle Hoffnung eines Vortheils, alles weggeben, und mich in Freiheit setzen, um mit dir in der äußersten Armuth jeden Augenblick unsers Lebens zu beweinen? In eine Freiheit, die meiner ganzen Familie den völligen Untergang zuziehen muß, und mir nichts nützet? Ach! bedenke, was für Trost kannst du in der Gesellschaft eines Verzweifelnden hoffen? — Vormalß fanden wir unsere Glückseligkeit in unserer Gegenwart. Aber diese Zeiten sind nicht mehr! Wenn die Liebe zu einer Quelle von Sorgen und Pein wird; wenn sie keine andere, als Thränen der Verzweiflung weinen kann; wenn sie ihre süßesten Zärtlichkeiten in stechende Martern verwandelt; was für Trost können wir dann von einander hoffen?

Wes

Bedenke, was du alles verlieren, bedenke, in  
welch eine Tiefe von Noth du dich mit mir stür-  
zen wirst, wenn du mich erhalten wolltest! Kannst  
du ohne Verzweiflung daran denken, daß du allen  
Bequemlichkeiten des Lebens entsagen mußt? Bist  
du standhaft genug, dein Haus, alle Vortheile,  
alle Ruhe ohne bittere Thränen zu verlassen; dei-  
nen Schmuck mit einem Kittel; deine Wohnung,  
wo Reinigkeit, Freude und Bequemlichkeit dir auf-  
warteten, mit einem Winkel, wo Mühsamkeit,  
Sorge und Mangel wohnen, zu vertauschen?  
Willst du Arbeit und Hunger, ewige Thränen,  
und verachtete Armuth, für die kleinen, die we-  
nigen Freuden erkaufen, welche die Liebe dir noch  
versprechen kann? Freuden? — Ach! was für  
Freuden kann sie dir versprechen? Hoffe nichts  
anders von deinem unglücklichen Manne, als  
Thränen, als tägliche Seufzer über seine Laster,  
als Klagen für Trost, Behmuth für Liebe, Ver-  
zweiflung für Zärtlichkeit.

Was für Trostsprüche kannst du unter einer  
Anzahl von weinenden Kindern, welche den Un-  
terhalt fodern, den wir ihnen nicht geben können,

von

von einem unglücklichen Vater erwarten, der ihr Vermögen verschwendet hat? Alles, was er um sich sieht, erinnert ihn an seine Schuld. Die Liebe seiner Stella, die Tugend, die Großmuth, womit sie für ihn alles verleugnet; jeder ihrer zärtlichen Zusprüche, wodurch die Unschuldigen den Schuldigen trösten will, werden folternde, grausame Martern für ihn. Die Liebkosungen seiner Kinder, die er nicht bekleiden, die er kaum sättigen kann, sind Dornen, die sein Vaterherz zerreißen. Er ist keiner Freude fähig, und theilet seine Betrübniß seinem ganzen traurigen Hause mit. Er weinet um alle, und alle weinen mit ihm.

Solch ein Leben, o Stella, würde das unserige seyn! Und fühlst du nicht Triebe in dir, welche dir sagen, daß du nicht alle für einen aufopfern darfst? Widersetzen sich nicht die Regungen der Mutter der Zärtlichkeit gegen den Vater? Ach! bedenke, diese Unmündigen bedürfen aller deiner Sorge und Hülfe! Das Leben, welches wir ihnen gegeben haben, wird ihnen eine Last, wenn sie es in dieser Armuth vollenden müssen.

Sollen

Sollen sie allem Rechte auf seine Freuden entsagen, und unglücklich seyn, weil ihr Vater sträflich war? Mein Leben nähert sich seinem Ende; das ihrige hebt erst an. Sollen alle Hoffnungen, wozu sie geboren wurden, zu Grunde gehen? Sollen sie nicht die Vortheile der Erziehung genießen? Sollen sie ohne Pflege und Wartung, gleich wilden Pflanzen, aufwachsen, die nur dem Boden schaden, worinn sie wachsen, und ohne Zweck sind? Ach! Stella, bedenke die grossen Pflichten einer Mutter! Deine Kinder haben keinen Vater mehr; sie müssen ihn in der Mutter wieder finden. Wolltest du die Mittel, die ihre Erziehung erfordert, ihnen gewissenlos entwenden, und sie gleichsam mit ihrem der Welt entstorbenen Vater ins Grab senken? Ich bin so gut, als ein Todter: die Erde hat keine Geschäfte mehr für mich, als etwa das grausame Geschäfte, andere mit mir unglücklich zu machen: die Todten bedürfen der Sorgen der Lebendigen nicht mehr: wende sie alle auf diejenigen, welche erst anfangen zu leben. Vielleicht wirst du in ihnen, für dich und mich, Gehülfe im Alter erziehen, Vielleicht belohnen sie dereinst

einst

einst mit Wäcker das wenige, was du auf ihre Kultur verwenden kannst. Vielleicht werden sie die Stützen, die dereinst unser gesunkenes Haus wieder aufrichten. Wenigstens wirst du die Pflichten einer Mutter erfüllen, und ich werde noch den Trost haben, daß ich sie nicht aller Vortheile des Lebens beraubete; daß ich allein die Folgen meiner Thorheit ertrug, ohne sie mit in meinen Fall zu ziehen!



## XXIII. Brief.

## Stella an den Zarem.

Kaum höre ich Unglückliche, daß du noch lebest; so sehest du mich in alle die vorige Angst durch die Nachricht zurück, daß wir uns auf ewig trennen sollen. Ach! Zarem, was nützet es mir, daß du lebest, wenn wir geschieden sind? Tod und Trennung sind für die, welche lieben, gleich verhasste Gedanken. Wir hören auf, und

zu sehen, uns zu umarmen, uns Freuden mitzutheilen, wenn wir sie haben, oder an unserer Brust Thränen zu vergießen, wenn es so unser Schicksal will: wir hören nicht mehr die süßen Tröstungen, welche die Liebe allein reden und empfinden kann: genießen keine einzige auch der kleinsten Freuden, welche sie auch noch dann giebt, wenn sie unglücklich ist: was könnten wir weniger, wenn der Tod uns gänzlich getrennet hätte? Und wohin willst du gehen? Dahin, wohin der Zorn eigennütziger Gläubiger, welche jedes Versehen, das ihren Geiz kränket, für Bosheit und Betrug halten, dich führen wird; in eine schimpfliche Gefangenschaft? — Welch ein Tod ist nicht erträglicher, als das Gefängniß! Ach! kannst du glauben, daß ich die kleine Befriedigung einer Eitelkeit so hoch, daß ich den Mangel für ein so hartes Uebel schätze, um jene nicht gern für deine Freiheit aufzuopfern, oder diesen nicht willig für deine Gegenwart zu ertragen?

Denke nicht daran, mich zu verlassen; wenn ich nicht vor Gram und Scham vergehen soll. Laß uns zusammen leben; auch in Mangel und Ar-  
muth

muth werden wir dann noch glücklich seyn. Die Liebe hat nicht nur Freuden im Glücke: sie hat auch Freuden, welche über die rauhesten Wege Blumen streuen, und über die finstere Traurigkeit frohe Strahlen ausbreiten. Für mich wird jeder Winkel ein Pallast, jedes Strohlager ein festliches Brautbette, jedes Gewand ein Feierkleid seyn; wenn deine Gegenwart ihn erheitert, wenn ich an deiner Seite ruhe, wenn ich dir nur gefalle. Ach! was rühret mich das Urtheil derjenigen Welt, die es nicht begreift, daß man um der Tugend willen sich etwas versagen könne! Ich will nicht dieser Welt gefallen: ich will nicht durch ihr Urtheil glücklich seyn. Dir, dir will ich gefallen, für dich will ich leben; denn durch dich allein kann ich glücklich seyn.

Schäzest du das für Verlust, wenn man für Geld, seine Ruhe, seine Zufriedenheit erkaufet? Unbrauchbares, verächtliches Metall! wozu ist es nütze, wenn wir es mit Mühe erwerben müssen, ohne uns für unsere Mühe mit Freuden bezahlt zu machen! Ach! tausende sind bei unsäglichen Schätzen elend; weil sie für ihr unbrauchbares

Gold das nicht zu kaufen wissen , was ihnen am nothwendigsten ist , die Zufriedenheit. Laß mich dich mir erhalten ; laß mich um diesen Preis arm seyn ; Armuth ist kein theurer Preis für unsere Glückseligkeit.

Meinest du , daß du allein leiden könntest ? Hast du vergessen , daß deine Stella ein Theil von dir ist ? Wenn hat sie gezeiget , daß sie eine Freude genießen kann , die sie nicht mit dir theil-  
 let ; wenn hat sie sich einer Sorge geweigert , die deine Last erleichtern konnte ? Liebster Zarem , nie , nie hast du mich gekränkert , als wenn dein gar zu zärtliches Herz eine geheime Sorge vor mir verbarg. Diejenigen Stunden unsers ganzen Lebens waren allein unglücklich für mich , wo deine Liebe mir den Kummer verleugnete , den deine Augen mir verriethen. Wie glücklich schätzte ich mich , wenn endlich dein Geheimniß ausbrach ! Mit jedem Worte , worinn sich dein Schmerz vor mir ausgoß , floß eine sanfte Linderung in mein Herz ; unser getheilter Kummer trat in gemeinschaftlichen Thränen aus ; und unsere Liebe fand bald die Mittel , einen Augenblick voll Sorgen  
 durch

durch Stunden herzlichster Freuden zu vergüten. Es ist ein gewisses Vergnügen in der Empfindung der Schmerzen anderer; ein sanftes Gefühl; eine mit Betrübniß vermischte Entzückung; eine innige Beruhigung und Zufriedenheit mit uns selbst, indem unsere Thränen für andere milde hinströmen. Unsere gerührte Seele giebt sich selbst, indem sie fremde Wunden empfindet, einen stillen Beifall über ihre Zärtlichkeit, und freuet sich ihrer eigenen Menschenliebe. Eine einzige solcher herzlichsten Thränen ist entzückender, als das Gelächter des Thoren, als die wilden Freuden des Uebermuthes.

Und soll denn diese Gemeinschaft unter uns aufhören? Wenn wir nicht mehr eine einzige Freude zu theilen hätten, so laß uns wenigstens zusammen weinen; auch dieses gesellschaftliche Weinen wird Freude seyn. Mit dir getheiltes Unglück wird mir willkommener seyn, als ein Glück, das ich allein genießeln soll —

Allein? — Wolltest du mich verlassen? Wolltest du dich von meinem Herzen reißen? Denke, wie mannichfaltige, wie starke Bande uns auf ewig verbinden! Die Liebe, die Ehe; die Na-

men, die Pflichten, die Freuden und Sorgen der Aeltern, welche heilige, welche unverlezbliche Bande! Du könntest deiner Stella, du könntest deinen Kindern nicht mehr nützen? — Was ist denn eine Heerde ohne Hirten; ein schwaches Weib ohne Gemahl; ein hilfloses Kind ohne Vater; eine trostlose Familie ohne Haupt? Wer soll sie schützen, wer soll ihr Rath ertheilen, zu wem soll sie ihre Zuflucht nehmen?

Denke an dein hilfloses Weib, das ohne dich das Leben hasset! Sie fodert nicht die Befriedigung eitler Begierden, oder Wünsche; sie fodert nicht das, was man äußerliche Glückseligkeit nennet: nein, sie fodert nichts, als Liebe. Denke an deine Kinder! Diese Hilflosen fodern ihren Vater zurück; reich oder arm, glücklich oder unglücklich, wenn sie nur einen Vater haben: das ist ihr Reichthum, das ist ihr Glück. Ach! hast du sie gezeuget, um sie zu verlassen? Sollen alle Hoffnungen, die sie sich von dem wahren Genuße ihres Lebens machen können; sollen die Zwecke, wozu ich sie gebahr, verloren seyn? Könnte das wenige Geld, was sie gern für ihren Vater hingeben

geben wollen, wenn sie es auch behielten; ja könnten alle Schätze, wenn sie sie besäßen, ihnen den Verlust ihres Vaters vergüten? — Sie sind arm: aber du wirst sie lehren, diese Armuth zu ertragen, und ihr hartes Schicksal durch grosse Tugenden zu verbessern. Ach! sollen sie lieber reich, als edel, verdienstvoll und tugendhaft seyn? Jeder ihrer Seufzer, jede Thränen, die sie, unbekannt mit ihrem Schicksale, mit den Thränen ihrer bekümmerten Mutter vermischen, ruft ihren Beschützer, ihren Lehrer, ihren Vater zurück. Der Staat vereinigt mit ihren Seufzern seine Befehle, und fodert seine Söhne von deinen Händen. Ihm hast du sie gezeugt; ihm bist du schuldig, sie als würdige und brauchbare Glieder zu liefern.

Du bereuest, sagest du, den Vorsatz, dich selbst zu tödten, und dankest der Vorsehung, daß sie den Selbstmord verhütet hat. Ach! wie kannst du ihr dafür danken, wenn du in demselben Augenblicke einen neuen Mord begehst! Das Leben, welches du dir nicht nehmen darfst, besteht nicht in einer Stille, und unthätigen Ruhe: es besteht

in einer ununterbrochenen Thätigkeit; in der Ausübung aller Pflichten des Lebens; in der Erfüllung aller derer Verbindungen, die dich als einen Bürger mit der Welt, als einen Gemahl mit deinem Weibe, als einen Vater mit deinen Kindern, als einen Freund mit deinen Freunden, als einen Menschen mit deinen Brüdern, verknüpfen. Diese Thätigkeit, dieses Denken, Sorgen, Wachen, Beschützen, Unterweisen, Ermahnen, Beglücken, wenn du kannst, oder Trösten und Aufrichten, wenn du nichts mehr kannst; diese mannichfaltige Ausübung von tausend Geschäften, welche der Himmel mit eben so viel süßer Freude, als Mühe verbunden hat; diese, diese machen das Leben aus; nicht das bloße Athmen, nicht eine zwecklose mechanische Bewegung. Wenn du dich jenen entziehst; wenn du dir von dem ganzen Leben nichts übrig lässest, als das bloße unthätige Daseyn; so wirst du noch einmal eben den Mord begehen, den du bereuet hast. Der ist todt, der den Lebendigen verloren ist, er mag im Gefängnisse, oder in der Erde begraben seyn.

Und

Und soll ich zu diesem Morde meine Hände reichen? Soll ich das Urtheil unterschreiben, das dich zu steter Gefangenschaft verdammet? Grausamer Zarem, womit hat deine Stella dich beleidiget; welche Untreue hat sie wider dich begangen, die dir ein Recht geben kann, eine solche Bosheit von ihr zu erwarten? Habe ich mich nur mit deinem Glücke, mit deinem Reichthume verbunden; und weiß die Liebe, weiß die Ehe von keinen andern Banden, als die der Geiz knüpset? Ich verabscheue solche Verbindungen, welche nur so lange bestehen, als die Befriedigung schlechter Leidenschaften dauert! Als ich den Zarem zum Gefährten meines Lebens erwählte, hatte keine andere Leidenschaft, als bloß die Liebe, Bedingungen zu machen. Seine Person, sein Herz, seine Tugend waren allein die Morgengaben, die ich verlangete. Habe ich dich jemals gefragt, wie reich du warest? Oder kann man mehr verlangen, als glücklich seyn?

Warum verlangest du das von mir, was du selbst für schändlich halten würdest, zu thun? Glaubest du, daß ich weniger um dich thun werde,

als du um mich thun würdest? Ach! ich weiß noch, mit welcher ängstlichen Zärtlichkeit du für deine Stella bekümmert warest; wenn eine nichtsbedeutende Unpäßlichkeit ihre gewöhnliche Munterkeit unterbrach. Ich weiß noch, wie traurig du an meinem Bette saßest, als ich dir den letzten Sohn geboren hatte. Ich zählte alle Thränen, die du vergoffest, und bewahrete alle deine Zärtlichkeiten in dem Innersten meines Herzens auf. „Was helfen mir, sagtest du, alle meine Reichthümer, die mir ein bequemes Leben versprechen, wenn ich nicht durch meine Stella glücklich seyn kann! Gütiger Himmel, nimm mir jene, und laß mir nur diese! „ Soll ich weniger thun? Du hast mich den Werth und den Gebrauch der Schätze kennen gelehret: man giebt sie hin, um das zu erkaufen, was uns theurer ist, als sie. Dein Wunsch wurde erhöret; du behältest izt deine Stella mit der Bedingung, die du selbst gemacht hast: du hast die Ehre, das Opfer gelobet zu haben; laß mir die Ehre, es zu bringen. Sollte ich dem Schicksale das für dich versagen, was du ihm für mich gelobet hast?

Ach!

Ach! theurer, geliebter Zarem, mein Freund, mein Gemahl, mein Schutz, mein Führer, mein Geliebter, fodere nicht von mir, daß ich ungerichter gegen dich sei, als du gegen mich warest. Fodere nicht, daß ich deine und meine Ehre meiner Bequemlichkeit, meine Ruhe dem Eigennutze, mein Gewissen einer Handvoll Metall aufopfere. Laß mich arm, laß mich verachtet, laß mich alles das seyn, was du dir vorstellst: aber nicht untreu, nicht gewissenlos, nicht schändlich! Gib das wenigstens den dringenden Forderungen meiner Pflicht, was du den Bitten meiner Liebe versagen könntest. Sage, welche Betrachtung kann mich von der Schuldigkeit lössprechen, dich zu erhalten? Soll ich leiden, daß man dich alle Härte der Gefangenschaft ertragen läßt, indem ich die Bequemlichkeiten des Lebens genieße? Soll ich hören, daß man den, den ich liebe, der die Hälfte meiner selbst ist, einen Betrüger nennet; ohne den Schimpf mit ihm zu theilen? Soll ich zugeben, daß sich die Schande auf deine Kinder fortpflanze? Ach! was ist kostbarer, als ein ehrlicher Name! Wenn wir unsern Kindern nichts hin-

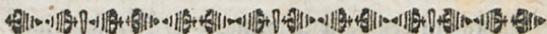
hinterlassen können; so laß uns ihnen dieses kostbarste, dieses heiligste Erbgut, einen ehrlichen Namen und Tugend, hinterlassen. Versehen lassen sich durch Klugheit und Tugend wieder gut machen; Schätze sind durch Arbeit und Mäßigkeit zu erwerben; aber der Verlust der Ehre ist unwiederbringlich. Man wird dich nicht mehr verachten, wenn du ein Gefangener deiner Gläubiger bist; als mich verabscheuen, wenn ich es gelitten habe, um einen Rest meines Vermögens zu retten; aber man wird uns beide bedauern, wenn wir beide leiden, und arm sind.

Eine edle Seele kann unter Armuth und Schande nicht lange wählen. Und kannst du glauben, daß ich einen Augenblick Bedenkzeit nöthig habe, um mich zu entschließen, ob ich gewissenlos und bequem, oder tugendhaft und im Mangel leben will? — Ach! Jarem, die Wahl ist längst geschehen! Du kannst nicht mehr die Gefangenschaft wählen: deine Freiheit und meine Tugend, dein guter Namen und die Ehre deines Weibes und deiner Kinder sind schon gekauft; für geringen Preis gekauft, für schlechtes Gold!

Komm

Komm demnach zu deiner Stella, zu deinen Kindern; bring ihnen einen Gemahl, einen Vater, bring ihnen alle Glückseligkeit zurück! Die Armuth hat nichts, was sie schrecket; wenn sie nur dich in dieser Armuth wieder sünden. Komm, sieh, wie freudig deine Stella jedes Schicksal segnet, was sie mit dir gemeinschaftlich genießt. Sieh, wie sie, ohne Eine Thräne zu vergießen, das Haus, worinn sie nur durch dich glücklich war, den neuen Besitzern überlassen wird! Sieh, mit welcher Heiterkeit sie das schlechteste Gewand um ihre Glieder nimmt; wie sie den erstgebornen Sohn an der rechten, den zweiten an der linken, und den Säugling an ihrer Brust, wie sie mit diesen einzigen theuresten Schätzen, die sie aus dem Schiffbruche errettet, und mit ihrem Zarem glücklich, froh und stolz durch das Bewußtseyn ihrer Tugend, voll Vertrauen auf die Güte des Himmels, den Pallast verläßt, und dir in eine Hütte folgt, wo sie mit dir zwar arm, aber dennoch glücklich leben, und sterben wird!





## XXIV. Brief.

Kleomenes an den Hortensius.

**D**u urtheilest zu streng von der menschlichen Natur. Sie ist nicht so böse, Hortensius, als sie dir scheint. Deine wiederholten Versuche, Freunde zu haben, sind dir mißlungen, und haben dich mißtrauisch gemacht. Du hattest das Unglück, Eigennützigte zu finden, die dich durch eine schöne Aussenseite betrogen: du wurdest furchtsam; schloßest von wenigen auf ein ganzes Geschlecht, und zogest dich in dich selbst zurück. Dieser Schluß ist immer falsch. Nein, Hortensius, wahre Freunde sind nicht so selten, als du dich selbst beredet hast. Es giebt Herzen genug, die der edelsten Freundschaft fähig sind: aber diese zärtlich gebildeten Seelen treffen sich selten an. Vielleicht suchen sie sich ihr halbes Leben hindurch, und werden endlich, wenn sie sich öftere Hoffnungen, gefunden zu haben, betrogen sehen, endlich

ver-

verschlossener. Ihre Erfahrung macht sie zurückhaltender; und auch dann, wenn sie einen würdigen Freund finden, ist ihr Herz nicht gleich offen: sie wollen den erst kennen lernen, dem sie sich ergeben sollen: sie fangen an, vorsichtiger zu seyn; und diese Vorsichtigkeit giebt ihnen eine gewisse Ernsthaftigkeit, unter welcher ein zärtliches Herz, dem noch Erfahrung fehlet, die sanften Empfindungen einer Freundschaft nicht suchet. Der feurige, in der Freundschaft unerfahrene Jüngling, bereit, sich allen zu ergeben, und von allen eine gleich schnelle Ergebung zu erwarten, wendet sich von diesem weg, und überliefert sich ungeduldig einem andern, der seinem Herzen mit allen äusserlichen Zeichen der Zärtlichkeit entgegen kömmt. Er betriegt sich oft in seinen Erwartungen, und fängt an, an einem wahren Freunde zu verzweifeln.

Es ist wahr, daß die Menschen ohne Unterlaß von Freundschaft reden; daß einer dem andern mit diesen schönen Begriffen schmeichelt, ohne die wahrhaftige Freundschaft aus der Erfahrung zu kennen; aber wahre Freunde sind deswegen nicht so selten,

selten, weil einige Herzen der edelsten Freundschaft unfähig waren; sondern, weil zur Freundschaft gebildete Seelen so selten das Glück haben, sich einander anzutreffen. Es ist auch wahr, so sehr es auch der Natur eines freundschaftlichen Herzens gemäß ist, sich selbst zu liefern, und eben so sehr nach einem Gegenstande zu ringen, worauf sich seine Liebe ergießen kann, als jedwede andere Neigung sich nach ihrer Befriedigung sehnet, daß dennoch die Anzahl der Betrüger die Anzahl der aufrichtigen Seelen weit übertrifft; und daß gütige Herzen leicht von falschen und tückischen Freunden betrogen werden, die dieselben zu ihrer Beute bestimmen, und sie desto leichter erhaschen, weil sie sich selbst liefern: Es ist wahr, daß sich endlich ein offenes Herz deswegen wieder zusammen zieht, argwöhnisch, und in der Wahl seiner Freunde behutsam wird. Und diese nothwendige Klugheit geht oft weiter, als sie sollte, und verhindert die besten Gemüther, ihre Uebereinstimmung kennen zu lernen, und eine glückselige Freundschaft aufzurichten.

Dieses



Verschwendung, statt wahrer Freigebigkeit; leichtsinnige Unempfindlichkeit, statt der Sanftmuth, unvernünftige Offenherzigkeit, statt der Vertraulichkeit; und statt der Bereitwilligkeit, Freunden zu dienen, die Schwachheit, den unverschämten Anfällen eines jeden ausgesetzt zu seyn, und niemansden etwas abzuschlagen, wenn gleich die eigene Erhaltung darunter leiden sollte. Also wachsen auf dem schönsten Boden gesellschaftlicher Tugenden lauter wilde Früchte, bis er ausgezehret ist, und dieser wilden Fruchtbarkeit eine gänzliche Unfruchtbarkeit folgt.

Die Freundschaft hat in sich Vorzüge, wodurch sie liebenswürdig wird: und sie gewähret Vortheile, welche auch die Grossen der Erde einnehmen. Statt, daß der Glanz der weltlichen Hoheit sie verdunkeln sollte, drängen sie sich so stark hervor, daß sie nicht selten dem Monarchen den Szepter verhaßt machen; wenn er sieht, daß er ein Hinderniß wird, welches ihm den Genuß der Früchte der vertrauten Freundschaft verbiethet. Ein zahlreicher Hof ist keine Gesellschaft. Menschengesichter, die ein König täglich um sich sieht, sind

sind für ihn nicht besser, als eine Gallerie von Gemälden; und werden ihm oft durch den Vorzug ihrer Sprache beschwerlicher, als die stummen Bilder; denn Worte ohne Liebe sind bloß klingende Schellen.

Der Mangel wahrer Freunde ist eine wüste Einsamkeit, wider welche die allgemeinen Gesellschaften in volkreichen Städten keine Zuflucht sind. Oft vergrößern sich dieselbe nur, wenn sie diejenigen, welche an sich selbst, und an ihren Beschäftigungen mit den Wissenschaften, eine lehrreiche Gesellschaft finden, in das Getümmel der Welt rufen, und ihnen die Nothwendigkeit auflegen, durch das leere Getöse des gewöhnlichen Umganges, ihren mit glücklichern Betrachtungen beschäftigten Geist zu betäuben, und zu solchen schlechten Kleinigkeiten zurück zu rufen.

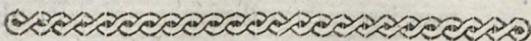
Die Vortheile der Freundschaft, die weder Hobeit noch Güter gewähren können, sind groß. Es ist ein wahrer Vorzug derselben, daß sie unser Herz von der Last befreiet, womit die Leidenschaften dasselbe beschweren. Die Krankheiten des Gemüthes sind den körperlichen Krankheiten ziem-

nich gleich. So wie diejenigen, welche Verstopfungen in den Gefäßen verursachen, die Respiration hemmen, Erstickungen veranlassen können, und dem Körper am gefährlichsten sind: so sind auch diejenigen Krankheiten der Seele am gefährlichsten, die das Herz überladen. Man hat Mittel, die Lunge, die Leber und die Milz zu reinigen, und dem Blute einen freien Umlauf zu geben: allein, kein Mittel öfnet das Herz. Nichts, als ein wahrer Freund, kann dafür geordnet werden, dem wir unsere Hoffnung, unsere Furcht, unsern Gram und Kummer, unsere Besorgniß, unsern Verdacht, und alles, was uns auf dem Herzen liegt, eröffnen dürfen.

Niemand bedarf mehr Erleichterung des Herzens, als die Grossen der Erde; und wir finden Beispiele, daß Könige oft mit Gefahr ihres Thrones sich um einen Freund beworben haben. Sie erheben oft niedrige Personen, die sie ihres Vertrauens würdig schätzen; setzen dieselben fast neben sich auf den Thron, und gehen mit ihnen um, als ob sie ihres gleichen wären. Diese Günstlinge sind das nicht, wofür sie gemeiniglich angesehen  
 hen

hen werden: sie sind nicht Personen, welche der blinde Eigensinn des Königes groß gemacht hatte, bloß um groß zu seyn: sondern sie sind eigentlich diejenigen, mit welchen der Monarch seine Sorgen theilet, die man weniger beneiden würde, wenn man ihre wahren Umstände näher kenne. Wenn es wahr ist, (und wenigstens ist es sehr wahrscheinlich) daß ein König entweder ein Tyrann seyn, oder einen Günstling haben muß; so verdienen die Günstlinge gewiß mehr Ehrfurcht und Liebe von den Unterthanen eines Fürsten. Sie sind es, die mit ihm die Last der Regierung theilen, die sein Herz erleichtern, und es gegen die Unterthanen liebevoll erhalten. Ein argwöhnischer Monarch, der niemand hat, dem er sich erdienen kann, oder der sich gegen niemand erdienen will, verzehret sich selbst. Der zurückgehaltene innere Kummer greift endlich den Verstand an, und machet das ganze Gemüth finster, mürrisch, lieblos, und endlich tyrannisch: ein Tiberius, und ein Ludwig sind die Beispiele. Ein Freund hingegen verdoppelt unsere Freuden, und verringert unsere Kummer; denn jede Freude wird dop-

pelt empfunden, wenn sie mitgetheilet wird; und die Last der Sorgen wird leichter, wenn ein anderer dieselbe mit uns trägt. So ladet uns die gütige Natur selbst zur Freundschaft ein.



## XXV. Brief.

Serena an den Smirnon.

**W**enn du den stillen Gram auf meinem Gesichte gelesen hast, den ich dir verbergen sollte; wenn du verstanden hast, was die Thräne sagen wollte, die in deiner Gegenwart von meinen Wangen schlich; wenn Seufzer, die meinem Herzen entwischten, nicht ganz umsonst geredet haben, Smirnon: so mußt du schon zu dieser Nachricht vorbereitet seyn, die dieser Brief dir bringen wird. Ich wage es, an dich zu schreiben, und zu dem meine Zuflucht zu nehmen, der meine ganze Verzweiflung verursacht. Ich habe keine Ursache, an deiner Großmuth zu zweifeln: ich halte

halte dich für edel genug, der Ruhe einer Unglücklichen etwas aufopfern zu können. Der Verlust wird nicht groß seyn: sollte ihn aber dein Herz größser achten, als er ist; so erinnere dich, daß jede Tugend eine Verleugnung erfordert, und daß diejenige gute Handlung immer die schönste ist, die unserm Herzen das meiste kostet.

Vielleicht sind dir diese Worte ein Geheimniß. — Ach! wie fürchte ich mich, deutlicher zu reden! Aber ich muß: das Geheimniß, wovon mein Herz voll ist, will sich nicht mehr verbergen lassen; die Zeit dringt mich — Deine eigene Ruhe nöthiget mich, mein Herz zu erdfuen. — Ich kann, ich will, ich darf dich nicht hintergehen. — Der Tag rücket her, der mich unglücklich machen soll, und dich mit mir. Ach! Smirnon, in dessen Tugend ich mein ganzes Vertrauen setze, zu dessen Großmuth ich allein meine Zuflucht nehme, vergieb mir, daß ich rede!

Meine Aeltern haben dich für mich zu demjenigen Gefährten erwählet, mit dem ich mein Leben endigen soll. Sie freuen sich, ihre Tochter glücklich zu sehen, und beschleunigen die Stunde,

die uns auf ewig verbinden soll. Du selbst sagest mir, daß du mich liebest, daß du dich glücklich schäzest, mich lieben zu dürfen. Ich weiß nicht, ob die Furcht, meine Aeltern zu beleidigen, so viel Gewalt über mein Herz gehabt, daß es seine Empfindungen zurück hält, oder ob deine Liebe dich verhindert hat, meine Betrübniß und die Seufzer nicht zu verstehen, welche, des grausamen Zwanges ungeachtet, den mir die Pflicht auferlegte, doch oft in deiner Gegenwart ausbrachen: doch das weiß ich, daß ich dir niemals Hoffnung gemacht habe, mein Herz zu erhalten.

Ja, Smirnon, du liebest eine Undankbare, ich erwöthe, es zu bekennen, und schäme mich vor mir selbst, daß ich einen Mann von deiner Tugend, und von deinen Verdiensten nur hochschätze, nur verehere, und nicht liebe! Ich habe mir selbst meine Schwachheit verbergen wollen; ich habe die ganze Glückseligkeit mir vorgestellt, die ich genießen konnte, wenn die heiligen Bande unser Leben vereinigten; ich habe deine Gaben, deine Verdienste, deinen Ruhm, dein Ansehen, und deine Tugend, mir in dem Glanze vorgestellt, den sie haben;

haben; ich habe Dankbarkeit, Eitelkeit, Eigenliebe und die Pflichten des Gehorsams, den ich meinen Aeltern schuldig bin, zu Hülfe gerufen, um den Eigensinn meines Herzens zu überwinden, und Neigungen in mir zu erregen, welche endlich in eine Flamme von Liebe ausbrechen könnten: aber umsonst. Die eigensinnige Liebe läßt sich nicht durch Gründe erregen, noch auf Vernunft errichten. Sie erkennet keine Vorschriften, und unterwirft sich keinen Gesetzen.

Vielleicht kann ich nie lieben; und hochachten, oder verehren, ist der höchste Grad, wozu meine Neigungen sich erheben können. Vielleicht hat auch der Himmel Liebe und Gegenliebe nur in zwei Herzen geleyet, die er zu einer harmonischen Eintracht stimmete. Sie lieben sich schon, ohne sich zu kennen, und ihre Liebe schließt jeden andern Gegenstand aus: wie zwei gleich gestimmte Saiten nur einander antworten, und bei jedem andern Tone stumm sind.

Zanke nicht mit dem Eigensinne der Liebe: alles, was mich beschämen kann, habe ich mir selbst schon vorgeworfen. Wenn du weißt, (und

du weißt es gewiß), wenn du weißt, was für Gewalt die Dankbarkeit, die Pflicht gegen Aeltern über ein Herz hat, das seine Ehre bloß in der Tugend suchet; wenn du die süße, die unverständliche Macht der zärtlichen Liebe, die wir Kinder gegen die Urheber unsers Lebens empfinden, selbst gefühlest hast: so kannst du einen Theil der Vorwürfe begreifen, womit ich mich selbst beskritten habe. Ach! wenn es hier Sünde ist, diesen heiligen Gehorsam zu beleidigen, so sündige ich nicht ohne Kampf! Geschwiegen, gehorchet, geseufzet, meine Abneigung verleugnet, mein Gesicht aufgeheitert, wenn Thränen in meine Augen treten wollten, gewünscht, gehoft — ach! was habe ich nicht gethan, nicht gelitten!

Vielleicht habe ich Unrecht, daß ich so lange schwieg; und es ist ungerecht, daß ich dir eine Hoffnung ließ, welche dich deine Ruhe kosten wird. — Wenn ich Unrecht habe, so verzeihe mir! Aber bedenke den Zustand eines unglücklichen Mägdchens, das nicht wagen darf, zu reden, nicht mit einem Blicke die Geheimnisse seines gequäl-

quälten Herzens zu verrathen; das zittert, seine Pflichten zu beleidigen, und seine Aeltern zu erzürnen; das gern gehorchen, gern nach ihrer Vorschrift lieben will, und immer noch hoffet, lieben zu können; das keine Zuflucht weiß, keine zu suchen waget, und unter einem beständigen Kampfe von Pflicht und Widerwillen, von Neigung und Hoffnung, fortgestossen wird an den Altar, wo sie sich dem ergeben soll, den sie noch nicht liebet!

Ich habe es gewaget, mich mit Thränen meinem Vater zu Füßen zu werfen; ich habe ihm mein Herz eröfnet; ich habe ihn gebethen, zwei Personen, die glücklich seyn könnten, und vielleicht beide verdienten, glücklich zu seyn, nicht unglücklich zu machen: er hat mich nicht gehöret; er hat meinen Eigensinn bestraft; er hat mir geböthen, ihm künftig meine Thorheit zu verbessern. Auch meine Mutter hat mir alle Zuflucht versaget: sie bestrafet meine Thränen, und heisset mich lieben.

Du, der du die Liebe kennen mußt, die du empfindest, sei gerecht gegen mich. Du mußt es wissen, welch eine Pein es ist, sich dem zu ergeben

ergeben, den man nicht liebet. Wenn es dich Ueberwindung kostet, mir, die du liebest, zu entsagen; Welch eine Ueberwindung muß es kosten, den zu wählen, den man nicht liebet! Wer von uns soll für den andern ein Opfer werden? — Ach! wir werden es beide; beide gleich unglücklich: meine Kalksinnigkeit wird dich so sehr quälen, als mich deine Liebe.

Glaube nicht, daß du durch Güte jemals Gegenliebe erwecken wirst. Dankbarkeit ist alles, wozu mein Herz fähig seyn möchte; unbefriedigende, kalte Dankbarkeit gegen die heißesten Flammen deiner Liebe. Diese Dankbarkeit wird mich vielleicht bewegen, meinen Gram vor dir zu verbergen: aber er wird mich im Stillen verzehren, und beständige Thränen werden die Beschäftigung derjenigen seyn, mit der du glücklich zu seyn hoffest.

Die Bande, die du dir wünschest, und die man mir drohet, sind heilige, feierliche Bande; der Stand ist ernsthaft; laß ihn uns nicht mit Thränen antreten. Sieh nicht zu, daß väterliche Gewalt dir die gefesselte Hand derjenigen darreiche,

che, die dir ihr Herz versaget: und verlange nicht ein Opfer, sondern wähle eine Dankbare, die so viel Liebe und so viel Vergnügen wieder geben kann, als sie empfängt. Sei so großmüthig, als ich dich schätze; und verachte eine eigennützigte Befriedigung deines Herzens, welche anderen kein geringers Opfer kosten würde, als die Glückseligkeit eines ganzen Lebens.

\*\*\*\*\*

## XXVI. Brief.

### Smirnon an Serenen.

Dein Brief kündiget mir den Tod an! O! Serena, kannst du ein solches Opfer von mir fodern? Kannst du glauben, daß ich um einen so leichten Preis liebe? — Ich soll dir entsagen! Du bittest mich, du foderst meine Tugend auf; die Tugend muß etwas aufopfern, sagest du. — Ach! wenn man um einen so hohen Preis

Preis tugendhaft seyn muß; wie schwer ist es, tugendhaft zu seyn! —

Theure Serena! gieb nicht zu, daß alle meine besten Hoffnungen, woraus ich mir in Gedanken eine so glückselige, güldene Zukunft erbauet habe; gieb nicht zu, daß meine ganze Glückseligkeit zu Grunde gehe. Deine Aeltern haben mich dir versprochen, und du hast dich mir nicht versaget — Nicht versaget; so willst du, daß ich izt reden soll: ach! wie wenig ist das für eine so heisse Liebe, welche Ergebung fodert, freiwillige, gänzliche, herzliche Ergebung! Aber ich will mein Herz auch damit befriedigen; nimm nur auch diesen Kleinen Theil meiner Glückseligkeit nicht wieder zurück!

Ja, Serena, ich hatte mich glücklicher geschäzet. Ich verstand die Seufzer nicht, die dir entwischten. Meine eigennützigte Liebe erklärte diese Thränen, die dir entfloffen, zu ihrem Vortheile. Ich glaubete zu fühlen, wenn ich deine Hand mit Inbrunst an meine Lippen drückete, daß sie nicht widerstrebte, daß sie jeden Druck der meinigen beantwortete. Ich fragte dich oft,  
welch

welch ein geheimer Gram dich beunruhigte, und bath dich, mir dein Herz zu öfnen. Du sahest mich mit einer schüchternen Behmuth an, seufzetest, und schwiegest. Ich glaubete, Huld in deinen Augen zu lesen, und wagete nicht mehr, deine Unruhe zu vermehren. War das die Ursache deiner Thränen! Ich Unglücklicher mußte diejenige quälen, die ich liebete, und glücklich zu machen glaubete!

Ist es dein Ernst, theure Serena! willst du, daß ich dir entsage, oder denkest du mich nur zu prüfen? — Ach! wäre es Prüfung, wie würde meine Liebe gewinnen! Sie ist stark genug, die härteste auszuhalten; sie kann alles, alles, nur dir nicht entsagen. Wenn Nebenabsichten meine Wahl bestimmt hätten; wenn Wünsche und Begierden des Geizes oder der Eitelkeit bei mir die Stelle der Liebe verträten; so würde der Verlust, den du von mir foderst, zu ersetzen seyn: aber wer kann einer Liebe entsagen, die bloß ihre Glückseligkeit in dem Besitze des geliebten Gegenstandes suchet?

Glaube

Glaube mir, Serena, wenn du izt nicht liebest, so wirst du mich dereinst lieben. Mein Eifer und meine Zärtlichkeit wird nicht ermüden, alle deine Wünsche zu erfüllen. Du wirst anfangen, mich zu schätzen; deine Großmuth, dein gütiges Herz werden meine Bemühungen befördern, und sich in Liebe verwandeln. Laß es seyn, wie du dich ausdrückest, daß deine Zärtlichkeit ihren Anfang von der Dankbarkeit nimmt; wenn es nur Liebe ist, so bin ich glücklich, und du mit mir. —

Aber sollte ich nichts mehr, als diese Dankbarkeit, erwarten dürfen? Und wenn du dich endlich überwindest, meine Hand anzunehmen, so würde es nur eine Verleugnung seyn, der du dich bloß aus Pflicht und Gehorsam gegen den Befehl deiner Aeltern unterziehst? Die Liebe, die mein Glück machte, würde dein Unglück machen? — Serena, bin ich so sehr bei dir verhaßt? — Wie quälet mich dieser Gedanke! — Ach! nein, mit dieser Bedingung verlange ich deine Hand nicht! Ich bin nicht eigennützig genug, meine Glückseligkeit auf Kosten deiner Ruhe zu erhalten.

ten. Welch eine traurige Beantwortung meiner Liebessungen würden deine Thränen und Seufzer seyn! —

Wozu soll ich mich entschließen? Selbst mit dir, und in dir unglücklich zu seyn? Oder dich zu verlieren? — Welche Wahl! O! Grausame, und kannst du noch fordern, daß ich entscheiden soll? Kannst du mir eine Wahl aufdringen, die mich an beiden Seiten unglücklich macht? — Warum hast du gelitten, daß ich hoffte, und durch Hoffnung meine Liebe nährte? Ist dein Stillschweigen nicht Billigung? Und bist du so ungerecht, erst zu billigen, dann zu verwerfen; Freuden zu erregen, dann sie zu tödten? Eine Billigkeit, die du mir versagtest, foderst du von mir? —

Was schreibe ich! — Vergieb einer Liebe, die ihrer nicht mächtig ist, diese Vorwürfe, wenn sie ungerecht sind! — Du willst, daß ich wählen soll — Du willst es! Was kann ich dir versagen? Aber wenn du glaubest, daß mein Herz seinem Wunsche so bald entsagen kann; daß es keine Ueberwindung kostet, sich zu entschließen, unglücklich zu seyn; ach! wie wenig mußt du die

Mor. Br. 2. Th. 3 Liebe

Liebe kennen! — Wie wenig? Vielleicht kennest du sie zu sehr: aber eine andere Liebe, als gegen mich. — Glücklicher Nebenbuhler! Ich hasse ihn nicht, aber ich beneide ihn.

Warum aber verschweigst du mir deine geheime Regung? Darf ich nichts mehr wissen, als genau das, was mich unglücklich macht? — Vielleicht, wenn du einen andern schon geliebet hast, würde diese Nachricht meinem Siege über mich zu Hülfe kommen. Ich würde mich für einen Störer der Glückseligkeit eines Paares halten, welches die Natur für einander bestimmt hatte: ich würde es für eine Gerechtigkeit halten, dem den Preis zurück zu geben, der ihn schon besaß — Freilich auch dann eben so unglücklich, als jetzt: aber der Sieg würde mir leichter seyn. — Ach! was kann ich dir in dem Zustande, worinn ich bin, versprechen? — Nichts mehr, als daß ich nicht ungerecht seyn kann!

Laß mich wenigstens erst alles versuchen, was ich vermag — Der Glückseligkeit entsagen, o Serena! ist eine Handlung, die noch immer früh genug geschieht. Laß mich sie so lange noch

in der Hoffnung genießen, als ich kann. Vielleicht sind noch Bewegungsgründe vorhanden, die einige Stärke über dein Herz haben.

Oft glauben wir, Serena, daß wir nicht lieben: aber unser Herz hat eben so wohl seine Veränderungen, wie unsere Gedanken. Die Liebe kommt nicht immer freiwillig; sie läßt sich auch erzwingen: und wenn Zärtlichkeit, wenn alle wohlthätige Neigungen, wenn alle Handlungen, glücklich zu machen, je ein edles Herz wider seinen Vorsatz eingenommen haben; so glaube, daß das deinige einst mir gehören wird.

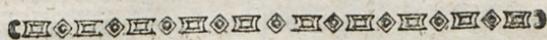
Die bloße Neigung der Natur ist oft nicht so dauerhaft, als heftig. Und wenn sie es wäre; so ist sie doch nicht die einzige Leidenschaft, in deren Befriedigung die Glückseligkeit besteht. Wie viele Beispiele von Personen könnte ich dir nicht anführen, die durch sie allein glücklich zu werden glaubeten, und bald unglücklich waren! Keiner anderer kann dich so sehr, so treu, so beständig lieben; kann dich, wenn ich deine Liebe besitze, glücklicher machen, als ich. Es wird sich keine andere unbefriedigte Neigung dieser Glückseligkeit

entgegen stellen. Der Himmel hat mir alles gegeben, was die Wünsche eines Menschen, in Ansehung der äusserlichen Ruhe, befriedigen kann. Bedenke, daß deine eigenen Neigungen sich verändern könnten, und zwar noch leichter zum Vortheile dessen, der sich bestrebet, sie zu gewinnen, als sie zum Nachtheile dessen, der ihrer müde, oder gleichgültig ist, abwechseln können. Bei diesem hast du das Misvergnügen künftig zu erwarten, was du bei jenem nur vielleicht im Anfange empfinden könntest; und vielleicht ist das bei diesem nur ein kurz daurendes Misvergnügen, was bei jenem Unglückseligkeit auf immer seyn wird.

Ich bitte dich, Serena! wenn ich keine Verdienste, keine Eigenschaften habe, welche Liebe erwecken können: so überlege wenigstens dieses. Die Zeit und meine Bemühungen können dir das gegen mich geben, was Ratsinnigkeit und Hundert andere Umstände dir gegen einen andern nehmen können.

Laß mich deinen Entschluß wissen! Liebe mich, wenn du kannst. — Ich brenne vor Verlangen, mein Schicksal zu wissen! Deine Antwort

wort wird meine Wahl entscheiden : und entweder werden wir beide glücklich seyn, oder unglücklich, — ich allein!



## XXVII. Brief.

Sorem an den Aretes.

**S**ch habe deinen pedantischen Brief gelesen: er erschöpft alle gemeine Fächer, und hält alles, was die Schule über den Duell sagen kann. Das ist sehr gut, mein lieber Aretes: aber mich dünket, du dürftest die keine so ernsthafte Mine geben. Du redest von Pflichten, von der Menschenliebe, von der Ehre, die du sinnreich in die wahre und falsche eintheilest, von der Gesundheit, vom Leben und vom Tode. Nach allen diesen Beweisen, sezeß du auch die Anwendung hinzu, und rufft die Seelen derer, die noch nicht todt sind, aus dem Grabe zurück, um mich zu schrecken und zu plagen.

Dieser Theil deines Briefes mag sehr pathetisch seyn für den, der Gespenster glaubet. Ich habe noch keine gesehen; und glaube, wenn ja noch das Etwas von uns, daß ihr Philosophen die Seele zu nennen beliebet, unsern Leib überleben sollte, daß dieses Ding in der andern Welt genug zu thun finden wird, um uns in dieser zufrieden zu lassen. Ich habe bisher geglaubet, daß mein Leben mir selbst gehöre; und ich meine, die Natur lehre mich dieses genugsam, wenn ich Triebe in mir empfinde, es zu erhalten, zu genießen, und zu vertheidigen. Ich würde mir daher Vorwürfe zu machen haben, wenn ich mir Eine von denen Freuden versagete, die ich haben kann. Was ich igt genießen kann, das weiß ich; was künftig seyn könnte, das ist mir wenigstens weit ungewisser; und wie die Leute heißen, die das Gewisse für das Ungewisse nehmen, das weißt du. Deine Philosophen lassen ihre Tugendhaften verhungern, und trösten sie, wenn sie sich hier von jedem, der Lust hasst, haben herumstossen lassen, mit einer Freude und Ehre, die sie dann erst genießen sollen, wenn sie nicht mehr sind.

Es

So lange, mein lieber Aretes, kann ich nicht warten. Ich empfinde nicht sonderlich den Beruf, mir das zu versagen, worauf mir schon mein Leben ein Recht giebt. Meine Glückseligkeit aber, und mein Leben sind mir gleich viel werth: und wer die eine angreift, der ist so gut mein Feind, als wer mir das Leben nehmen will. Du magst sagen, was du willst, die Sanftmuth und Geduld sind keine Tugenden für diese Welt. Wer dem ersten Feinde nicht zeigt, daß es ihm ein Ernst sei, sein Glück, und alles, was dazu gehöret, zu vertheidigen, der wird tausenden zum Gespötte; und jeder, dem es einfällt, hat seine Lust mit ihm. Ich sehe eben nicht, wie du versicherst, daß es so rühmlich sei, vieles erduldet zu haben. Wer sich mit einer spartanischen Großmuth rühmen will, daß er zwanzig Stockschläge bekommen hat, der verdienet noch zwanzig andere; und er muß demjenigen danken, der sie ihm giebt, weil er seine Ehre befördert.

Laß das dem Spartaner, mein lieber Aretes. Die Begriffe der Menschen von der Ehre sind sehr getheilet. Ohne mich um eure Spitzfindigke

digkeiten zu bekümmern, weiß ich, daß die Ehre in der Meinung besteht, die andere von mir haben. Ob diese Meinung falsch sei, oder nicht, das geht mich nicht an; genug, die falsche hat eben so viel Einfluß auf meinen Zustand, als die wahre. Man hat sich einmal beredet, daß der keine Ehre habe, der nicht Muth genug besitzt, seine Beleidigungen zu rächen. Wahr, oder nicht; genug, die Erfahrung lehret, daß ein Geduldiger der Narr des ganzen menschlichen Geschlechtes ist. Ich lebe unter den Menschen, und meine Glückseligkeit hanget sehr von ihren Meinungen ab: und wenn ich ein Recht habe, jene zu suchen, so muß man mir nicht verbiethen, diese erst zu gewinnen: das heißt sonst jemanden etwas geben wollen, aber ihm vorher die Hände binden, daß er es nicht nehmen kann.

Die Natur hat dem Stiere seine Hörner, dem Löwen seine Klauen, dem Pferde seinen Huf gegeben, um sich zu vertheidigen; dem Hasen gab sie schnelle Läufe, um zu entweichen. Bei dem Menschen hat sie vielleicht einen gleichen Unterschied beobachtet. Wer Muth hat, der ahmet dem

dem Löwen und dem Stiere nach: wer ihn nicht hat, der helfe sich aus, so gut er kann. Zum Glücke oder zum Unglücke, was weiß ichs? Bin ich nicht leicht verzagt; und ich halte das für eine Anweisung, wenn ich nachahmen soll.

Die Duelle, sagest du, sind nicht erlaubt. Warum nicht? Was unvermeidlich ist, muß auch erlaubt seyn. Es war freilich willkürlich, was die Welt für Beweise wählen wollte, wodurch jeder Beschimpfte darthun sollte, daß er Ehre hat: die Beweise aber, die sie gewählt hat, sind eine Vorschrift, wovon niemand abgehen darf. Hätte sie sich beredet, von dem eine gute Meinung zu haben, der am geduldigsten ist; so würde ich vermuthlich durch diese Tugend meine Ehre retten. Allein, sie hat den Degen gewählt, und wir müssen ihn also entscheiden lassen; das Mittel mag so thöricht seyn, als es immer wolle. Wenn wir ja einen Fehler begehen; so ist er nicht uns, sondern der Welt zuzuschreiben, die es so gewollt hat.

Du beruffst dich zu viel auf ein künftiges Leben, und ich mag mich auf deine Beweise nicht

einlassen. Aber seze, es sei so, wie du sagest: kann es denn wohl eine Beleidigung seyn, wenn ich entweder die Seele meines Gegners, oder wenn mein Gegner die meinige, etwas früher dahin sendet, wo sie doch einmal seyn muß? Wir sind, sagest du, zur Geselligkeit und Freundschaft auf der Welt. Wohl! so ist es besser, daß von zwei feindlichen Seelen diese Welt die eine, und jene die andere habe. In einer schicken sie sich nicht zusammen.

Ernsthaft zu reden, mein lieber Artes; ein Mörder möchte ich nicht gern seyn. Ich weiß zwar nicht, weswegen? Allein, ich empfinde doch bei mir einen gewissen Abscheu vor diesem Gedanken. Ich bin auch weit davon entfernt, in der Absicht auf den Kampfplatz zu treten, um meinen Feind zu ermorden. Du kannst versichert seyn, daß ich ihm mit kaltem Blute entgegen gehen werde. Ich bin es schon gewohnt, einen Gegner mit bloßem Degen zu sehen, und verlass mich ganz sicher auf meine Kalt sinnigkeit und auf mein Glück. Mein Gegner soll ein guter Fechter seyn; und das ist mir lieb. Ich denke nicht,

nicht, daß er mehr Anschläge auf mein Leben haben wird, als ich auf das seinige habe: wir werden uns etwa in den Finger rizen, zwei bis drei Tropfen Blut vergiessen, und dann nach Hause gehen. Sollte dieses Schicksal mich treffen, so hat mich mein Mägdchen wohl eher mit der Nadel verwundet. — Ich sollte nicht glauben, daß er sehr blutdürstig wäre; er sieht so fürchterlich, nicht aus, als das Gerücht ihn macht: und es schien mir, daß er sehr gern vergessen hätte, was unter uns vorgieng, wenn ich ihn nicht durch einen Brief gefodert hätte. —

Eben empfangen ich die Antwort auf diesen Brief. Hier hast du eine Abschrift!

„ Deuten Sie es mir für keine Furchtsamkeit aus, wenn ich Ihnen erklären muß, daß ich Ihre Ausforderung nicht annehmen kann. Ich habe dazu viele Gründe, die ich Ihnen vergebens sagen würde; und also übergehe ich sie. Drei aber müssen Sie wissen. Der erste ist, daß ich keine Handlung begeh, welche die bürgerlichen Gesetze verbiethen: die Menschenliebe darf ich Ihnen nicht anführen. Der zweite  
„ ist „

„ ist, weil ich versichert bin, daß ich den Degen  
„ besser verstehe, als Sie: und folglich zu billig  
„ bin, eine Partei anzunehmen, die auf beiden  
„ Seiten nicht gleich ist. Der dritte ist, weil ich  
„ höre, daß Sie ganz seltsame Begriffe und Grund-  
„ sätze haben. Man saget mir, Sie sucheten eine  
„ Ehre darinn, in allen Stücken ein Freigeist zu  
„ seyn: und diese Beschuldigung findet deswegen  
„ sehr viel Glauben bei mir, weil in der That  
„ unser Streit, (wenn Sie ihn so nennen wol-  
„ len,) daraus entstand, daß ich unmöglich mit  
„ Gelassenheit Ihre anstößigen Reden hören konn-  
„ te, ohne Sie zu warnen. Ich glaube, daß ein  
„ jeder ehrlicher Mann Ihnen eben das gesaget  
„ haben würde, was ich Ihnen sagte: so, wie  
„ ich glaube, daß ein jeder vernünftiger Mann,  
„ er mag übrigens für sich selbst glauben, was  
„ er will, niemals in Gesellschaften unehrerbietig  
„ von Sachen reden werde, welche wenigstens bei  
„ dem größten Theile in Ehrfurcht stehen. Sie  
„ glauben von allem dem nichts, was so viele  
„ grosse Männer glauben; und be zeihen Sie  
„ mir, Männer, welche es genugsam bewiesen,  
„ daß

„ daß sie weit grössere Einsichten besitzen, als Sie  
„ und ich, und daß sie den Sachen weit reiflicher  
„ nachgedacht haben. Sie machen sich eine Ehre  
„ daraus, für einen so genannten starken Geist  
„ angesehen zu werden, und bekennen öffentlich in  
„ den ärgerlichsten Ausdrücken, daß sie weder eine  
„ Unsterblichkeit der Seele, noch irgend eine an-  
„ dere Wahrheit, worauf sich eine Religion, und  
„ selbst eine bloß bürgerliche Tugend gründet, an-  
„ nehmen. Denken Sie so, wie sie reden, so sind  
„ Sie zu bedauern: reden Sie, ohne zu denken,  
„ so muß man Sie erinnern, erst wenigstens die  
„ Sachen etwas besser kennen zu lernen, wovon  
„ Sie reden. Denken Sie aber in der That an-  
„ ders, als Sie reden, bloß um sich ein gewisses  
„ Ansehen zu erwerben: so ist es nöthig, zu Ih-  
„ rem Besten, daß Sie einmal einen ehrlichen  
„ Mann antreffen, der Herz genug hat, Ihnen  
„ zu sagen, daß man da, wo Sie Ehre suchen,  
„ Schande findet. Ich habe Ihnen diese Freunds-  
„ schaft erzeiget, und Sie fordern mich aus. Zwö-  
„ Ursachen, warum ich diese Ausforderung nicht  
„ annehme, habe ich Ihnen gesagt: viele andere  
„ könn

„ Können Sie selbst hinzu denken : die letzte aber  
 „ kann diese seyn , daß ich mich am wenigsten mit  
 „ einem Gegner einlassen kann , bei dem ich ganz  
 „ gewiß mein Leben in Gefahr seze : denn gesetzt  
 „ auch , ich würde unvermeidlich gezwungen , mei-  
 „ nen Degen wider einen solchen zu ziehen , so  
 „ würde ich mich doch scheuen , einem Menschen  
 „ das Leben zu nehmen , der so schlecht zum  
 „ Sterben bereitet seyn kann : ich , nach meinen  
 „ Begriffen , ( und lachen Sie , so viel Sie wol-  
 „ len ! ) müßte dieses für einen doppelten Mord  
 „ ansehen . Es müßte daher sehr unglücklich kom-  
 „ men , und gewiß durch seine eigene Schuld ,  
 „ wenn er von meiner Hand stürbe . Sie sehen  
 „ daher , daß die Parrei sehr ungleich ist . „

Was mache ich mit dem Narren ? — Wenn  
 er sich nicht schlagen will ; meinerwegen ! Aber  
 dann sollte er wenigstens so stolz nicht seyn !  
 „ Ich verstehe den Degen besser , als Sie : also  
 „ will ich mich nicht schlagen ! „ Ich fodere alle  
 deine Philosophen auf , mir einen bessern Bewe-  
 gungsgrund zu entdecken ! „ Ich glaube , daß kein  
 „ vernünftiger Mann , er mag übrigens für sich  
 „ selbst

„selbst glauben, was er will, jemals in Gesells-  
 „schaften unehrerbiethig von Dingen reden werde,  
 „die wenigstens bei einem grössern Theile in Ehr-  
 „furcht stehen. „ Und wer bin Ich denn? —  
 So mag der Mann reden, der den Degen ver-  
 steht, aber nicht der, der sich nicht schlagen will.  
 — Ich sehe schon, woran es ihm fehlt! —  
 Lebe wohl, nach einem Paar Stunden schreibe  
 ich dir das Ende dieser Geschichte!



## XXVIII. Brief.

Sorem, der Vater, an seinen  
 Sohn.

**S**ch habe mit Erstaunen und Herzeleid deinen  
 gottlosen Brief gelesen, worinn du die ver-  
 nünftigsten und redlichsten Ermahnungen des Aretes  
 beantwortest. Ach! elender Sohn eines un-  
 glücklichen Vaters, welche Dittter hat dir diesen  
 Gift eingesidzt! Welch ein Bosewicht hat deine

gen

gesunde Vernunft mit seiner unsinnigen Mäheret angestecket? — Das sind die Stufen des Verderbens; erst ein Lächerlicher, ein Nichtswürdiger, dann ein Religionspöbter!

Habe ich noch nicht genug von dir gelitten! Ist es nicht genug, daß ich täglich über die Laster meines Sohnes weine, und alle meine väterlichen Sorgen, alle meine Mühe und meine Hoffnungen umsonst angewandt und verloren sehe! Willst du mich auch zwingen, den Tag zu verfluchen, wo ich mich über deine Geburt erfreuete? — Ach! mein Sohn! deine Kindheit, und selbst die ersten Jahre deiner Jugend versprachen mir den Undankbaren nicht, den ich in dir erzogen habe! Lauf einmal dein Leben durch; und wenn du noch einer Empfindung fähig bist, so empfinde dein Verderben. Ist ein einziger Tag in deinen letzten Jahren, dessen du dich ohne Nothe erinnern, ist eine einzige Stunde, die du segnen kannst!

Ich weiß noch die Zeit, wo meine mindeste Sorge dich beunruhigte; wo du mich zu trösten suchtest, und in den Thränen, die dir entfloßen,  
ein

Sören, der Vater, an seinen Sohn. 369

Ein Herz reden lieffest, welches mir einst, für alle meine Sorgen, den besten Lohn versprach. Aber vergebliche Hoffnung! Versüßter haben mir meinen Sohn entrißten. Er theilte seine Vertraulichkeit mit Bühlerinnen, und hat sein Herz denen gegeben, die ihn in ihren Lastern und Verbrechen unterrichten. Ich muß die Tage verwünschen, die ich mir von dem Himmel erbeten hatte; und der Kleinste Ueberrest meines Lebens ist nur deswegen elend, weil ich einen Sohn habe.

Wenn geht ein Tag hin, wo ich nicht neue Nachrichten von deinem lasterhaften Leben erhalte! Meine Freunde, die mir sonst Glück wünschten, seufzen izt mit mir: das Gerücht ist voll von dir; wer einen Nichtswürdigen nennen will, der nennet dich. Aber du suchest eben darinn deine Ehre, und bemühest dich, alle Empfindung der Ehre und der Scham, ja selbst deine gesunde Vermunft, in dem Umgange mit hinlosen Freigeistern zu ersticken. Du bemühest dich, eben so rasend zu scheinen, als sie vielleicht sind, und spottest mit den Unwissenden, über Wahrheiten, wobei dein Herz, und dein Verstand dich Lügen strafen müssen.

Mor. Br. 2. Th.

A a

D!

O! geh nur einmal in dich! Laß dein eigenes Herz über Tugend und Laster richten! Hast du nie eine Reue über ein begangenes Laster, nie eine Zufriedenheit empfunden, wenn du dich einer guten Handlung erinnern konntest? Welcher Mensch ist so sehr verloren, daß er schon aller Reue abgestorben sei? Du wirst sie nicht leugnen. Du selbst hast mir oft eine Besserung gelobet, und hast mir gestanden, daß du dich deiner Ausschweifungen schämest. Erwinnere dich dieser Zeiten, wenn sie igt nicht mehr sind! Eben diese Stimme, die damals in dir redete, wird noch igt reden, wenn du sie nicht mit Gewalt dämpfest.

Frage dich selbst, ob nicht deine Neigungen zu Lastern deinen Verstand betrogen haben? Dieser Richter in dir, der dich mit seiner ungestümen Stimme, eben so oft, als dein Vater belästigte, und dich in deinen lasterhaften Vergnügungen störte, mußte betäubt werden, damit du ungehindert fortfahren könntest, böse zu seyn. Alle deine elenden Freunde, diese albernen und verächtlichen Spötter, hatten nichts, was sie ihrem Tadel entgegen setzen konnten, als die Zerstreuung. Du suchestest

thetest dich nach und nach zu bereden, daß alles das Träume wären, was dich zu einem andern Leben ermahnen wollte. Du wünschetest, daß derjenige Gott nicht seyn möchte, vor dem der Lasterhafte zittern muß. — Denke diesem Gedanken nach, Elender, und hebe! — Wehen wirst du, wenn du ihm nachdenkst! Und dieser Schauer lehre dich, daß er so wahrhaftig ist, als die Welt, diese Geschöpfe, als du, der du ihn fürchten mußst!

Ach! Rasender, worüber spottest du, wenn du ihn nicht leugnest! Leugnest du den Unterschied unter dem Guten und Bösen, unter Tugend und Laster? Leugnest du die Ehrfurcht, die du ihm schuldig bist? Leugnest du Pflichten, die daraus erfolgen, und eine Religion, die schon durch sein Daseyn bewiesen wird? Sind solche Schlüsse die Proben deiner starken Geister? — Aber sie machen vielleicht keinen Anspruch auf Verstand, und dieser ist so voll von Ungereimtheiten, als ihr Herz von lasterhaften Neigungen. Ihr leerer Kopf steht mit aller Weisheit eben so sehr im Widerspruche, als ihr Leben mit aller Tugend. Sie sind Lasterhafte, die ihren Freibrief von ihrer Unwissen-

A a 2

wissenheit borgen; die nichts glauben, weil sie nichts wissen, und lächerlich leben, um sich das Ansehen zu geben, daß sie nicht glauben.

Aber, glaube mir, Jüngling! die Reue kömmt nach! Dieses Leben der Betäubung dauret nur seine Zeit; es folget ihm eine Stunde, die es entscheidet, ob der Tugendhafte, oder der Lasterhafte, rasete. Bedenke sie, ehe sie kömmt! Du weißt nicht, wie früh, oder wie spät sie kommen wird. Wehe dem Spötter, wenn das wahr wäre, worüber er spottet! — Und es ist wahr; seine eigene Vernunft muß ihn davon überzeugen, wenn er sie nur will reden lassen! Denke an diese Stunde, denke an den Tod!

Aber, was sage ich? Spottest du nicht auch des Todes? Beleidigest du nicht alle Nebenmenschen, die du lieben solltest? Machest du dir nicht ein Gewerbe daraus, dir alle zu Feinden zu machen, und dein Leben eben so oft zu wagen, als deine Ehre? — Auf welche Art suchest du der Welt vorzüglich zu gefallen, sage mir, Unsinniger, als ein Thor, oder als ein Mörder?

Deine

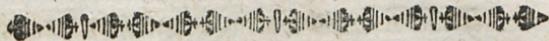
Sorem, der Vater, an seinen Sohn. 373

Deine Grundsätze erlauben dir nicht, lasterhaft zu leben; sie erlauben dir auch, zu beleidigen, und zu ermorden. — Wie? ist das Bild, was ich hier entwerfe, ist das das Bild meines Sohnes? Den habe ich erzeugt, den habe ich geliebet, den habe ich erzogen, um der Trost meines Alters zu seyn? Diesen Wüthenden, der der Vernunft abgeschworen hat, der Ehre in Schande suchet, der meinen Namen entehret, diesen Strassenräuber habe ich mir von dem Himmel erbeten? Ach! wie verkehret der Himmel, der uns Thörichten oft unsere Wünsche, die wir ungestüm von ihm fordern, gewähret, eben diese Wünsche in Flüche!

Was soll ich endlich noch von dir befürchten, o du, der jeden Tag meines Alters elend macht? Wo wirst du still stehen, und wenn wirst du endlich einmal die Thränen, die ich um dich vergossen habe, durch Eine Freude wieder gut machen? — Die Vorsehung hat dich öfter erhalten, als du verdienst. Aber du bist dadurch nur trotziger geworden, und vermehrest deine Beleidigungen. Fürchte dich, daß nicht einmal die Strafe auf dem Fusse folge!

Bist du noch fähig, der Ermahnung deines Vaters Gehör zu geben; so steh wenigstens vor dem gottlosen Entschlusse ab, den du igt gefaßt hast. Kann dich keine Ehrfurcht für Tugend, Religion, oder für die bürgerlichen Gesetze, im Zaume halten; so beleidige wenigstens den Gehorsam nicht, den du deinem Vater schuldig bist. Man saget mir, daß du einen Unschuldigen, den du zuerst beleidiget, zum Zweikampfe ausgesodert hast. Wenn du noch einige Liebe für deinen unglücklichen Vater hast; so laß ihn keinen Augenblick in der allergrausamsten Beunruhigung. Wisse, jede Thräne, die du ihn vergiessen lässest, fodert Rache von dir. Komm zurück zu ihm, ehe er den unaussprechlichen Schmerz erleben muß, dich entweder als einen Ermordeten zu beweinen, oder als einen Mörder zu verfluchen!





XXIX. Brief.

Ferfes an Sorem, den Vater.

Wenn ich hätte vermuthen können, daß der Ueberrest meines Lebens keinem meiner Nebenbürger mehr nützen könnte; wenn ich voraus gesehen hätte, daß ich in einem Tage meines männlichen Alters einem Menschen hätte Schaden, oder einem Tugendhaften gerechte Thränen verursachen sollen; so würde ich Gott gebethen haben, das Ende meiner Jünglingsjahre auch das Ende meines Lebens seyn zu lassen. Glaube mir, redlicher und unglücklicher Greis, daß ich diesen Tag für den allerunglücklichsten meines ganzen Lebens halte, und ihn aus der Anzahl meiner Tage verwünsche. Es ist der einzige, auf den ich noch in meinem letzten Alter mit Thränen und Entsetzen zurück sehen werde; der auf ewig meiner Ruhe ein Ende machen, und meine Gemüthsheiterkeit in Tieffinn und Melancholie verwandeln wird!

Na 4

Der

Der Gott, welcher mein ganzes Herz kenne, der ein Zeuge meiner unschuldigen, ob gleich unglücklichen Handlung, gewesen ist, und igt die Thränen sieht, worinn ich zerfließe, wird mir vergeben, wenn Noth und Zufall mich sträflich gemacht haben: aber mit welchen Worten soll ich mich bei dir entschuldigen, und womit soll ich dir den Verlust ersetzen, den du durch mich ledest? Du stehst in Gefahr, deinen Sohn zu verlieren, und ich, der ich alles empfinde, was ein Vater bei solchem Verluste fühlen muß, ich bin der Unglückliche, der ihn dir raubet! Wäre mein Leben zureichend, ihm das seinige zu erhalten; so sei versichert, daß ich es mit Freuden hingeben würde, um dir deinen einzigen Sohn zu erhalten, und mich von einer Blutschuld loszukaufen, woran ich nicht ohne Entsetzen denken kann!

Aber verfluche nicht sofort den Mörder deines Geliebten; und wenn es dein Schmerz zuläßt, so höre wenigstens erst, womit er seine That rechtfertiget. Du bist zwar ein Vater; aber das gute Gerücht, welches dich unter die wenigen Beispiele der redlichen Männer zählet, welche Tugend und

Res.

Religion gewissenhaft und heilig verehren, läßt mich nicht befürchten, daß du blind gegen die Fehler deines verführten Sohnes gewesen bist. Du wirst seine Laster, (erlaube es der Wahrheit, den rechten Namen zu gebrauchen!), mit eben derselben scharfsichtigen Augen erkannt haben, womit du seine guten Eigenschaften sahst: und diese genaue Bekanntschaft mit ihm wird der Rechtfertigung eines Unbekannten zu Hülfe kommen. Wenn in meinen Grundsätzen und Gesinnungen eine Ähnlichkeit mit der Denkungsart und den Maximen deines Sohnes wäre; so würden wir uns vielleicht niemals beleidigt haben. Allein, ich muß gestehen, daß sich beide schnurstracks entgegen gesetzt waren.

Ein Jüngling, der auf eine unglückliche Art in den verkehrten Ruhm verliebet ist, für einen starken Geist gehalten zu werden, und sich aus einer ganz sonderbaren Eitelkeit vornimmt, gar nichts zu glauben, kann bei dem besten Herzen der lasterhafteste Mensch seyn: und ist es nur selten nicht. Die Grundsätze, welche er sich nach seinen Begriffen bildet, schließen kein einziges Laster aus, und begreifen alles das, was wahre Vernunft und Reli-

gion verbiethen. Die armseligen Freigeister wissen entweder zu wenig, oder sie können auch in allen ihren Schätzen von Erkenntniß, nichts finden, um ihre lächerlichen Sätze gegen die Einwürfe so gar eines mittelmäßigen Verstandes zu retten. Vielleicht glauben sie selbst nichts von dem, was sie sagen; wenigstens können sie nicht davon überzeuget seyn: doch wollen sie scheinen, überzeuget zu seyn, und bemühen sich daher, ihre Grundsätze, die sie mit keinem Grunde beweisen können, durch ein ungezügelttes Leben zu beweisen. Sie verleugnen ihr eigenes Gefühl der Menschenliebe, erlauben sich alles, was Anständigkeit, Tugend und Religion verbiethen, und begegnen ihren Nebenmenschen nicht anders, als ihrem Gotte.

Denke nicht, unglücklicher Greis, daß ich, um meine Unschuld zu zeigen, deinen Sohn als einen Lasterhaften anschwärzen will. Es ist indeß wahr, daß er sich durch die unglückliche Eitelkeit, ein Freigeist zu scheinen, hatte verleiten lassen, den Ruhm und das Beispiel seines tugendhaften Vaters aus den Augen zu setzen. Er entsah sich nicht mehr, von den ehrwürdigsten Wahrheiten mit einem Gespötte

spötte zu reden, welches jedweder redliche Mann, der Grundsätze der Tugend und Religion hat, nicht ohne Empfindung hören konnte.

Ich liebe die Menschen, und verehere die heiligen Wahrheiten der Religion mit demjenigen Eifer, den jedwedes vernünftiges Geschöpf für sie hegen sollte; und, ohne mich für einen Verfechter derselben ohne Beruf zu halten, glaube ich doch, verbunden zu seyn, sie gegen die Anfälle der Spötter zu vertheidigen, und dem, der unvernünftig genug ist, seinen Verstand in Lästerungen zu zeigen, zu sagen, daß er da Schande findet, wo er Ehre suchet. Ein Unwille, eine Hitze, sind in diesen Umständen einem Tugendhaften sehr anständig: doch habe ich das Gesetz, keinen Menschen zu beleidigen, niemals aus den Augen gesetzt. Ich konnte die Spöttereien deines Sohnes unmdglich unbeantwortet lassen, weil ich eine Gesellschaft um mich sah, welche ihn aufmerksam hörte, und nur seinen völligen Triumph zu erwarten schien, um sich zu seiner Fahne zu bekennen. Mitleiden mit dem Spötter, Sorge für seine Zuhörer, und ein Eifer für meine Religion, trieben mich gleich  
 stark;

stark, diesen unglücklichen Triumph zweifelhaft zu machen. Und vielleicht redete ich, ohne alle andere Absicht, bloß um der Wahrheit mein Zeugniß abzulegen, mit einer Ernsthaftigkeit, die keinen Sohn beleidigen mochte. Vielleicht fand er meine Antwort so, daß er seinen Witz entwafnet sah, und es kränkte seine Eitelkeit, daß der Beifall der Gesellschaft sich von seiner Seite auf mich wandte. Seine Spötterei verwandelte sich in Unwillen, und er fehrte izt alle Waffen seines Wizes von der Religion auf ihren Vertheidiger.

Ich beantwortete seine anzüglichen Reden mit einer Gelassenheit, die ihn immer mehr aufzubringen schien. Er glaubte endlich, ein Recht zu haben, daß er mich fragen dürfte, wer mich zum Lehrer bestellt hätte? Ich erwiederte ihm, daß man weit eher berechtigt sei, die Wahrheit zu vertheidigen, als über Dinge zu spotten, welche wenigstens die Ehrfurcht eines jeden vernünftigen Mannes haben sollten. Er gab mir mit sehr harten Ausdrücken zu verstehen, daß er dieses für eine Beschimpfung hielte, und nicht gewohnt wäre, eine Beschimpfung zu dulden. Ich suchete ihn von dem Gegen-

theile

Verses an Soren, den Vater. 381

theile zu überzeugen; allein er fand in jeder neuen Entschuldigung eine neue Beleidigung: und verließ die Gesellschaft in einer Hitze, welche mir eine Feindschaft drohete, die ich nicht verdient hatte. Am Abende fand ich, was ich am wenigsten vermuthete, einen Ausforderungsbrief.

Meine Liebe für die Wahrheit hatte mich schon verschiedenumale in gleiche Umstände gesetzt; allein ich kann mich rühmen, daß meine Redlichkeit und Menschenliebe mich immer befreiet hat. Ich habe in meiner Jugend Gelegenheit gehabt, die körperlichen Uebungen zu treiben, bloß aus einer Neigung für dieselben, und zum Besten meiner Gesundheit, nicht in der Absicht, um andern zu schaden. Und weil ich mir im Fechten meiner Fähigkeit bewußt bin; so würde ich mich bloß aus dieser Betrachtung, aus Liebe zur Billigkeit mit keinem schwächeren Gegner einlassen; wenn auch meine übrigen Grundsätze mir erlaubeten, einen Duell für zulässig zu halten.

Ich beantwortete den Brief deines Sohnes so, wie es diesen Grundsätzen gemäß ist. Er war damit nicht zufrieden, und bediente sich in einem andern

andern Briefe der heftigsten Ausdrücke, um mich vielleicht aufzubringen. Ich wiederholte ihm meinen ersten Entschluß, und erboth mich alle Augenblicke zu einer freundschaftlichen Unterredung, wo wir unsern Streit auf eine billige und vernünftige Art beilegen könnten. Ich zweifelte nicht, daß er andere Neigungen gegen mich fassen würde, so bald er mir Gelegenheit gäbe, ihm besser bekannt zu werden. Allein er hätte keinen übereiltem Entschluß fassen können, als den, wozu er sich von seinem Zorne fortreißen ließ!

Ich war im Begriffe, in der Dämmerung nach Hause zu gehen, als ich mich auf einem entlegenen einsamen Plaze angehalten fand. Eine Stimme rief mir zu: „Ich verlange hier Rechenschaft: vertheidige dich!“, und ich erkannte die Stimme deines Sohnes. Ich gehe zu ihm, und bemühe mich, ihm die Ungerechtigkeit seiner Beleidigung vorzustellen: er erwiedert alle meine Sanftmuth mit Beschimpfungen. Seine Wuth zwingt mich, zu meiner Sicherheit, den Degen zu ziehen; ich suche, mich so lange zu vertheidigen, indem ich meinem heftigen Gegner beständig ausweiche,

weiche, bis ich etwa einer Strasse näher käme, wo sich Menschen ins Mittel schlagen möchten: allein, seine unvorsichtige Hitze läßt mir nicht Zeit; er dringt immer wüthender ein; ich warne, ich ermahne, ich bitte ihn, umsonst! Seine Wuth und die Dunkelheit machen mir es unmöglich, meinen Degen mit aller Vorsichtigkeit zu führen; mein Gegner strauchelt, und fällt in seine Spitze, ohne daß es mir möglich war, sie geschwind genug zu entfernen. Er stürzet mit einem Seufzer zu meinen Füßen hin. Ach! unglücklicher Greis! Ich, der ich mir deine Schmerzen alle vorzustellen weiß, wie kann ich dir das beschreiben, was ich in diesem unglücklichen Augenblicke empfand! — Ich werfe mich bei ihm hin, umarme ihn, beuge ihn mit meinen Thränen. Ich seufze: wie unglücklich hast du uns beide gemacht! Ach! mein Freund, wenn du sterben solltest! — Gott verhüte es! Denke, denke, wie es einen Mann, der die Menschen, als seine Brüder, liebet; der seine ganze Glückseligkeit in der Beobachtung der Vorschriften der Vernunft und Religion sucht; der nur dieses Leben wünschte, wenn er wohlthun könnte; denke, wie es den Schmerzen

muß.

muß, wenn er gezwungen wird, ein Mörder zu seyn! — Er drücket mir die Hand; ich nehme den Unglücklichen auf meine Schultern, und trage ihn an einen Ort, wo er Hilfe haben konnte. Hier ist ein Unglücklicher, sage ich, und ich bin sein Mörder. Ich bin bereit, das Gericht der menschlichen Gerechtigkeit über mich ergehen zu lassen, und ihn nicht zu überleben, wenn ich den Tod verdienet habe.

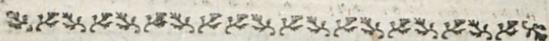
Noch bin ich nicht von seiner Seite gewichen; man hat ihn verbunden; die Wunde ist gefährlich; doch scheint sein Tod noch nicht so nahe zu seyn. Er will keinen andern um sich haben, als mich. Er bedauert seine Uebereilung; und seine Blicke geben mir zu verstehen, daß er mir viel sagen wollte, wenn nur seine Schwachheit es zuliesse. Wenn mein brünstiges Gebeth dir einen geliebten Sohn erhalten kann; so zweifle nicht, daß du ihn behalten wirst. Wenn aber — ach! ich kann ohne Entsetzen den niederschlagenden Gedanken nicht denken! — Wenn er stirbt! Gott! wenn er stirbt! — Unglücklicher Greis! noch weit unglücklicherer Mörder! — Fluche mir nicht! Armer bedauernswerther Greis!

Oreis! Wenn ich Strafe verdienet habe; so wisse, meine Verzweiflung, die Angst, die Unruhe meines zerrissenen Herzens sind eine Strafe, wogegen der Verlust des Lebens nichts seyn kann!

Ach! Sorem, du, der du die Empfindungen eines Herzens kenneest, das von Menschenliebe, und von allen Regungen der Tugend durchdrungen ist; der du weißt, welch ein göttliches Vergnügen es ist, wohlzuthun, und wie hoch die Ruhe zu schätzen ist, wenn wir uns unserer eigenen Güte bewußt sind; bedenke den unglücklichen Zustand eines Mannes, der sich dahin gebracht sieht, ein Mörder zu seyn, das Leben eines Jünglings in seiner Blüthe verkürzt, und einem rechtschaffenen Vater seine Freude, Hoffnung und Stütze geraubt zu haben!

Die Vorschriften der Natur, und selbst die bürgerlichen Gesetze entschuldigen denjenigen, der zur Vertheidigung seines eigenen Lebens in die unglückliche Nothwendigkeit versezt worden, seinen Feind dasjenige empfinden zu lassen, was er uns drohet; und alles, was nur zur Vertheidigung eines Mordes gesaget werden kann, muß meine That rechtfertigen.

tigen. Aber ich finde keine Beruhigung in diesen Gedanken: selbst der Zuspruch meines Herzens, daß sich seiner Unschuld bewußt ist, beruhiget mich nicht! Ich sehe ihn immer zu meinen Füßen liegen; wer ihn bedauert, der wird mich seinen Mörder nennen; und du — o! du! der Vater des Ermordeten, wie wirst du dem vergeben können, der dir deinen einzigen Sohn raubete!



## XXX. Brief.

Sorem an seinen Vater.

Ich empfangе deinen Brief zu spät. Ach! mein Vater, deine Weissagung ist an mir erfüllet, der Himmel hat endlich alle Langmuth erschöpft, und das letzte, das äußerste Mittel gebraucht, einen Nichtwürdigen von seinem Verderben zurück zu rufen. — Ich fürchte mich, dir alles zu sagen, und wollte gern dein väterliches Herz schonen! Ich sehe die Thränen voraus, worinn du zerfließen wirst, und fühle jeden wilden Schmerz,

Schmerz, den ich dir verursache! Der Tod, den ich vor mir sehe, ist ein gleichgültiger Gedanke gegen die Betrachtung, daß mein armer, zärtlicher Vater über den Leid nam seines Sohnes seufzen, und seine Hände ringen wird.

Noch hänge ich zweifelhaft zwischen Leben und Tode, und weiß nicht, ob der Himmel mir noch erlauben wird, ein Leben zu genießen, dessen ich mich so oft unwürdig gemacht habe. Ach! mein Vater, könnte ich izt die Tage zurück kaufen, die ich sinnlos verschwendete; oder wollte mir die göttliche Gnade nur erlauben, so lange zu leben, bis ich durch eine ganz andere Lebensart meine Laster vergüten, oder durch ihr Andenken vertilgen konnte! Unglücklicher Sohn eines zärtlichen Vaters, dem du Liebe mit Schmerzen bezahltest; sein Brief, der dich hätte warnen, der dich retten können, wird izt ein Fluch für dich! — Ach! daß ich ihn zu spät erhielt! Nur einen Augenblick früher! — Einen Augenblick später, oder früher, o! wie viel entscheidet der!

Ich lese deinen Brief mit Zittern; jedes Wort ist ein Dolch, der mein Herz durchbohret! Ich sehe mich selbst hier in einem Wilde, das

Bb. 2

mir

mir Entsetzen einjaget, und das ich für das meinige erkennen muß. Ich finde am Grabe meine Vernunft wieder: kurz vor dem Augenblicke, wo ich vielleicht auf ewig entschlafen werde, erwache ich von einem Rausche, und erstaune vor meiner eigenen Gestalt! Ja, ja! Du hast wahr geweisaget: „es folget eine Stunde, die entscheidet, ob der Tugendhafte, oder der Lasterhafte raset!“ Meine Munterkeit verläßt mich; die Ausschweifungen, welche ich Vergnügen nannte, sind mir ein Abscheu; und ich kann nicht ohne Zittern an die Spöttereien zurück denken, wodurch ich meine eigene Vernunft hintergieng.

Es entschuldiget mich nicht, daß ich verführet wurde: ich hatte in dir einen Lehrer, den ich hören sollte. Aber du hast Recht: erst ist man ein Lasterhafter, ehe man ein Freigeist wird. Unsere bösen Neigungen reißen uns hin; wir hintergehen unsern Verstand, und machen diesen Richter blind, daß er unsere Sünden nicht bestrafe: oder zwingen ihn, durch seine Irthümer unsern Leidenschaften zu Hülfe zu kommen! Wie oft hat er, wie oft hat mein Herz meine Zunge Lügen gestraft, wenn sie spot-

tete!

Soren an seinen Vater. 389

tere! Wie manche elende Nacht habe ich schlaflos hingebacht, wenn deine Ermahnungen mich aus meiner Gedankenlosigkeit erweckten, und forternde Zweifel in mir erregten! Allein neue Zerstreuungen und Vergnügen betäubeten diese Zweifel, die ich nicht widerlegen konnte; und endlich schwieg die überwundene Vernunft.

Sie schwieg, um einmal desto schrecklicher zu reden! Ist ihr Zeit gekommen; ist, da ich die Folge meiner Laster empfinde. O! wenn du dem Sohne, der dein Leben so unglücklich machte, noch eine Liebe bezeigen kannst: so tröste, so stärke ihn in dem Kampfe, worinn er der Verzweiflung so nahe ist. Sage mir, kann ich noch die Gnade finden, die ich oft von mir zurück gestossen habe? Hat der Himmel noch Barmherzigkeit für den, der erst dann zu ihm feufzet, wenn er den letzten ernsthaften Schritt thun soll? Ach! wie fürchte ich, daß ich zu spät feufze! Befreie mich von meinen tödlichen Zweifeln! Ich bitte nicht um das Leben: ich will dieses Leben gerne lassen, wenn der Tod eine Vergeltung für seinen Mißbrauch seyn kann; ich wünsche nichts mehr, als ruhig zu sterben.

B h 3

Ruhig?

Ruhig? — Ach! das ist nur eine Glückseligkeit des Tugendhaften. Nur der kann ruhig sterben, der versichert ist, daß der Tod ihm die Thüre der Unsterblichkeit eröffnet, wo er die Belohnung empfangen soll, welche die Welt ihm versaget hat. Ich aber, was kann ich dort erwarten? Wie kann ich ruhig sterben, wenn alle meine Laster sich, gleich schrecklichen Erscheinungen, um mein Bette versammeln? Ich höre deine Seufzer, und sehe die Thränen, die du um deinen unglücklichen Sohn vergießest. Dein Alter ist von seiner letzten Hoffnung entblößt, und meine Wildheit hat dich um die Früchte aller deiner Sorgen betrogen.

Das Gerücht wird dir dein Unglück bereits verkündiget haben. Mit welchem Herzen hast du die verhasste Bottschaft vernommen! Ach! sankst du nicht vor Schrecken nieder? War dein Alter noch stark genug, diesen grausamen Streich auszuhalten? Vielleicht hast du den Sohn verfluchet, der dich so unglücklich machte! Er hat den Fluch verdienet; er hat sich selbst, hat sich muthwillig in sein Verderben gestürzt. — Aber fluche nicht dem, den der Himmel ersehen hatte, das unschuldige Werkzeug seines

seines Todes zu werden. Ach! der ist ein Redlicher, ein Tugendhafter, ein Unschuldiger, der deinen und meinen Segen verdient!

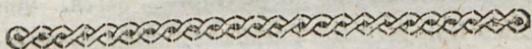
Mein Herz fasset seine wilde Beängstigung nicht; wenn ich bedenke, in welche grausame Unruhe ich diesen großmüthigen Mann versetzt habe. Was ist die kleine Beleidigung, daß er mir das Leben genommen hat, gegen das, wozu ich ihn gezwungen habe! Ich habe ihn genöthiget, ein Mörder zu werden: ich habe ihn gezwungen, die Menschenliebe, womit sein Herz so sehr durchdrungen ist, zu beleidigen: ich habe ihn gezwungen, sein schönes Leben durch eine That zu entstellen: ich habe den heiligen, den wohlverdienten Frieden seiner edlen Seele auf ewig gestöhret, und ihn wider seinen Willen genöthiget, sich, unter einer glänzenden Reihe von schönen Handlungen, einer That mit Entsetzen zu erinnern. Wie leicht wäre es ihm gewesen, sich in dem ersten Augenblicke von mir los zu machen! Allein, sein Abscheu, Blut zu vergießen, litte nicht, daß er seinen Degen anders gebrauchte, als bloß zu seiner nothwendigen Vertheidigung. Mehr bekümmert für

das Leben dessen, der seiner nicht schonete, als für sein eigenes, hielt er nur meinen Angriff ab, und wich seinem schwachen Gegner, bis er Gelegenheit finden würde, zu entkommen. Ich Unglücklicher fand in seinem Betragen eine Verachtung, die mich erbitterte. Ich verfolgte ihn blind und wüthend; ein unglücklicher Fall warf mich in die Spitze seines Degens, der mich umsonst geschonet hatte. Kaum sah er mich niederstürzen, so sank er neben mir hin, umfaßte mich, seufzte, rief den Himmel zum Zeugen seiner Unschuld, und erwünschte den unseligen Augenblick, wo er gezwungen worden, Blut zu vergießen. Sein großmüthiger Kummer rührte mich: ich drückte dem Unschuldigen die Hand, und gab ihm meine Reue so gut zu verstehen, als ich konnte. Er hat für meine Pflege gesorget. Noch ist er nicht von meiner Seite gewichen. Traurig und niedergeschlagen sitzt er da, und seufzet über den Zufall, der zwei Unglückliche gemacht hat.

Ach! mein Vater, wenn ich sterben sollte, so nimm dich wenigstens meines unschuldigen Mörder an! Es ist genug, daß ich seine Ruhe zerstreuet

Soren an seinen Vater. 393

köret habe: gieb nicht zu, daß man ihn für das Halte: was er nicht ist. Die menschlichen Gesetze können uns nicht verbiethen, daß wir unser Leben vertheidigen. Ich spreche ihn los, mein Vater: die Gerechtigkeit vergreife sich nicht an diesem Unschuldigen! Der Himmel gönnet mir vielleicht das Leben nur deswegen, daß ich sein Ende mit einer guten That verschönern, diesen tugendhaften Mann rechtfertigen, und die Verfolgungen von ihm abwenden soll, die er bloß durch mich leiden könnte. — Segne ihn, mein Vater, und, wenn du das noch kannst, vergieb deinem Sohne! — Ist es noch ein Trost bei seinem Verluste für dich; so sei überzeuget, daß er wenigstens besser stirbt, als er lebete!



XXXI. Brief.

Phädon an seinen Sohn.

**D**u bist in deiner Kindheit die Freude deiner Aeltern, und in der ersten Blüthe der Ju-

gend ihre Hoffnung gewesen: vollende, mein lieber Sohn, was du angefangen hast, und sei in deinen männlichen Jahren die Ehre und der Trost deines Hauses und deines Vaters. Die Vorsehung hat dir zwar nur jenen allein hier gelassen, um deine Schicksale mit dir zu theilen: aber doch sind noch beide Aeltern Zeugen deiner Handlungen. Jene, die dich gebahr, wachet aus der Unsterblichkeit mit mütterlichen Augen über dir, und theilet, wiewohl unsichtbar, mit dem, den sie hier zurück ließ, alle Freuden oder Schmerzen. Es ist im Sterben ein trostvoller Gedanke, wenn wir versichert sind, daß wir der Welt Erben hinterlassen, welche durch ihre Verdienste und Tugenden, alle die Vortheile zu empfangen verdienen, die wir durch unsere Bemühungen und Tugend für sie erworben haben. Wir haben keine der Sorgen gescheuet, welche die Pflicht guter Aeltern denen, die nach ihnen leben sollen, das Leben, dieses Geschenk, was sie ihnen gaben, auch angenehm zu machen, erfodert. Erspare du izt keine Mühe, alles das zu thun, wodurch man sich solcher Vortheile werth machen kann!

Phädon an seinen Sohn. 395

Als du noch ein Kind warest, ließ ich es meine angenehmste Beschäftigung seyn, selbst dein Herz und deinen Verstand zu bilden. Der Staat konnte vielleicht meine Dienste brauchen, und hatte ein Recht, sie zu fodern. Ich hatte ihm auch mit Vergnügen gedienet; und glaubete nicht, daß meine Vaterliebe jemals so groß seyn könnte, daß sie meinen patriotischen Eifer beeinträchtigte. Ich gestehe es dir, mein Sohn, ich habe mich dieser Schwachheit zu schämen; denn die Vaterliebe ist schwach, welche der Liebe zum Vaterlande zu nahe tritt; und ich führe dir mein Beispiel an, um es nicht nachzuahmen. Inzwischen bin ich nicht bloß der wilden Neigung meines Herzens, nicht bloß einer Zärtlichkeit gefolget; ich habe nach einem langen Kampfe, nach mancher Ueberlegung gewählt; und wenn gleich die Liebe für meinen Sohn den Ausschlag auf die eine Seite beförderte, so hat sie doch nicht alles gethan. Die Schwachheit deiner Mutter, und zuletzt ihr Tod, der alle die Sorgen auf mich allein wälzete, die sie sonst mit mir getheilet hatte, erweiterte die Sphäre meiner häuslichen Geschäfte um die Hälfte: ich hatte  
für

für dich, für deine Schwester, und für die Defonomie derer Güter zu sorgen, die ich schuldig war, euch so zu übergeben, wie ich selbst sie von meinen Vätern empfieng. Meine eigene Schwächlichkeit war so vielen Geschäften nicht gewachsen; und ich fühlte, daß ich mich entweder diesen, oder allein dem Staate ergeben müßte. Ich weiß, wie viel wir diesem schuldig sind; und glaube, daß mein Herz mich in der Wahl betrogen hat. Vielleicht aber kann dein Vater sein Versehen wieder vergüten, wenn du seine Hoffnungen erfüllst, und wenn er sich in dir dem Dienste desselben wieder zurück giebt. Nur diese Hoffnung entschied meinen Entschluß völlig: ich verließ den Staat bloß in der Absicht, um Muße zu haben, daß ich ihm einen andern Diener an seiner Stelle erziehen könnte. Du siehst, mein Sohn, wie groß deine Verbindlichkeit ist, meine Absicht erfüllen zu helfen: eine doppelte Dankbarkeit fodert dich auf, mir die vorzügliche Liebe zu vergelten, und dem Staate den Rückstand abzutragen, den ich ihm schuldig blieb!

Ich habe mich bemühet, bisher deine junge Seele mit allen Wissenschaften zu nähren, welche  
 sie

sie nöthig hat, um zu einer männlichen Stärke  
 zu erwachsen. Ich habe sorgfältig die Saamen  
 alles Erkenntnisses in sie gestreuet, die dereinst  
 dem Vaterlande eine fruchtbare Erndte versprechen  
 könnten. Ich habe, meiner Zärtlichkeit ungeach-  
 tet, alle Sorge getragen, deine körperlichen Kräfte  
 zu üben, und dich für eine Welt zu erziehen, die  
 einem täglichen Wechsel unterworfen ist. Wir wer-  
 den höchstens zu Hoffnungen geboren: Gewißheit  
 kann keiner sich versprechen, ausser einem Thoren;  
 und es ist eine gefährliche Kurzsichtigkeit, sich auf  
 die Dauer eines gegenwärtigen Zustandes zu ver-  
 lassen. Die Geschichte, mein Sohn, welche dich  
 vor einer solchen Thorheit warnen muß, lehret  
 dich den Untergang ganzer Reiche, und ist nichts  
 anders, als eine beständige Nachricht von Ver-  
 änderungen der Schicksale der Menschen und der  
 menschlichen Werke. Unter diesen hat die Welt  
 angefangen, so hat sie fortgefahren, und so wird  
 sie beständig fortfahren. Nichts kann uns besser  
 die Klugheitslehren einschärfen, daß wir in glück-  
 lichen Umständen den Wechsel befürchten, und in  
 unglücklichen uns mit eben diesem Wechsel trösten.

Dann

Dann aber müssen wir uns darauf so vorbereiten, daß wir stark genug sind, ihn zu ertragen. Ich habe dich jung gewöhnet, mäßig zu leben, und deinen Leib durch Uebung, Arbeit, Hitze und Kälte zu härten. Unglückliche und unbesonnene Zärtlichkeit, welche den jungen, zur Hoffnung eines ruhmvollen Lebens gebornen Erben ungeschickt macht, die Mühsamkeiten zu ertragen, die er eben so wahrscheinlich, als die Süßigkeiten des Lebens, zu erwarten hat! — Vor allem aber habe ich dein Herz nach Grundsätzen zu bilden gesucht, die, eigentlich zu reden, den Großen Mann machen können. Du lernetest alles begierig: deine Wahl fiel vorzüglich auf keine besondere Lebensart: dir gefiel ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein Krieger, wenn sie nur groß waren; und du hast oft in diesem Augenblicke einen Germanicus, in dem andern einen Tullius, oder einen Baco, bewundert.

Jetzt, mein Sohn, erreichst du die Jahre, wo du vorzüglich eine Lebensart zu wählen hast. Du selbst mußt in dich zurück gehen, alle deine Neigungen untersuchen, und ihre Stärke gegen einander prüfen. Du befindest dich jetzt auf einer  
Straffe,

Strasse, die sich in verschiedene Scheidewege trennet. Aber alle führen zum Tempel der Ehre und des Glücks, wenn du dich nicht auf gefährliche Nebenwege verlierst. Dein Vater kann nichts mehr, als dein Rathgeber seyn. Er kann dich nur ermahnen, wenn du irrest; nur an die Pflichten und Endzwecke erinnern, wenn du sie übersiehst: nur durch Bewegungsgründe deinen Eifer anfeuern, wenn er erkaltet: die Wahl, die Arbeit, die Erfüllung der Pflichten, sind dein eigenes Geschäft.

Du magst wählen, welche Lebensart du willst; so ist das erste und allgemeinste, woran du dich erinnern mußt, dieses, daß du in allen ein Bürger desjenigen Staates bist, worinn du lebst. Erinnerung dich an die Lehren, die ich mit so viel Sorgfalt deiner zarten Kindheit tief einzudrücken suchete! Deine ersten, deine größten Sorgen, deine Kräfte, dein Leben, gehören dem Staate. Was ist der Staat? Eine Gesellschaft von Menschen, welche die Geselligkeit, die Freundschaft, die Tugend und das Verlangen, glücklich zu leben, in einen Körper verbunden hat. Ein feierliches, ein heiliges Band, das von Vater auf Sohn übertragen worden, fest

felt sie unter keiner andern Bedingung zusammen, als daß ein jedes Glied seine Kräfte und Bemühungen zu dem allgemeinen Schatze hergebe, welcher zusammen genommen die Stärke, die Sicherheit und die Glückseligkeit desselben ausmacht. Niemand, der die Zinsen dieses gemeinschaftlichen Schatzes ziehen; niemand, der Theil an der Bequemlichkeit, an der Ruhe, Sicherheit, an den kostbaren Früchten des Friedens, haben will, darf sein eigenes Vermögen, das heißt, seine Kräfte, Sorgen, Bemühungen, dem allgemeinen Schatze versagen. Wer nicht sät, mein Sohn, der darf keinen Theil der Erndte fodern; er ist ungerecht, und beraubet den, der seinen Theil verdienet, wenn er da nimmt, wo er nichts gegeben hat.

Es ist eine sehr stolze und lächerliche, eine sehr kurzsichtige, undankbare und niedrige Denkungsart, welche begüterte Thoren verleitet, sich für unumschränkte Herren über sich selbst zu halten, und ihren Nachkommen die verderblichen Gedanken beizubringen, daß sie von keinem Menschen abhängen; daß sie leben können, wie sie wollen; daß sie von dem Staate nichts verlangen, und also dem Staate nichts

nichts geben dürfen. Worauf gründen sie diese Gedanken? Auf das Vermögen, was sie besitzen. Haben sie denn vergessen, wer ihnen dieses Vermögen gab? Kurzlichtiger Eigennuz! Ihr sehet nur auf eure nächsten Väter zurück. Gehet mit euren Gedanken weiter; gehet bis dahin, wo der erste eures Namens nicht mehr hatte, als ein jedes andere Glied des Staates, und saget dann, woher habet ihr diese Vortheile vor andern? Waren sie ein Raub, den einer eurer Ahnen der Gesellschaft entwandte? Wer wird auf einen Raub stolz seyn! Ihr solltet ihn dem zurück geben, dem er gehöret; oder wenigstens solltet ihr durch Verdienste das zum rechtmässigen Eigenthume machen, was eure Väter unrechtmässig besaßen: ihr solltet ihre Sünden durch eure Tugenden auszulischen suchen, und dem Staate für seinen Verlust durch eure Dienste eine Vergeltung geben! Waren sie eine Belohnung der Verdienste eures Stammvaters; so erinnert euch, daß sie nur Verdiensten gegeben sind: daß der Besitz derselben nichts anders, als ein Darlehn ist, wofür ihr gleiche Dienste zu zahlen habet: daß euch eben die Dankbarkeit verbindet, die eure Väter verband.

Oder nennt ihr diese Vortheile etwas, das der Fleiß eurer Ahnen verdiente? Wie viele haben eben den Fleiß gehabt, eben die Dienste gethan, die nichts erhielten! Sind diese unbelohnt geblieben? Nein, sie haben das dafür erhalten, was sie suchten, was sie von einer Gesellschaft erwarten konnten: das, was aus dem Zwecke des gesellschaftlichen Lebens fließt: das, warum sich viele Glieder in einem politischen Körper verbinden, Schutz von aussen, Sicherheit, Ruhe, Bequemlichkeit von innen. Was können sie mehr fordern, als das, was ihren angewandten Bemühungen genau entspricht? Sie sind also belohnt, sie genießen täglich die Zinsen ihres auf Wucher ausgelegten Vermögens. Das übrige ist ein blosses, ein freiwilliges Geschenk, das zu mehr, als gemeinen Diensten, verbindet; weil es mehr ist, als die versprochene gemeine Belohnung.

Doch vielleicht rühmen sich diese Eingebildeten eines besondern Fleißes ihrer Ahnen, und geben diese Vorzüge für ein Eigenthum aus, welches sie durch einen Privatfleiß, der von ihren Diensten für den Staat unterschieden war, erworben haben. Ich verwerfe diese Entschuldigung nicht; aber löset denn

denn die Mehrmässigkeit eines Eigenthumes die Bande auf, welche uns mit dem Staate verbinden? Wollen wir ihm nur so lange dienen, bis wir uns, unter seinem Schutze, und durch seinen Vorschub, reich und mächtig genug gemacht haben, um für uns allein leben zu können? Wenn solche eigennütze Grundsätze alle Glieder treiben, wie lange würde der Staat bestehen? Jeder nimmt sein Vermögen an Kräften, Diensten und Sorgen zurück; die Bande lösen sich nach einander auf, und das gemeine Wesen, welches nur deswegen stark, mächtig, dauerhaft war, weil es aus vielen einzelnen Kräften bestand, löset sich wieder in seine Elemente auf, und zertheilet sich in tausend einfache Kräfte, die weder Stärke, noch Ruhe, noch Sicherheit haben, sondern von der ersten Gewalt, die Lust hat, sie zu zerstören, ihren Untergang befürchten müssen.

Ach! mein Sohn, man kann diesem Staate nicht genug dienen: man kann diese vortrefliche Einrichtung, welche unter allen Erfindungen dem menschlichen Verstande die grösste Ehre macht, nicht genug zu befördern, zu unterstützen und zu erhalten suchen. Alle Dienste, alle Sorgen, alle Mühselig-

zeiten, die wir ihm geben, kehren wieder auf uns zurück, und belohnen sich mit Glückseligkeiten. Der Staat ist wie das Meer, das alles Gewässer einzelner Ströme in seinen mächtigen Schooß sammlet, um es durch Adern in der Erde in alle Gegenden zu leiten, und überall auszutheilen. Er ist wie das Herz des organischen Körpers, aus dessen beständigem Vorrathe jedes Glied Blut, Wärme und Leben empfängt. Versperre die grossen Zugänge, wodurch es das empfängt, was es vertheilen soll; wie wird das Ganze, wie werden die einzelnen Glieder bestehen, deren Leben und Gesundheit unauslöschlich mit dem Ganzen verbunden ist? Versage dem Staate einzelne Dienste; wie werden die Theile bestehen, die nur bloß in ihm leben?

Jeder Abgang ist hier ein Verlust; und gesetzt, daß noch einzelne Kräfte genug bleiben, wenn einer schon die seinigen zurück nimmt; was ist es für eine unverschämte Forderung, die Frucht fremder Arbeit genießten zu wollen? Man muß auch alsdann den Vortheilen entsagen, der Ruhe, der Sicherheit, des Schutzes, die der Staat giebt. Man muß in den natürlichen Stand wieder zurück kehren, wenn  
 ie

je einer vorher gewesen ist, und sein eigener Schutz seyn!

Glaube nicht, mein Sohn, daß man die Bezgriffe des Patriotismus übertreiben kann; so lange sie uns nicht verleiten, die allgemeine Menschenliebe zu kränken, und diejenigen als Feinde zu hassen, oder als schlechtere zu verachten, welche Glieder einer andern Gesellschaft sind. Es ist ein schöner Enthusiasmus, der uns begeistert, und hinreißt, alles für ihn aufzuopfern. Wir bewundern ihn, wo wir ihn finden. Wir erstaunen über die Thaten, die er verrichtet hat, und können uns nicht überwinden, Männern, welche sich des Staats wegen, alles versagten, Ehrfurcht und Bewunderung zu entrichten. Die Liebe des Staats ist, wo nicht heiliger, doch so heilig, als die Liebe der Kinder zu ihren Aeltern; sie ist auf eine gleich grosse, wo nicht grössere, Dankbarkeit gegründet; und in diesen, wie überhaupt in allen Tugenden, ist das Weitgetriebene bewundernswürdig. Gemeine Seelen sind nicht groß genug, sich zu derjenigen Höhe zu schwingen, die eine gänzliche Verleugnung des Privatnuzens oder der eigenen Absichten erfordert. Sie fühlen

diese inwendigen mächtigen Triebfedern nicht, die den Patrioten in das Feld der Geschäfte treiben, wo er Ruhe, Vergnügen und Leben waget; ohne sich besondere Vortheile versprechen zu können. Sie genießen die Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens, ohne Empfindung, ohne Dankbarkeit, ohne zu wissen, woher sie kommen: wie der Pöbel das Licht und die Wärme genießt, ohne die Größe desjenigen Wesens mit Dankbarkeit zu bewundern, welches die Sonne erschuf. Die Gewohnheit ihre wohlthätigen Wirkungen zu genießen, macht ihr gegen das Wunder blind, von dem sie kommen. Aber wenn diese Sonne nicht mehr leuchtete: so würde der Pöbel seine Augen öffnen, und die Größe der Wohlthat aus dem Verluste derselben empfinden; und der übermüthige Bürger, der igt die gewohnten Vortheile des gesellschaftlichen Lebens nicht erkennet, wenn alle Bande desselben getrennet wären, sich allein überlassen, nach den unzähligen Uebeln, die er ertragen müßte, die unzähligen Vortheile, welche er dem Staate zu verdanken hat, zu berechnen anfangen.

Edlen

Ehnen Seelen darf man nicht erst ihre Verbindlichkeiten vorrechnen, um sie zu ihrer Pflicht aufzumuntern. Sie begreifen, gleichsam wie durch einen Instinkt, alles das auf einmal, was der langsame Pöbel mit Mühe lernen muß, und vielleicht niemals recht lernet. Die lacedämonischen Mütter sind vielleicht Barbarn in den Augen des letzten, wenn sie ihre Söhne mit der Ermahnung in die Schlacht schickten: komm mit, oder auf deinem Schilde zurück! aber ein edler Geist begreift aus einem einzigen solcher Beispiele die ganze Lehre von seinen Pflichten. Er bewundert, er beneidet, er fühlet, er wird hingerissen, und gleichsam von einem sympathetischen Patriotismus angesteckt.

Mit einem solchen Schüler glaube ich hier zu reden. — Mit einem solchen rede ich wirklich; wenn deine Jünglingsjahre den Mann geben, den deine Jugend versprach. Bewunderst du noch den Mann, der bei Thermopylä fiel: den, der sich mitten in die Feinde stürzte, um den seinigen den Sieg zu erkaufen, und nicht Anstand nahm, für das Vaterland zu sterben: den, der durch alle

seine Siege für sich weiter nichts verlangete, als in Ruhe sein Land zu pflügen: den, der selbst seinem Vaterlande rieth, für einen Bürger, ihn selbst, nicht alle Früchte seines Sieges wegzugehen: den Vater, der in seinem Sohne den Beräthrer bestrafte: den, der allein ein ganzes Heer von Feinden so lange zurück hielt, bis der Zugang in seine Vaterstadt zerstört war (\*); so bist du ein solcher, bei dem ein Beispiel des erhabener die Stelle von hundert Bewegungsgründen vertritt; so wirst du mehr, als mich bloß versehen.

Laß dir nicht einkommen, mein Sohn, daß du dem Staate um besondere Vortheile dienen wollest. Du hast schon Vortheile genug in dem, was du von deinen Aeltern empfängst, und was sie nicht haben könnten, wenn sie nicht in einem Staate gelebet hätten. Wenn er dir die Kosten giebt, die sein Dienst dir nothwendig machet; so giebt er dir alles, was du fordern kannst; deinen  
Eifer

(\* Leonidas, Codrus, Curius Dentatus, Regulus, Brutus, Horatius Cocles,

Eifer bist du ihm schuldig. Laß ihn diejenigen ernähren, die in seinen Geschäften nicht Zeit haben, für ihr Leben zu sorgen. Deine Hauptabsicht sei die Freude, ihm zu dienen, und die Ehre, die solchen Diensten folget. Beklage dich nicht über seine Undankbarkeit, wenn er nicht diejenigen eiteln Wünsche befriediget, welche nur zu oft die Bewegungsgründe sind, warum man sich ihm ergiebt. Es ist unvernünftig und ungerecht, sich über die Undankbarkeit dessen zu beklagen, der uns mit Recht mit der Entschuldigung abweisen kann, daß wir nichts mehr gethan haben, als was wir schuldig waren. Wenn er dich mit Kalksinnigkeit ansieht; so ist das ein Zeichen, daß er deine Verdienste nicht bemerkt: und kann das dich erzürnen? Kann das dich zu einer Rache berechtigen? Bemühe dich, daß er sie erkennen muß: laß seine Kalksinnigkeit dir ein neuer Bewegungsgrund seyn, deinen Eifer durch ausnehmende Thaten oder Verdienste sichtbar zu machen. Camillus würde kaum verdienen, unter die Helden gezählet zu werden: er würde seinen ganzen glänzenden Ruhm, als ein Patriot, ver-

scherzet haben, wenn er da sein Leben beschloffen hätte, als er in die Verbannung gieng, und seinem Vaterlande fluchte. Hier wirst du umsonst den Patrioten suchen: suche ihn in der Handlung, wodurch er diesen Flecken seines Andenkens wieder auslöschete, und eben die Römer von dem Untergange rettete, die ihn verbannet hatten.

Das, was Eigennütziges Undankbarkeit des Staates nennen, giebt dem Patrioten eine Gelegenheit, sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen. Ein wilder Coriolan geht vor Rache entflammt, und erniedriget sich, von Feinden Beistand zu erbetteln, um sein Vaterland zu unterstützen: kaum können die Thränen seiner Mutter seinen gottlosen Zorn löschen: ein Camillus sieht seine Vaterstadt rauchen, und eilet hin, um durch ihre Erhaltung zu verdienen, daß er wieder ihr Bürger werde. Wolltest du eine so seltene Gelegenheit verlieren? Wolltest du dich durch Unwillen, des Hasses und der Verachtung erst würdig machen, welche vielleicht der Neid einer Parthei unschuldig auf dich geladen hatte? Deine Feinde werden alsdann ihre Absicht erreichen: du wirst ihre

ihre Anschläge selbst befördern, und gerade der Nichtswürdige werden, den sie dich zu seyn logen. Räche dich so, daß du deine zweifelhafte Ehre in ein helles Licht sezeß, und diejenigen beschämest, welche böshast genug waren, sie zweifelhaft zu machen.

Es kränket unsern Stolz, wenn der Staat keine Augen hat, unsere Verdienste zu sehen. Wenn wir ohne Eigennuz dienen, so wollen wir wenigstens nicht verachtet seyn. — Das sind Klagen, die wir täglich hören. Aber von wem? Meistens von gleichgültigen Personen, welche von ihren Verdiensten keine andere Beweise aufzeigen können, als ihr Wort. Leute, welche ihre eigenen Richter über ihre Größe seyn wollen, und sich verachtet glauben, weil sie andern nicht vorgezogen werden, die sie verachten. Doch es sei, daß der Staat zuweilen Verdienste nicht bemerket. Was geht das einen Patrioten an, der nur dienet, um zu dienen, nicht das Auge zu blenden? Will er gesehen seyn? Warum? Ist er mit Beifall zufrieden? Ich zweifele! Er hat andere eigennützigte Absichten; er will diesen Beifall zu

zu einer Stufe unter sich haben, um höher zu steigen. Gieb ihm Beifall, gieb ihm das Lob, was er wünschte: er wird es bald als einen Erweis seiner Verdienste gebrauchen; und die nächste Folge aus diesem Erweise wird den Staat der Undankbarkeit überweisen, weil er ihn nicht hervorzieht, weil er nicht steigen kann.

Steigen! So dienet er denn, um zu steigen? Der Patriot dienet, um wohlzuthun. Er hat keinen andern Bewegungsgrund, als seinen Eifer, und überläßt es gänzlich seinem Staate, ob er ihn erheben will. Er folget dem, wozu er ihn beruft. Aber der Stolz schäzet sich immer größerer Geschäfte fähig, als die sind, die er hat; und der Eigennuz verlangt nicht so sehr nach größern Diensten, als nach den Vortheilen, welche mit denselben verbunden sind. Diese eigennütigen Leidenschaften sind das Band, welches sie mit dem Wohl der Gesellschaft verbindet; sie wissen nichts von den engeren Banden des patriotischen Eifers, die den Uneigennütigen in allen Schicksalen mit dem geliebten Staate unauflösllich verbinden. Sie dienen demnach so lange,

als

als diese schwachen Fäden halten wollen; und es kostet sie keinen Kampf, einen Staat zu verlassen, der ihre Leidenschaften nicht so befriedigen will, wie sie wünschen. Unglücklicher Staat, wenn deine eigenen Kinder dir als Miethlinge dienen wollen! (\*)

Oft hält den stolzen Troz, der sich durch so kleine und eigennützigte Bewegungsgründe hat aufbringen lassen, die Dienste des Staates zu haſſen, nichts, als ein gleichniedriger Bewegungsgrund zurück, wenn sie ihn nicht gänzlich verlassen. Das, was Eifer und Patriotismus seyn sollte, ist bei ihm ein schlechtes Gewerbe: er dienet dem Staate, weil er leben muß; und nichts, als der Mangel an Vermögen, zügelt seinen Unwillen. Unglücklich ist derjenige, der bei so elenden Grundsätzen, bei so weniger Liebe des Vaterlandes, in dem, was seine Vorfahren vielleicht durch ein unverdrossenes Leben in Mühsamkeiten oder

(\*) Habere quaestui rempublicam non modo turpe est, sed sceleratum et nefarium. Cic. de Offic.

oder Gefahren, für das gemeine Beste, erworben haben, einen Rückhalt findet, seine Thorheit oder gar sein Laster zu unterstützen!

Ach! mein Sohn! Ich segne die Stunden, worinn ich für den Vortheil meiner Kinder mir selbst die Ruhe versaget, und gesorget habe, ihnen ein Vermögen zu hinterlassen, womit sie die Ehre und das Ansehen ihres Hauses erhalten könnten. Ich werde mit Freuden, wenn meine Stunde mich ruft, dem, der nach mir leben soll, gern meine Stelle einräumen, und ihm den Besitz alles dessen abtreten, was ich noch das meine nenne. Es wird mir ein froher Gedanke, ein Herz erhebender Trost im Sterben seyn, wenn ich nahe vor dem letzten Schritte in eine andere Welt, noch einmal in die zurück sehe, die ich verlassse, und mich überzeuge, daß ich mir auch, als Vater, nichts vorzuwerfen habe. Wenn ich sehe, daß ich, ehe ich dieses Leben verließ, für die, die es von mir erhielten, einen Grund gelegt habe, worauf sie ihre Glückseligkeit erbauen können. Was kann einem zärtlichen Vater süßter seyn, als die Versicherung, daß seine Kinder  
nach

nach ihm zufrieden leben können! Aber ich würde meine Sorgen und Mühe in einen Fluch verwandelt sehen, und mein unseliges Glück beweisen, wenn ich besorgen müßte, daß diese erworbenen Reichthümer jemals eine Stütze würden, worauf sich die Unart meiner Kinder lehnte. Ach! mein geliebter Sohn, sollten sie jemals dazu dienen, dich übermüthig, stolz, undankbar und trotzig gegen dein Vaterland zu machen! — Kaum kann ich den Gedanken ertragen: kaum kann ich glauben, daß meine Lehren so unnütz bei dir gewesen seyn sollten. — Bedenke, wie ich dich geliebet habe. Bedenke, was ich deinetwegen dem Vaterlande schuldig geblieben bin, und vergiß es niemals, daß du sowohl die Sorgen, die ich diesem entzogen, um sie dir zuzuwenden, als auch deine eigene Schuld zu ersetzen, und abzutragen hast!





## XXXII. Brief.

An denselben.

**N**iemand, mein Sohn, hat die freie Wahl, ob er für sich, oder für den Staat, leben wolle? Der Staat besteht nicht anders, als durch das Bündniß der Glieder, vermöge dessen sie sich zu gemeinschaftlicher Hülfe verbanden. Der Namen, Bürger, schließt bereits ein geheimes Erkennen der Pflichten ein, ohne deren Ausübung kein Bürger seyn kann. Jeder ist seine Auslage von Diensten schuldig; müßige Glieder sind nur eine Last des Staates. Sie theilen die Zinsen, wenn ich so reden darf, in mehr und kleinere Theile; weil sie den Fond nicht vergrößern, und berauben Tausende dessen, was sie genießen.

Deine Geburt, deine Erziehung, meine Absicht, deine Pflicht, verbinden dich, deinem Vaterlande so lange zu dienen, als es deine Dienste

Dienste brauchen kann: hüte dich, diese Bande eher aufzulösen, als bis die Natur selbst sie auflöset. Schwachheit, oder Alter, sind die einzigen guten Entschuldigungen; die andern sind meistens eigennützig, oder nichtswürdig. Wenn der gemeine Haufen arbeitet, und wenn es Gesetze giebt, die den Müßigen zur Thätigkeit anhalten; soll der Adel, diese Nerve des Staates, unthätig seyn? Jeder dünket sich auf seinen Gütern, wo er herrschet, und von Gemächlichkeit und Ueberfluß bedienet wird, ein eigener König seiner kleinen Welt; und hält den Patrioten, der sich den Geschäften widmet, für einen Sklaven. Aber wer anter ihnen ist der größte Mann, der Sklav, oder der eingebildecete König? Worauf ist er stolz? Darauf, daß seine Ahnen bessere Bürger waren, als er? Darauf, daß sie Fleiß genug besaßen, um ihren Enkeln Gelegenheit zu geben, daß sie Müßiggänger werden konnten? Welch ein elender Vorzug ist der Adel, wenn wir keine andere Verdienste vorzuzeigen haben, als das Schwert unserer Ahnen, das bei uns verrostete, als Exempel, die wir nicht nachahmen, als Güter, die

Mor. Br. 2. Th.                      Dd                      mit

wir nicht verdienen! Was für Begriffe müssen die von der Ehre haben, die auf solche Reliquien stolz seyn können!

Wie kriechend ist nicht die Entschuldigung; „Wir haben nicht nöthig, Sklaven anderer zu seyn: „ wie leer von allen guten Gesinnungen der Menschenliebe, der Großmuth, der Liebe zum Vaterlande! Curius pflügte nur dann sein Feld, wenn er nicht siegete. Verdienet nicht jeder Soldat, der nur einen Feind seines Vaterlandes zurückhält, weit mehr Ehre, als der stolze Sohn so vieler Halbgötter: der sich selbst sein Staat ist, und, ausser seinem Vergnügen, nichts kennt, was ihn zur Thätigkeit bewegen sollte? Das Privatleben ist nur dann eine Ehrenstelle, wenn die Geseze des Staates umgestürzt sind, und die eisernen Zügel der Regierung in der Hand der Tyrannen und der Lasterhaften liegen (\*).

Glauc

(\*) Where vice prevail's and impious men  
bear sway,  
The post of Honour is a private station.  
*Addit. im Cato.*

Glaube mir, mein Sohn, es giebt so wenig eine erbliche Ehre, als erbliche Tugenden: und man ist niemals edel, als wenn man es zu seyn verdienet. Die Helme und die Wapen sind vielleicht Zeugnisse von den Verdiensten derer, die vor uns waren; aber niemals Zeugnisse von der Tugend dessen, der sie erbt. Du hast Recht, wenn du sie Ermunterungen nennest, die den jungen Edelmann treiben müssen, denen nachzuahmen, die sie zuerst erwarben. Du kannst noch mehr sagen; du kannst behaupten, daß sie heilige Vermächtnisse sind, die ihn verbinden, den Adel seines Blutes der Welt durch vorzügliche Tugenden und Verdienste darzuthun. Aber wahrhaftig, die rühmliche Musse eines Privatlebens, die Klugheit, zu wuchern, die Tapferkeit gegen das Wild, sind nicht die Tugenden, wodurch sie erworben wurden!

Ich will deiner Thätigkeit ein rühmlicheres Feld anweisen; den Staat! Hieher rufen dich diejenigen von deinen grossen Vorfahren, die für sein Bestes dachten, und diejenigen, die für seine Sicherheit ihr Blut wageten. Sieh, der Har-

nisch, und das Schwerdt, das Friedenskleid und der Orden, sind die Sinnbilder ihrer Tugenden, die dich unterweisen, wie du ihnen nachgehen, und gleiche Ehre verdienen kannst; verdiene sie da, wo sie sie erwarben; nicht da, wo vielleicht ihre Bilder stehen.

Izt bist du in dem Alter, wo ihr Ruf an dich ergeht; und ich zweifele nicht, du werdest ihn hören. Sie fodern dich auf, eine von denen thätigen Lebensarten zu wählen, worinn sie groß geworden sind; und es beruhet auf dir, deine Neigungen und Kräfte zu erforschen, um eine Lebensart zu wählen, worinn du zufrieden, rühmlich und groß werden könnest. Ohne diese genaue Erforschung deiner selbst, ohne diese gewissenhafte Prüfung und Wahl, sezest du dich in Gefahr, ein Leben zu beginnen, dem Unzufriedenheit, Mißvergnügen und Mittelmäßigkeit folgen. Der Schöpfer, der den ersten Menschen zur Gesellschaft schuf, legte ihm, in eben der Absicht, worinn er ihm Triebe der Geselligkeit gab, auch verschiedene Neigungen und verschiedene Kräfte bei, um die mannichfaltigen Geschäfte des gemeinschafts

schaftlichen Lebens eben so mannichfaltig zu vertheilen. Jeder hat seinen eigenen, ihm gehörigen Theil, zu suchen, und wird nur in dem zu einer Grösse gelangen, wozu ihn seine Natur ersehen hatte.

Du hast unter zwei Hauptbeschäftigungen zu wählen, welche beide mit Arbeit und Mühe verbunden sind; wiewohl jede anders. Beide mußt du kennen, um zu erforschen, welcher von ihnen deine Neigungen und Kräfte entsprechen. Laß mich dabei das thun, was ich noch kann; laß mich dich an die Pflichten, Sorgen und Mühsamkeiten beider Beschäftigungen erinnern; dann wirst du dich nach einem Plane richtiger prüfen können.

Der bürgerliche Stand erfordert vornehmlich eine grössere Anstrengung unserer Verstandkräfte. Ein Mann, der sich in diesem dem Staate widmet, hat eine fast unzählbare Menge von Wahrheiten vor sich, womit er seinen Geist nähren muß. Er muß sich durch mannichfaltige Erkenntnisse zu den verschiedenen Geschäften vorbereiten, wozu der Staat ihn brauchen will. Bald soll

er ein Mittler streitender Parteien seyn, welche darinn ihren Vortheil finden, daß sie die Wahrheiten und Rechte verwirren, und in tiefen Spitzfindigkeiten vor den Augen des Richters verstecken. Nicht bloß Mühe und Unverdroffenheit, nicht bloß ein fester Vorsatz, durch alle diese Nebel hindurch zu dringen, und die Wahrheit aus ihrer tiefen Dunkelheit hervor zu holen, reichen hierzu: er muß auch seinen Verstand durch eine erworbene Fertigkeit im Denken geweget haben: er muß alle Wahrheiten der Rechte in ihrer Kette übersehen, und den Schein, welcher oft so nahe an der Wahrheit gränzet, an fast unmerklichen Zeichen zu erkennen wissen. Welch ein Fleiß, welche eine Arbeit wird erfordert, ihn so weit zu bringen! Das Amt eines Richters ist eines der wichtigsten, in Ansehung der Mühe, die es erfordert, und der Gewissenhaftigkeit, die es voraussetzet. Es gehöret eine herzliche Menschenliebe dazu, welche uns gleich geneigt macht, allen Menschen zu dienen, und keiner Parteilichkeit Raum zu geben. Eine Liebe für die Wahrheit und Billigkeit, welche diese allgemeine Menschen-

liebe

liebe den rechten Weg leitet, und dem allein zuwendet, der sie durch die Gerechtigkeit seiner Sache verdienet.

Und wie viel Hindernisse leget ihr nicht, theils die Bosheit, theils der Irrthum der Menschen in den Weg! Freundschaft, Eingenliebe, Vortheil, Hochmuth, alle die starken Neigungen empören sich oft wider den Ausspruch, den unsere Gerechtigkeit thun sollte. Welch eine unüberwindliche Liebe für die Billigkeit muß der Richter besitzen, der alle diese überwinden will! Der Schuldige sucht oft das, was er durch die Stärke seiner Rechte nicht erhalten kann, durch Verblendung mit Geschenken zu gewinnen, und wendet sich von unserer Gerechtigkeit an unsern Eigennuz, oder an unsere Eitelkeit. Was helfen uns alle unsere Bemühungen, wodurch wir unsern Verstand so viele Jahre hindurch geübet haben, Recht und Unrecht, Schein und Wahrheit zu unterscheiden; was hilft uns alle die mit Mühe erworbene weitläufige Gelehrsamkeit, wenn sie nicht zu dem Zwecke angewandt wird, wozu wir sie erlangeten? Ihre Absicht, die Wohlthätigkeit,

geht verloren; wir haben sie umsonst erworben! Die gekränkte Unschuld weinet eben so sehr über uns, wenn wir ungerecht sind, als wenn wir gänzlich aus Unwissenheit, ihre Rechte verrathen hätten; und ihre Thränen müssen uns ein weit grausamerer Vorwurf seyn, wenn wir sie mit Vorsatz unterdrücken lassen, und selbst von dem Verbrechen überzeuget sind, dessen sie uns beschuldiget.

Vielleicht trägt dir dein Vaterland die Sorge auf, seine größten Geschäfte mit andern Staaten zu verwalten. Welche grosse Einsichten, welche Bekanntschaft mit den verschiedenen Interessen, welche unermüdete Geduld, Standhaftigkeit, und Liebe zur Gerechtigkeit, mußt du zu dieser Ehrenstelle mitbringen! Als Richter kannst du nur einzelne Personen kränken; hier die Rechte einer ganzen Nation. Welche Fähigkeiten muß der Mann besitzen, welche patriotische Liebe für sein Vaterland, dem ein ganzes Volk die Sorge für seine Wohlfahrt aufträgt? Was hat er nicht zu befürchten, und zu überwinden? Wenn er vielleicht Großmuth genug besitzt, als Richter  
 Kleine

Kleine Geschenke mit Verachtung zurück zu weisen, wird diese Großmuth, die hier genug war, auch genug seyn, sein Herz vor königlichen Geschenken zu verwahren? Wird der Grad der Fähigkeit und des Scharffsinnes, wodurch er die Betrügereien einer gemeinen Schikane entdeckte, auch die feinen Kunstgriffe der größten Staatsleute entwickeln, welche aus einer ganzen Nation ausgesuchet sind, um ihren Nutzen zu befördern?

Noch einen Schritt des bürgerlichen Lebens kannst du thun; einen Schritt, der dich an die Seite des Monarchen sezet, wo er seine Regierungsforgen mit dir theilen will. Ach! mein Sohn, solltest du dahin gelangen, so erinnere dich, daß du bloß deswegen die Zügel der Regierung fährest, damit du, wo möglich, ein ganzes Volk glücklich machest! Wie mannichfaltige Einsichten muß nicht der Geist eines Ministers besitzen! Er ist die Triebfeder, die die ganze Maschine des Staates in Bewegung sezen, und allen Kräften ihre Arbeit und Thätigkeit ertheilen soll. Er muß alle diese mannichfaltigen Kräfte kennen, um diese Aemter zu besetzen. Er muß ihre

ihre Fähigkeiten beurtheilen können : und zu diesem schweren Geschäfte seinen Verstand mit großen Kenntnissen vorbereitet haben. Eine fast allgemeine Gelehrsamkeit , eine allgemeine Kenntniß der Talente , Neigungen und erworbenen Geschicklichkeiten wird ihn nur zu einem Richter über so unzählige Kräfte berechtigen können. Wenn die Räder der Maschine nicht ihr Verhältniß an Stärke gegen die Last haben , der sie die Bewegung mittheilen sollen ; so spielen sie unordentlich und schwach ; die Bewegung hört bald auf , und das ganze Kunstwerk steht. Die Fehler und Mängel in einem kleinen Theile des Staates , verbreiten sich immer weiter , und theilen sich endlich dem Ganzen mit. Womit soll der Staat zuletzt seine hohen Aemtern besetzen , wenn große Lehrer ihm nicht Erbhne erziehen , welche seinen Geschäften gewachsen sind ? Der Schüler wird selten , wo nicht vielleicht durch außerordentliche Gaben , die doch ein seltenes Geschenk der Natur sind , größer , als sein Lehrer. Der größte Theil der Lernenden bleibt hinter dem Lehrer , und die Grade der Fähigkeiten nehmen so ab , wie sie sich fortpflanzen.

Was

Was für wachsame Augen erfordert nicht die Beobachtung der Gesetze; was für Scharfsinnigkeit und Beurtheilung die Besetzung der Aemter; was für Einsicht und Aufmerksamkeit die Verbesserung der Mängel; was für Gerechtigkeit die Entscheidung des streitigen Rechts des Schuldigen und Unschuldigen; was für Menschenliebe, Sorgen, Arbeit, Geduld, ein ganzes Volk zu regieren, welches seine Ruhe und Glückseligkeit von uns fodert!

Erwäge alles wohl, mein Sohn! Untersuche dein Herz und deine Fähigkeiten nach diesem Entwurfe, der dir vielleicht noch das wenigste von allen denen Arbeiten und Mühsamkeiten vorstellet, welche von einem solchen Manne gefodert werden!

Noch ein Weg steht dir offen, den deine Ahnen dir anweisen: ein Stand, der nicht so grosse Gelehrsamkeit, aber eben so grosse Tugenden erfordert; der Krieg. In jenem darfst du dich nicht weigern, deinem Vaterlande deine Ruhe aufzuopfern; in diesem darfst du nicht ansehen, ihm dein Blut zu geben, wenn er es fodert.

fordert. Dieser Weg ist prächtig, weil er mit Lorbern bestreuet ist. Der Held hat in den Augen der Welt mehr Ansehen, als der Patriot, der das Ruder des Staates führet. Allein, laß dich nicht von dem Glanze des einen blenden, um blind gegen die Größe des andern zu seyn. Sie erhalten beide den Staat: der eine von außen, der andere von innen; und ist es nicht gleich, ob man für ihn sein Leben endiget, oder sich den Genuß seines Lebens versagt?

Ein Mann, der seinem Vaterlande im Kriege nützen will, ein Held, muß sich durch ein arbeitsames, hartes und beschwerliches Leben zu einem Stande vorbereiten, wo er Geduld, Standhaftigkeit, Verachtung der Bequemlichkeiten und Vergnügen, auszuüben, und mit Mangel, Hitze und Kälte, zu kämpfen hat. Er muß in allen Tugenden seinen Soldaten ein Beispiel seyn, und sie das erdulden lehren, was er selbst erduldet. Wenn der heiße Tag unter Mühsamkeiten des Marsches, oder unter den Arbeiten der Schlacht, vergangen ist; so bringt oft nur die Nacht denen den sichern Schlaf, die sich ihrer Sicherheit wegen

gen auf ihn verlassen. Für ihn erscheint sie nicht; sein Bette ist ein Rasen auf dem Schlachtfelde; ein Stein, oder ein Baum trägt sein ermüdetes Haupt, dem das Gewichte des Helmes Narben drücker, und tiefe Gedanken keinen Schlummer erlauben. Hier liegt er unter dem thauenden Himmel, und kommt der Sonne zuvor, die den andern Tag wieder bringt.

Oft hat er Märsche zurück zu legen, worauf keine Quelle seinen heißen Durst löschet, keine andere Nahrung, als Brodt, seine schwachen Kräfte erhält, und an dessen Ende er Gefahr und Tod erwarten muß. — Und doch sind das nur erst Tugenden, die jeder seiner Soldaten mit ihm theilet. Aber da, wo Blut vergossen werden soll, sein eigenes nicht achten, und sparsamer mit dem Blute seiner Mitbrüder zu seyn, als mit Golde; da Muth und Standhaftigkeit zeigen, und den Tod verachten, wo die Klugheit nicht retten kann; und da, wo diese die Stelle der Tapferkeit vertreten muß, seine Hitze mäßigen; alle Vortheile sehen und ergreifen, die das Versehen des Feindes, oder der Zufall, vielleicht  
nur

nur auf einen Augenblick geben; den Sieg erhalten, ohne ihn theuer zu kaufen; in allen Theilen des Heeres, wie die Seele in allen Gliedern des Körpers, gegenwärtig seyn; die Furchtsamen zu ermuntern, den Kühnen zurück zu halten, den Trägen zu spornen, und den heimlichen Verräther zu entdecken, und zu bestrafen; das erfordert Tapferkeit, die der Himmel nur wenigen giebt, Erfahrung, Wachsamkeit, Grösse der Seelen, und eine unfehlbare Gegenwart des Geistes.

Der Muth eines Helden, der seinem Vaterlande nützen kann, denn wir bewundern sollen, besteht nicht in einer dummen Verachtung des Lebens, nicht in einer wilden und ungezügelter Hitze, sich in die sichtbarste Gefahr zu stürzen. Was hat der Staat für Nutzen von einem Helden, der seine Edbue und sich selbst auf die Schlachtbank liefert, und nichts, als den Ruhm hat, fechtend gestorben zu seyn? Nichts, mein Sohn, ist eine Tugend, was nicht wohlthätig in seiner Wirkung ist; und die Tapferkeit ist nichts mehr, als Verwegenheit, wenn sie mehr auf ihren eigenen Ruhm sieht, als auf das Wohl

Wohl des Staates, der sein Schwert in ihre Hand gegeben hat.

Vielleicht habe ich nur gar zu schwach die Geschäfte geschildert, welche du in beiden Lebensarten antreffen wirst. Ein Mann, der seinem Staate als ein Nichtling dienet, für die Befriedigung eigennütziger Leidenschaften, wird sie sich erleichtern: aber der wahre Patriot, der, was er ist, mit Eifer ist, wird finden, daß die ganze Summe seiner Geschäfte dieses kleine Verzeichniß hundertmal übersteigt. Mir ist es genug, dich einen Blick auf beide Lebensarten werfen zu lassen: damit du dich selbst prüfest, wozu deine Neigungen und Fähigkeiten dir rathen.

Du magst wählen, welche du willst, so erinnere dich des Blutes, wovon du abstammest, und dessen, was die Welt von dir erwartet. Erwinnere dich nie an deine Ahnen, um stolz auf ihre Verdienste zu seyn; sondern um in ihnen die Größe zu sehen, die du zu erreichen hast. Ich kann dir hierüber nichts schöneres sagen, als wenn ich einen Weisen für mich reden lasse.

„Den

„ Den Adel macht kein Saal voll von stau-  
 „ bichten Bildern der Ahnen aus. Niemand hat  
 „ zu unserer Ehre gelebet ; und was vor uns gewes-  
 „ sen ist, gehöret nicht uns. Alle grosse Männer,  
 „ die vor uns gelebet haben, sind unsere Ahnen,  
 „ wenn wir ihrer würdig leben. Alle Menschen  
 „ haben gleich viel Vorfahren vor sich. — Was  
 „ ist thörichter, als wenn man das an einem Mens-  
 „ schen lobet, was einem andern gehöret ? Was  
 „ ist unvernünftiger, als wenn man das bewun-  
 „ dert, was in kurzem einem andern kann übertra-  
 „ gen werden ? Guldene Zügel machen kein Pferd  
 „ schön. Ein jeder muß sich nur dessen rühmen,  
 „ was sein eigen ist (\*). „

Was

(\*) Non facit nobilem atrium plenum fumo-  
 sis imaginibus — Nemo in nostram glo-  
 riam vixit ; nec quod ante nos fuit, nostrum  
 est — Omnes hi majores tui sunt, si de  
 illis geris dignum, — Quid est stultius,  
 quam in homine aliena laudare ? Quid eo  
 dementius, qui ea miratur, quae in alium  
 protinus transferri possunt ? — Non fa-  
 ciunt meliorem equum aurei fraeni. *Sen.*  
*Epist. XLI, XLIV.*

Was vielleicht dem gemeinen Manne rühmlich ist, das ist für dich weit weniger, als die Welt erwarten konnte. Auch in der Mittelmäßigkeit kann jener noch Ehre verdienen; bei dir ist Mittelmäßigkeit und Schande fast nicht unterschieden. Deine Erziehung giebt dir Vorzüge vor ihm, die er nicht ohne Schwierigkeiten und dreifachen Fleiß erwerben kann. Du bist in Grundsätzen erzogen, die er nicht eher erlanget, als bis er sich mit Nachdenken und Fleiß, durch eine Menge von niedrigen Vorurtheilen und Gesinnungen hindurch gearbeitet hat. Seine Väter lebten in einer Dunkelheit, und ließen ihm wenig Exempel, die er bewundern und nachahmen konnte. In allen diesen Stücken bist du über ihm erhaben; und wenn er sich nur bis zu dir erhoben hat, so hat er Stufen erstiegen, du aber hast nichts gethan.

In welche Lebensart dich jemals, entweder deine Wahl, oder dein Schicksal, setzet; so vergiß nicht, daß du in keiner mittelmäßig seyn darfst. Die Verdienste deiner Vorfahren breiten ein

E e

ein

ein Licht um dich auß, bei dem jedes Auge die deinigen untersucht. Ihre Grösse ist der Maassstab, wornach sie die deinigen mißt. Der Adelsbrief und tausend Bilder deiner Ahnen beweisen nur, daß Männer deine Väter waren, deren Sohn du zu seyn nicht verdienst, wenn du sie nicht nachahmest. Willst du ein Recht auf deine Geburt haben, so laß deine Tugenden beweisen, daß du ihnen angehörst.

E N D E.



Dc 315 (87) v

88/

ULB Halle

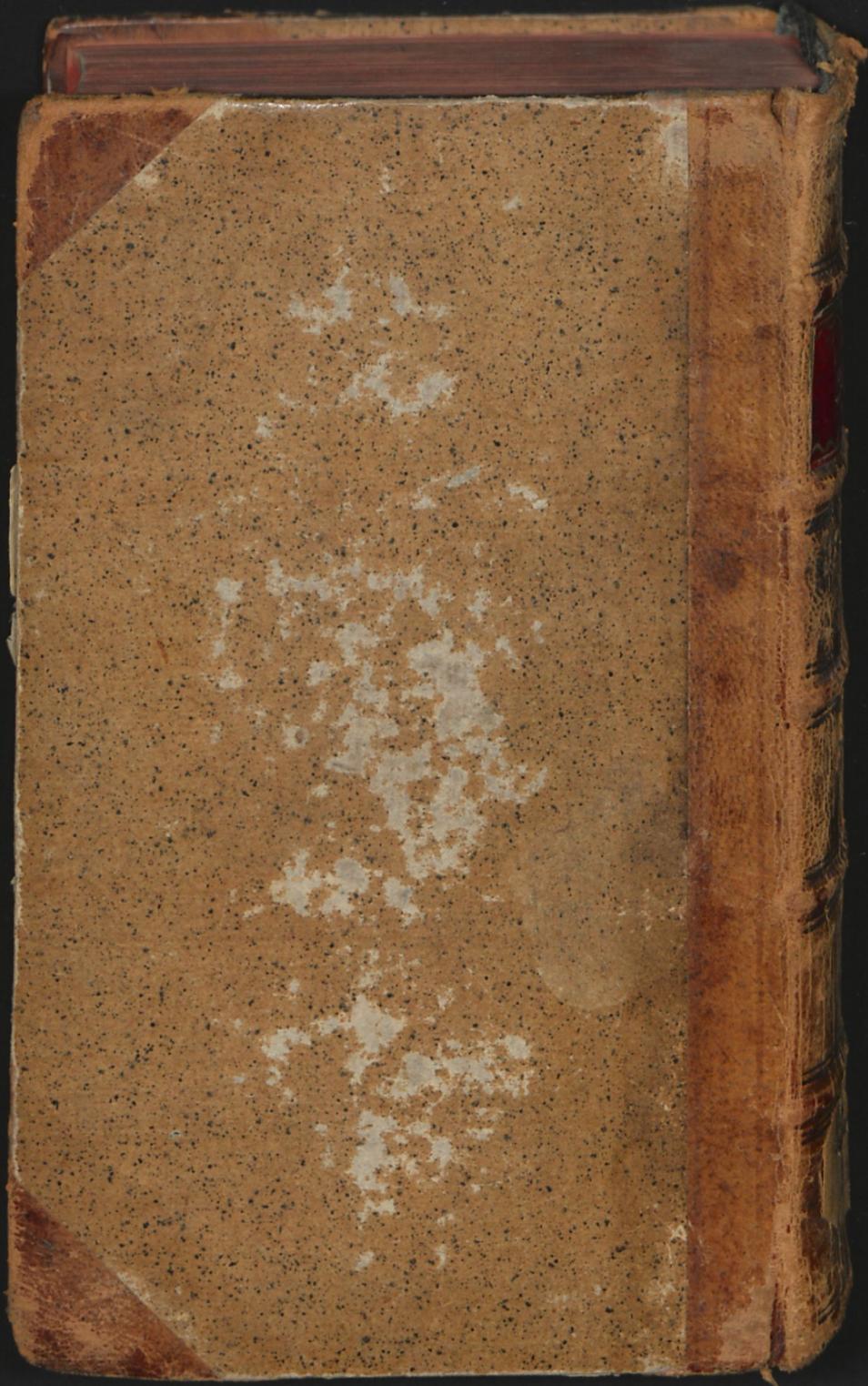
006 238 076

3











Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

Sammlung  
 der besten Deutschen  
 prosaischen Schriftsteller  
 und  
 Dichter  
 Acht und achtzigster Theil.



Dusch moralische Briefe.

Mit allerhöchst-gnädigst Kaiserlichem Privilegio.

Carlsruhe  
 bey Christian Gottlieb Schmieder  
 1778.

